Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Zwölfter Band.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Zwölfter Band.

Berlin 1869.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei

(R. v. Decker).

Aus Ost und West.

Sieben Vorlesungen

von

Friedrich Bodenstedt.

Berlin 1869.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Ein paar orientirende Worte mögen den hier mitgetheilten anspruchslosen Skizzen vorausgehen, wovon einige schon früher in Journalen veröffentlicht wurden und Veranlassung zu vielfach an mich ergangenen Wünschen gaben, meine im Laufe der letzten sechs Winter im Hörsale des Baron v. Liebig gehaltenen Abend-Vorträge zusammenzustellen und herauszugeben.

Meine Vorlesungen an der Universität bewegten sich in diesen sechs Jahren zwischen Ost und West hin und her, indem ich abwechselnd über Geschichte und Literatur der slavischen Völker und Altenglands las; so lag es denn nahe genug, daß ich auch aus diesen Studienkreisen die Gegenstände meiner Darstellung wählte, als ich aufgefordert wurde, theilzunehmen an den vom Professor v. Liebig veranstalteten wissenschaftlichen Abend-Vorträgen, welche alljährlich im Spätwinter von einem Kreise befreundeter Gelehrten vor einem gebildeten Publikum aller Stände gehalten werden. So erklärt sich Inhalt und Entstehung dieses Buches.

München, Ende Februar 1861.

F. B.

Inhaltsverzeichniß.

Ueber slavische Volkspoesie.

Die Slaven rühmen sich, das gesangreichste Volk auf Erden zu sein, und sie suchen diesen Ruhm — in Ermangelung von Dichtern ersten Ranges, welche denen anderer Kulturvölker ebenbürtig wären — vornehmlich durch ihre Volkspoesie zu begründen. Sie halten daran um so fester, als ihnen alle andere Kunstoffenbarung fehlt, indem sie bisher weder in der Malerei, noch in der Skulptur, noch in der Architektur Großes und Eigenthümliches zu schaffen vermochten, was bei einem so uralten, zahlreichen und weitverzweigten Volke allerdings eine auffallende Erscheinung ist.

Ihr ganzes Gemüth, ihre ganze geistige Zeugungskraft hat sich bisher nur im Liede ausgesprochen. Ob und wie weit sie darin wirklich den andern Völkern voranstehen, will ich hier nicht näher prüfen, sondern freudig den Reichthum, die Schönheit und Innigkeit ihrer Volkslieder anerkennend, einen Versuch machen, die Eigenthümlichkeit derselben im großen Ganzen, wie bei den verschiedenen Stämmen, in leicht übersichtlicher Skizze zu veranschaulichen.

Daß die als Beispiele eingeflochtenen Liedesblumen in deutscher Nachbildung viel von ihrem ursprünglichen Duft und Zauber einbüßen mußten, bedarf kaum der Erwähnung. Trotzdem wird ein unverdorbener Geschmack leicht ihren eigenthümlichen Reiz erkennen, der, wie mir scheint, auf einen vorwiegend weiblichen Zug im slavischen Volkscharakter hinweist.

Dieser vorwiegend weibliche Zug mag einigermaßen die sonst völlig räthselhafte Erscheinung erklären, daß ein Volk von so bedeutender poetischer Anlage noch kein großes geschlossenes Kunstwerk zu schaffen vermocht hat, obgleich zerstreut alle Elemente dazu in seiner Volksdichtung vorhanden sind.

Aus den Heldenliedern der Serben tönen homerische Klänge; die melancholischen Dumas der Ukraine geben wunderbar treue Bilder der Sitten, Kämpfe und Leiden des Volks; die polnischen Gesänge athmen glühende Vaterlandsliebe; durch die lyrischen Volkslieder aller slavischen Stämme geht eine naturfrische Tiefe und Reinheit der Empfindung; die reiche, klangvolle, biegsame, noch ganz jungfräuliche Sprache schmiegt sich entgegenkommend allen poetischen Bedürfnissen an — nichts fehlt als ein männlicher Genius, ein poetischer Herrschergeist, um die zerstreuten Elemente sich dienstbar zu machen und mit ihrer Hilfe ein unsterbliches Kunstwerk zu schaffen.

* *
*

Jedes ächte Lied ist der glückliche, sangbare Ausdruck eines energischen Gefühls, einer erhöheten Stimmung oder einer ergreifenden Begebenheit. Mit diesen Worten soll das höchst mannigfaltige Wesen des Liedes nicht erschöpft, sondern nur angedeutet sein, und schon diese Andeutung wird genügen, uns darüber zu verständigen, daß es zur Hervorbringung ächter Lieder einer besondern, eigenthümlichen Begabung bedarf. Die Nothwendigkeit solcher Begabung hat bei der im Gegensatz zur Volksdichtung sogenannten Kunstpoesie noch kein verständiger Mensch in Zweifel gezogen, während über die Entstehung der Volkslieder allerlei wunderliche Vorstellungen sich hartnäckig behaupten und meistens in der irrthümlichen Annahme zusammentreffen, der Ursprung eines Volksliedes lasse sich nicht

auf ein bestimmtes Individuum zurückführen, sondern sei das Gesammterzeugniß einer vielköpfigen Menge, Volk genannt.

Allerdings giebt es einzelne bevorzugte Volksstämme, bei welchen eine gewisse poetische Zeugungskraft sich häufiger offenbart, als bei andern; ich erinnere, um ganz in der Nähe ein Beispiel zu finden, nur an die Bewohner der bayerschen Alpen und ihre zur Cither gesungenen »Schnadahüpfl«; allein unter hunderten solcher improvisirten Reimspielereien sind immer nur wenige von wirklich poetischem Gehalt, und diese wenigen lassen sich immer auf bestimmte Individuen zurückführen, deren Namen freilich im Laufe der Zeit über ihre Lieder vergessen werden. Ja, nicht selten kommt es vor, daß aus höheren Sphären Lieder in das Volk herabfallen und bei diesem, wenn sie ihm mundgerecht sind, als ächte Volkslieder forttönen und dafür gelten; denn das Volk kümmert sich bei den Liedern, die es singt, um künstliche Unterscheidung so wenig, wie um die Namen der Dichter. In dem gesangreichsten Theile des bayerschen Gebirges, am Fuße des Wendelstein, hörte ich drei der jetzt beliebtesten Volkslieder singen und, mit Hilfe des sehr gebildeten Schullehrers von Bayrisch-Zell, gelang es mir, die Verfasser zu entdecken: das eine, das allbekannte Lied vom Wendelstein, stammte, nebst der Melodie, von dem Vorgänger des Schullehrers her, und die beiden andern hatten meinen poetischen Freund Franz von Kobell zum Verfasser.

Bei diesen drei Volksliedern ist also das Volk nicht weiter betheiligt, als daß es sie singt, ohne nach den Verfassern zu fragen. Und eine ähnliche Bewandtniß wird es wohl mit vielen andern Volksliedern haben. Aber natürlich würde weder der treffliche Schullehrer von Bayrisch-Zell, noch Franz von Kobell im Stande gewesen sein, Lieder zu dichten, welche im Munde des Volkes leben, wenn nicht Beide selbst lange unter dem Volke gelebt hätten, das Volk liebten, in der begrenzten Welt seines Redens, Denkens und Fühlens

vollkommen heimisch wären und durch eine besondere Gabe befähigt, den poetischen Ausdruck dafür zu finden. Schon Herder sagt: »Zum Volkssänger gehört nicht, daß er aus dem Pöbel sein muß, oder für den Pöbel singt; so wenig es die edelste Dichtkunst beschimpft, daß sie im Munde des Volkes tönt. Volk heißt nicht der Pöbel auf den Gassen; der singt und dichtet niemals, sondern schreit und verstümmelt.«

Nun kommt es gewiß auch nicht selten vor, daß ein Volkslied wirklich von einem poetisch angelegten, aber ungeschulten Sohne des Volkes herrührt und von Mund zu Mund fortklingend, im Laufe der Zeit allerlei Umwandlungen, Zusätze oder Auslassungen, je nach dem Bedürfnisse des Singenden, erfährt.

Es giebt altüberlieferte Weisen, denen sich die neuen Lieder anbequemen mußten, um den Beifall des Volkes zu gewinnen; so entstand früh eine gewisse Gleichmäßigkeit in Form und Ton, wodurch das Volkslied nach dem Charakter der verschiedenen Stämme ein ganz eigenthümliches Gepräge erhielt in leicht erkennbarem Gegensatz zu den in Gehalt und Form mannigfaltigeren Erzeugnissen der lyrischen Kunstpoesie.

Seit man angefangen hat, die Volkslieder bei verschiedenen Völkern zu sammeln und zu veröffentlichen, haben solche Sammlungen einen höchst wohlthätigen, erfrischenden Einfluß auch auf die Erzeugnisse der Kunstpoesie geübt, aber nur wirklichen Dichtern gelingt es, zum Segen der Kunst, aus diesem lautern Quell zu schöpfen und seine Tropfen in Diamanten zu verwandeln. In Frankreich, England und Deutschland hat das Volkslied nicht wenig dazu beigetragen, den auf der einen Seite durch Rohheit, auf der andern durch Ueberfeinerung verderbten Geschmack zu reinigen und die schwülstigen, zopfigen Reimkünsteleien durch den einfachen Ausdruck natürlicher Gefühle zu verdrängen.

In Frankreich begann dieser Läuterungsprozeß schon durch Molière, der beim Publikum noch heftige Opposition fand, als er (in seinem Misanthropen) dem verkünstelten Sonett des Oronte das einfache Lied:

Si le Roi m'avait donné
  Paris sa grand' ville,
Et qu'il me fallut quitter
  L'amour de ma mie!
Je dirais ou Roi Henri,
  Reprenez votre Paris,
J'aime mieux ma mie, oh gay!
  J'aime mieux ma mie —

gegenüberstellte, welches dadurch literargeschichtliche Berühmtheit erlangte und zur Fahne einer neuen Richtung wurde.

In England übte die Herausgabe von Percy's Reliques einen gewaltigen, auch auf Deutschland nachwirkenden Einfluß, während hier die poetische Würdigung des Volksliedes mit Herder und Goethe begann und die Schätze der ganzen Welt in ihren Bereich zu ziehen suchte.

Aus der Vergleichung der verschiedenen Sammlungen, zu welchen Italien seine werthvollsten Beiträge erst in neuester Zeit geliefert hat,*) ergiebt sich, daß der naive, naturwahre Charakter des Volksliedes im Wesentlichen überall derselbe ist, wie mannigfaltig auch die äußeren Unterscheidungsmerkmale des poetischen Ausdrucks der verschiedenen Völker sein mögen. Das Volkslied verhält sich zu den Erzeugnissen der Kunstpoesie, wie der volksthümliche Tanz zum Ballet, wie die Traube zum gekelterten Wein, oder wie die schlichte Feldblume zu den farbenreichen, künstlich gepflegten Blumen des Gartens und Treibhauses. Es gedeiht auch nur da, wo das Volk noch seinen eigenthümlichen Tanz und Gesang bewahrt hat, wie in den bayerschen und österreichischen Bergen, in Italien und

*) Canti popolari inediti Umbri, Liguri, Piceni, Piemontesi, Latini, raccolti e illustrati da Oreste Marcoaldi. Genova, 1855.

in allen slavischen Ländern. Wenn ein Volk nicht mehr in seiner eigenen Weise singt, hört es auch auf in seiner eigenen Weise zu dichten, denn ein Lied, das nicht von einer alten heimischen Melodie getragen wird, oder nicht zugleich mit einer neuen aus dem Herzen springt, ist als Volkslied undenkbar.

Die Unterschiede der poetischen Ausdrucksweise werden naturgemäß durch die nationalen Eigenthümlichkeiten bedingt. Bei Völkern von vorwiegend männlichem Charakter — wie die Germanen — wird das epische, und bei solchen von vorwiegend weiblichem Charakter — wie die Italiener und Slaven — wird das lyrische Element überwiegen.

Wo bei einzelnen slavischen Stämmen — wie bei den kriegerischen Serben und Kleinrussen, deren Gesänge die Kämpfe und Leiden von Jahrhunderten erzählen — das epische Element höhere Bedeutung gewann, nähert es sich mehr dem in heiterer, behaglicher Ruhe, wie ein tiefer, breiter Strom zwischen freundlichen Ufern dahinfließenden Vortrage Homers, als dem rüstigen, dramatisch belebten, die kecksten Sprünge und schroffsten Uebergänge gestattenden Tone der englischen Balladen.

Auch der Inhalt der slavischen Heldendichtungen entspricht mehr der altgriechischen Weltanschauung, als den vom ritterlichen Geiste des Mittelalters durchweheten epischen Gesängen der romanischen und germanischen Völker. So ist es zum Beispiel für den größten slavischen Helden keine Schande, vor einem stärkeren Feinde zu fliehen, und ebenso wird sein Ruhm durch unnütze Grausamkeit gegen Schwächere durchaus nicht beeinträchtigt. Hülfreich nimmt er sich der Schutzlosen und Unterdrückten an, überhäuft aber schöne Frauen, die sich des leisesten Verstoßes gegen die weibliche Sitte schuldig gemacht haben, mit den abscheulichsten Schimpfnamen, oder haut ihnen ohne Weiteres das Haupt vom Rumpfe. Die einzigen Triebfedern seiner Kraftäußerung sind übermüthiger Thaten-

drang, Haß gegen die Feinde und unversöhnliche Rachsucht gegen die Unterdrücker seines Volks; — ritterliches Ehrgefühl und romantische Frauenhuldigung sind ihm unbekannt; die Liebe spielt bei ihm fast immer eine untergeordnete Rolle und reicht allein nicht aus, ihn zu großen Thaten zu begeistern. Wo romantische Elemente, in Folge westlichen Einflusses, den slavischen Heldengesängen sich beigemischt haben, gehören diese sicher erst dem heutigen Jahrhundert an; in den ältern Gesängen kommt nichts der Art vor! Dagegen finden wir häufig noch einen mythologischen Hintergrund und übernatürliche Wesen greifen entscheidend in die Geschicke der Helden ein, welche meist als durchaus sittenstrenge, tugendfeste Männer geschildert werden.

Der Königssohn Marko, der Lieblingsheld der serbischen Sage, dessen unerhörte Kriegsthaten lebhaft an diejenigen der Helden des Firdusi erinnern, ruft die in den Wolken thronende Wila, welche ihm mit Rath und Schutz beisteht, wie Pallas Athenae dem Odysseus, »als seine Bundesschwester« um Hülfe an, als er im Kampfe mit Mussa, einem streitgewaltigen Türken, zu unterliegen fürchtet; aber die Wila entgegnet ihm aus den Wolken, sie könne ihm keine Hülfe gewähren, weil er sich gegen ihr Verbot am Sonntage in einen Kampf eingelassen habe.

Trotzdem erreicht Marko seinen Zweck, denn durch die aus den Wolken tönende Stimme wird Mussa veranlaßt, zum Himmel empor zu blicken, und diesen Augenblick benutzt Marko, ihn mit einem Messer niederzustoßen.

Die Serben sind das einzige Volk der Gegenwart, dessen Sage und Geschichte in einem breiten epischen Gesangesstrome — durch immer neue Zuflüsse anschwellend und sich erfrischend — ununterbrochen durch die Jahrhunderte fortgeklungen ist und noch heute lebendig im Munde des Volkes lebt, so daß hier alle Bedingungen vorhanden wären, ein großes, ächtes Epos

zu bilden, wenn die poetischen Ueberlieferungen ihren künstlerischen Abschluß fänden, zusammenfließend im Geiste eines bedeutenden Dichters, der, zugleich im Volke wurzelnd und doch über dem Volke stehend, das Gold von den Schlacken zu sondern, das Fehlende zu ergänzen und dem Verschiedenartigen einheitliches Gepräge zu geben wüßte.

Der erste Entdecker des serbischen Liederschatzes war der italienische Abbé Fortis, der vor etwa hundert Jahren eine Sammlung ihrer schönen Heldensagen erscheinen ließ, welche Goethe und Herder so zur Bewunderung hinrissen, daß sie Beide Uebersetzungen daraus lieferten.

Eine nähere Bekanntschaft mit der serbischen Volkspoesie wurde in Deutschland zuerst vermittelt durch eine talentvolle, gelehrte Dame, Fräulein von Jakobs, in der Literatur unter dem Namen Talvj bekannt.

Ein patriotischer Serbe, Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, ein Mann von viel Geschmack und Gelehrsamkeit, hatte in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts eine reiche Sammlung der Gesänge seines Vaterlandes in vier Bänden veranstaltet, wobei er mit Vorbedacht und Umsicht nur solche Lieder wählte, die er selbst aus dem Munde serbischer Bauern gehört. Einen großen Theil davon übersetzte die Talvj in's Deutsche, und fand, bei dem entschiedenen Beifall, dessen die schönen Lieder sich zu erfreuen hatten, bald in und außerhalb Deutschland viele fleißige Nachfolger, als deren bedeutendster Siegfried Kapper zu nennen ist.

Die serbische Sprache wird — in ihrer Verbreitung über die türkischen und österreichischen Provinzen von Serbien, Bosnien, die Herzegowina, Montenegro, Dalmatien und Slavonien — von etwa fünf Millionen Menschen gesprochen, und die alten Wohnsitze der Serben an der unteren Donau sind als die eigentliche Wiege der slavischen Geschichte zu betrachten. Hier erhob sich zuerst eine ihrer Mundarten zur Würde der

Sprache, wurde zuerst schriftlich und zum Uebersetzen der heiligen Schrift angewandt. — Schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts hatten die Serben eine Uebersetzung der Bibel. Trotzdem ließ sich das Volk, dessen Land zum Hauptsitze slavischer Kultur bestimmt schien, nicht nur von seinen Stammesgenossen bald überflügeln, sondern fiel sogar gänzlich in Finsterniß zurück. Die Ursache dieser Erscheinung ist hauptsächlich in unglücklichen äußeren Umständen zu suchen. Die Lage des Landes auf der großen Wanderstraße der asiatischen Barbarenhorden, welche Europa überschwemmten, hatte schon lange die Kraft jedes Keimes dauernder Einheit gelähmt. Die aus dem Flachlande verscheuchte Bevölkerung, häufig mit gänzlicher Vernichtung von den wilden Fremdlingen bedroht, mußte ihre Zuflucht in den schützenden Bergen suchen, wo sie, unter Drangsalen aller Art, an die Pflege von Kunst und Wissenschaft nicht denken konnte.

Zwar gelang es zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts dem fürstlichen Hause Nemanitsch, geordnete Zustände in Serbien herzustellen und sogar viele umliegende Gebiete zur Huldigung zu bringen. Seine Herrschaft erstreckte sich schon vom Adriatischen Meerbusen bis zu den Bergen Griechenlands und in die Nähe der unteren Donau. Bald jedoch fielen die Türken über das kaum erhobene Reich her und seine Unabhängigkeit wurde zugleich mit seiner politischen Existenz in der furchtbaren Schlacht von Kassowo zu Grabe getragen. Alle Führer wurden erschlagen; der Adel, die hohe Geistlichkeit und was nur irgend von der Blüte des Volkes die entsetzliche Niederlage überlebt hatte, mußte landesflüchtig werden, alle Schätze, Bücher, ja die ganze Macht, und sogar das Andenken an die volksthümliche Ueberlieferung mit sich forttragend.

Nur das Volk blieb zurück, abgeschnitten von seiner Vergangenheit, weil es nicht lesen konnte und nichts von seiner alten Geschichte wußte, und gleichsam schon seiner Zukunft

beraubt, weil die unwiderrufliche Niederlage ihm für immer das politische Leben entriß.

So haben sich alle Erinnerungen der Serben in einem Kampfplatze eingeschlossen; ihre alte nationale Poesie irrt wehmüthig um einen Grabhügel auf den Feldern von Kassowo, d. h. das Amselfeld, umher, wo König Lasar begraben liegt.

In unmittelbarem Zusammenhange mit diesen ältesten Gesängen der Serben sind jene, schon vorhin erwähnten, welche sich auf Marko Kraljewitsch, den serbischen Herkules, beziehen. Eine andere Gruppe ganz neuer Heldengesänge, deren Held der berühmte Kara-Georg ist, besingt die Begebenheiten des letzten Krieges zwischen Türken und Serben von 1801—1815.

Sie sind ganz im Geiste und Tone jener älteren gedichtet, denen sie auch in poetischem Werthe nicht nachstehen. Doch fast noch mehr als die Geschichte der letzten Türkenkriege ist den Serben die Geschichte der Schlacht auf dem Amselfelde wunderbar frisch und gegenwärtig. Nicht zerstreut durch die Zwiste und Ereignisse der Gegenwart, haben sie jenes Amselfeld immer vor Augen und im Gedächtniß.*) Die herrlichsten ihrer Sagen und Dichtungen beziehen sich darauf, und noch heute geht der Serbe an diesem Platze weinend vorüber, als wenn der Kampf vor einigen Stunden stattgefunden hätte, und er spricht davon, wie von etwas Gegenwärtigem.

Die Sage erzählt: »Sultan Amurat kam auf Kassowo's Feld und schrieb an den König Lasar:

»»O Lasar, du König von Serbien! Noch nie hat man gesehen und wird wohl nie sehen, daß ein Land zwei Herren habe und ein Unterthan Zweien Abgaben zahle. Du und ich, wir können Beide zusammen nicht herrschen; sende mir daher die Schlüssel und den Tribut — sende mir die goldenen

*) Vergl. Mickiewicz, Vorlesungen über slavische Literatur rc. I.

Schlüssel aller deiner Städte und den Tribut von sieben Jahren. Willst du dies aber nicht thun, nun so komme aufs Feld von Kassowo, mit den Säbeln die Erde zu vertheilen.««

Nachdem Lasar das Schreiben des Sultans gelesen, weinte er bitterlich, er weinte und schwur auf eine unerhörte Weise: demjenigen Serben, der nicht zum Amselfelde komme, möge nichts glücken, weder der Acker möge ihm weißen Weizen geben, noch die Gärten Weintrauben.«

Dann wird der Sendung eines Falken von der allerheiligsten Jungfrau zu Jerusalem erwähnt, der den König fragt, was er vorziehe: das irdische oder das himmlische Reich:

»Kam ein grauer Edelfalk geflogen,
Weither von Jerusalem, dem heil'gen,
Und er trägt ein kleines Schwalbenvöglein;
Doch es war kein grauer Edelfalke,
War der heilige Elias selber;
Und er trug kein kleines Schwalbenvöglein,
Trug ein Schreiben von der Mutter Gottes,
Trug es auf das Amselfeld zum König.
Fällt dem König auf die Knie das Schreiben,
Und das Schreiben spricht zum König also:
Fürst Lasar, du von erlauchtem Stamme,
Sage welches Reich du dir erwähleſt,
Willst das Himmelreich du lieber haben,
Oder willst das ird'sche Reich du lieber?
Wenn du dir das ird'sche Reich erwähleſt,
Sattle Rosse, zieh die Gurte fester,
Laß die Helden ihre Säbel gürten,
Greife an mit Sturm das Heer der Türken,
Und das ganze Heer wird dir erliegen.
Aber willst das Himmelreich du lieber,
So errichte auf dem Amselfelde
Eine Kirche, nicht auf Marmorgrunde,
Nein, gefertiget aus Seid' und Scharlach,
Daß das Heer zum Abendmahle gehend
Und entsündigt sich zum Tod bereite!
Alle deine Krieger werden fallen,
Du, o Fürst, mit ihnen untergehn!«

Der König entschließt sich, das Himmelreich zu wählen, und bereitet sich zur Schlacht und zum Untergange.

Ich würde die engen Grenzen eines Vortrages überschreiten müssen, wenn ich längere Auszüge aus der serbischen Heldendichtung geben wollte, was auch schon deshalb unnöthig ist, da die trefflichen Uebersetzungen der Talvj und Siegfried Kappers Jedermann leicht zugänglich sind.

Das angeführte Bruchstück sollte nur dienen, Ton und Wesen des Ganzen anzudeuten und, mit Hinweisung auf das Vorhandene, zu weiterm Genusse einzuladen.

Den serbischen Heldenliedern ganz gleich in Ton, Form und Charakter, und an poetischem Werth vollkommen ebenbürtig, sind die epischen Dichtungen der stammverwandten Tschernagorzen (Montenegriner) oder Bewohner der »schwarzen Berge«, deren Land zwischen Ragusa und Bosnien liegt, welches es von den türkischen Provinzen scheidet. Dieses Land besteht fast nur aus einem einzigen, finstern, wildzerklüfteten Felsengebirge, das sich bis an's Meer zu dem schmalen Ufer des österreichischen Albanien erstreckt, und die Geschichte des dort hausenden Völkleins, unter welchem sich urslavisches Wesen bis heute am reinsten erhalten hat, weiß von Nichts zu erzählen, als von blutigen Kämpfen zur Abwehr der Nachbarvölker und besonders der Türken.

Die Schicksale des kriegerischen Stammes der Tschernagorzen haben viel Aehnlichkeit mit denen der Serben, woraus sich die große Aehnlichkeit im poetischen Ausdruck beider leicht erklärt.

Innerlich ebenfalls damit verwandt, aber verschieden in der Form, finden wir die epische Volksdichtung bei den Slaven von Krain, einem Volke, welches seit dem dreizehnten Jahrhundert mit Oesterreich verbunden, an dessen langjährigen und blutigen Türkenkriegen rühmlichen Antheil nahm, häufig unter eigenen Heerführern kämpfend. Diese Kämpfe und die Verherrlichung der krainschen Helden bilden den vornehmsten Inhalt seiner Gesänge, welche, im Gegensatz zu den serbischen,

einen mehr romanzenartigen Charakter haben. Die meisten gehören dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert an und durch alle weht ein glühender Türkenhaß. Die Helden sind zuweilen der Sage und Geschichte der Nachbarvölker entnommen, deren Geschicke mit denen der Krainer mannigfach zusammenfielen. So spielt z. B. der Serbenheld Marko auch in den krainschen Liedern eine nicht unerhebliche Rolle; vor Allen aber wird König Mathias (Corvinus Hunyady) gefeiert, dessen mythische und poetische Verherrlichung in Ungarn und den österreichischen Slavenländern fast derjenigen Friedrich Barbarossa's in Deutschland gleichkommt.

Anastasius Grün hat viele der schönsten krainschen Volkslieder, mit möglichster Wahrung ihrer ursprünglichen Frische, ins Deutsche übertragen;*) ich führe hier nur eines an, welches genügen wird, die krainsche Eigenthümlichkeit zu veranschaulichen und zu zeigen, wodurch sich dieselbe von den serbischen Liedern unterscheidet.

Drei Brüder.

Das waren edler Helden drei:
Ha, Marko jung und Debelak,
Der Dritte dann war Jankotitsch.

Jung Marko so zu ihnen sprach:
„Nun laßt Euch sagen, Brüder mein,
Die Glieder bindet mir recht fest,
In Schellen Arm und Bein mir preßt,
Knüpft Knoten in die Schlingen auch,
Einschmiedet mich nach Türkenbrauch
Und werft in dunklen Kerker mich;
Dann geht in's tiefe Türkenland
Und bietet dort mich zum Verkauf,
Um eine Saumlast gelben Golds,
Um eine weißer Thalerstück',
Und zwanzig weiße Gulden drein.“

*) Volkslieder aus Krain. Uebersetzt von Anastasius Grün. Leipzig 1850.

Sie gehn in's tiefe Türkenland,
Sie gaben Marko dort zum Kauf,
Um eine Saumlast gelben Golds,
Um eine weiße Thalerstück',
Und zwanzig weiße Gulden drein.
Drauf also fragte Jankotitsch:
»Was sag' ich, giebst du, Türkenzar,
Wohl siebenhundert Krieger mit?«
»Noch drauf geb' ich dir siebenzehn
Und will auch selber mit euch gehn!«
Sie brechen auf und wallen fort,
Wohl weit dahin in fernes Land,
Wo Marko's dunkler Kerker stand.

So aber sprach der Türkenzar:
»Laß mich den jungen Marko sehn,
Doch nimmer frei und ungeschwächt,
Nach Türkenart geschmiedet recht.«
Den dunklen Thurm sie öffnen frisch,
Wo Marko sitzt an seinem Tisch,
Und mit den Zähnen knirscht ergrimmt,
Daß Feuer rings im Kerker flimmt.
Und also sprach der Türkenzar:
»Kein junger Marko ist's, fürwahr,
Das ist der Höllenteufel gar!«
Jung Marko führen sie mit sich,
Sie ziehn in's tiefe Türkenland,
Wohl weit dahin in fernes Land,
Bis an des Flusses Kulpa Strand.

So aber sprach Jung Marko jetzt:
»O Gnade, Gnade, Türkenzar!
Gefang'ne hatt' ich selber einst,
Doch jedem that ich eine Gunst,
So thu auch du mir, Türkenzar!
Mach frei mir rechten Arm und Fuß,
Daß ich das Haupt mir wasch' im Fluß,
Im Haupte fühl' ich argen Schmerz
Und auch nicht wohl ist's mir um's Herz.
O gebt mir doch mein Säblein her,
Mein Säblein, das zwei Zentner schwer,
Zwei Zentner und drei Pfunde mehr.
Sie reichen ihm ein Becken dar,
Und auch sein blankes Säblein dar.
Er hieb die Türken und zerhieb
Wohl siebenhundert und siebzehn.

Schnell zog Jung Marko heim und trat
Zuerst in's Schloß des Jankotitsch.
Die Brüder sitzen an dem Tisch
Und theilen sich die Gelder froh.
Jung Marko aber sagte so:
»Was theilt ihr unter euch das Gold?
Das ihr doch nicht verzehren sollt?«
Zog aus der Scheid' sein Säblein scharf,
Vom Rumpf die Köpf' er Beiden warf.

Die krainsche Sprache (eigentlich slavonische, auch wendische Sprache genannt) und damit die eigenthümliche Liederweise herrscht außerhalb Krains noch in jenen Distrikten Istriens und des Küstenlandes, die vordem zu Krain gehörten, ebenso ist sie heimisch in einzelnen Grenzgebieten Ungarns, einem Theile Kärnthens und in der untern Steiermark. Sie führt uns zunächst, sowohl dem Namen, als auch der poetischen Verwandtschaft nach, zu der liederreichen Ukraine hinüber, zu den Kleinrussen und den Kosaken am Dnjepr und am Schwarzen Meere.

Wir sind in den endlosen Steppen Rußlands, wo das hohe Reihergras wogt wie die Wellen des Meeres, und zahllose Vögelschwärme und wilde Steppenpferde mit den Wolken um die Wette dahin fliegen. — Von der unteren Donau erstrecken sich, einerseits den Fuß der Karpathen umsäumend, andererseits am Schwarzen Meere hinter dem Dnjepr und Don bis zum Kaukasus, diese kräuterreichen Steppen, wo einst die Gottesgeißeln Attila und Timurleng ihre Pferde weideten. Es ist dieses die große Ader, welche Europa mit den Flächen Mittelasiens verbindet. Zugvögel, Heuschrecken, wandernde Insekten aller Art, die Pest und wilde Raubhorden sehen wir diesen Erdgürtel durchziehen. Die Völker, welche eine Schranke gegen die Einbrüche stellen, oder mit einander kämpfen wollten, begegneten sich auf diesem neutralen Boden, auf dieser welken, wüsten Wahlstätte, wo, wie ein polnischer Dichter sagt, die Ueberlieferung keinen Stein

findet, auf dem sie ausruhen könnte, ja nicht einmal einen Baum zum Anlehnen.

Ein großer Theil dieses Gebiets trägt den Namen Ukraine, welches sich etwa übersetzen ließe, das Grenzland. Hier war die Wiege der Kosaken, eines Mischvolks von Polen, Russen, Finnen und Tataren. Die Anfänge dieses merkwürdigen Reitervolks bildeten sich in unzugänglichen Schlupfwinkeln hinter den Wasserfällen des Dnjepr, zu der Zeit, da Rußland dem Andrange der mongolischen Tataren erlag. Die Bewohner ganzer, von den Tataren zerstörter Ortschaften, desertirte Soldaten, verarmte Landleute, Räuber, Flüchtlinge aller Art fanden sich hier zusammen und bildeten eine kriegerische Gemeinschaft, die ihre Subsistenzmittel hauptsächlich auf Beutezügen zu Wasser und zu Lande suchen mußte. Sie unternahmen die kühnsten Streifzüge gegen die Tataren und der christliche Glaube wurde Allen zum Unterpfand gemeinsamen Hasses gegen ihre früheren Unterdrücker. Allen wurde der Name Kosak beigelegt, ein Wort, welches noch heute einen unabhängigen Krieger bezeichnet. Der Trieb, sich zu rächen und ihre Unabhängigkeit zu befestigen, war das natürliche Resultat einer so mühevoll errungenen Sicherheit. Der Reiz der Freiheit, die reiche Beute, die wachsende Macht und endlich der eigene Herd ließen die armen Flüchtlinge das neue Leben liebgewinnen und reizten Andere, sich ihnen anzuschließen.

Aus solchen Anfängen erwuchs im Laufe der Jahrhunderte ein mächtiger, republikanischer Kriegerstaat, der das russische Reich selbst zu wiederholten Malen in seinen Grundvesten erschütterte, bis es Peter dem Großen und Katharina II. gelang, die selbständige Macht der Kosaken zu brechen und ihre Reiterhorden dem russischen Heere einzuverleiben.

Die Kosaken reden die kleinrussische oder ruthenische Sprache, eine Mittelsprache zwischen der polnischen und russischen, mit vielen tatarischen Wörtern gespickt.

Die Flächen der Ukraine nennt Mickiewicz den Sitz der lyrischen Poesie der Slaven. Von hier aus haben Lieder unbekannter Volksdichter häufig das ganze Slaventhum durchzogen. Der Kosak, neben seiner Erd- oder Rohrhütte sitzend, lauscht in nachdenkendem Schweigen seinem unfern grasenden Pferde; er läßt seinen Blick in der grünen Steppe umherschweifen und sinnt träumerisch nach über die Kämpfe, die hier einst stattfanden, über die Siege und Niederlagen, die hier noch vorkommen werden. Das Lied, das seiner Brust entquillt, wird zum Ausdruck des Nationalgefühls; allenthalben mit Begeisterung aufgenommen, geht es von Geschlecht zu Geschlecht. Die Donau, der sagengeheiligte Strom, spielt fast immer eine Rolle in den Kosakenliedern.

Wir haben es hier zunächst mit ihren epischen Gesängen zu thun, an welchen als besonders charakteristisch gleich hervorzuheben ist, daß sie — im Gegensatz zu der Heldendichtung aller anderen slavischen Stämme — niemals einen kecken, heitern Ton anschlagen, niemals Siegesfreude ausdrücken, sondern immer nur die Trauer über eine verlorene Schlacht oder den Tod eines erschlagenen Helden.

Hier ist es nöthig, verschiedene Beispiele anzuführen, um die eigentliche Mannigfaltigkeit der Gattung zu veranschaulichen, die man mit »Duma« bezeichnet und für welche die deutsche Sprache keinen entsprechenden Ausdruck bietet.

Eine Duma ist entweder eine längere, wehmüthige, poetische Betrachtung an und für sich, oder eine solche verbunden mit der Erzählung irgend eines traurigen Ereignisses.

Es weht durch diese Gesänge ein tiefes, inniges Naturgefühl, eine glühende Liebe zur Heimat und zu den Angehörigen, wobei besonders das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, so wie zwischen Bruder und Schwester oft rührend hervortritt, und in vielen offenbart sich eine ächte, wahrhaft ergreifende Religiosität.

Belege dafür mögen die drei folgenden Dumen bieten:

findet, auf dem sie ausruhen könnte, ja nicht einmal einen Baum zum Anlehnen.

Ein großer Theil dieses Gebiets trägt den Namen Ukraine, welches sich etwa übersetzen ließe, das Grenzland. Hier war die Wiege der Kosaken, eines Mischvolks von Polen, Russen, Finnen und Tataren. Die Anfänge dieses merkwürdigen Reitervolks bildeten sich in unzugänglichen Schlupfwinkeln hinter den Wasserfällen des Dnjepr, zu der Zeit, da Rußland dem Andrange der mongolischen Tataren erlag. Die Bewohner ganzer, von den Tataren zerstörter Ortschaften, desertirte Soldaten, verarmte Landleute, Räuber, Flüchtlinge aller Art fanden sich hier zusammen und bildeten eine kriegerische Gemeinschaft, die ihre Subsistenzmittel hauptsächlich auf Beutezügen zu Wasser und zu Lande suchen mußte. Sie unternahmen die kühnsten Streifzüge gegen die Tataren und der christliche Glaube wurde Allen zum Unterpfand gemeinsamen Hasses gegen ihre früheren Unterdrücker. Allen wurde der Name Kosak beigelegt, ein Wort, welches noch heute einen unabhängigen Krieger bezeichnet. Der Trieb, sich zu rächen und ihre Unabhängigkeit zu befestigen, war das natürliche Resultat einer so mühevoll errungenen Sicherheit. Der Reiz der Freiheit, die reiche Beute, die wachsende Macht und endlich der eigene Herd ließen die armen Flüchtlinge das neue Leben liebgewinnen und reizten Andere, sich ihnen anzuschließen.

Aus solchen Anfängen erwuchs im Laufe der Jahrhunderte ein mächtiger, republikanischer Kriegerstaat, der das russische Reich selbst zu wiederholten Malen in seinen Grundvesten erschütterte, bis es Peter dem Großen und Katharina II. gelang, die selbständige Macht der Kosaken zu brechen und ihre Reiterhorden dem russischen Heere einzuverleiben.

Die Kosaken reden die kleinrussische oder ruthenische Sprache, eine Mittelsprache zwischen der polnischen und russischen, mit vielen tatarischen Wörtern gespickt.

Die Flächen der Ukraine nennt Mickiewicz den Sitz der lyrischen Poesie der Slaven. Von hier aus haben Lieder unbekannter Volksdichter häufig das ganze Slaventhum durchzogen. Der Kosak, neben seiner Erd- oder Rohrhütte sitzend, lauscht in nachdenkendem Schweigen seinem unfern grasenden Pferde; er läßt seinen Blick in der grünen Steppe umherschweifen und sinnt träumerisch nach über die Kämpfe, die hier einst stattfanden, über die Siege und Niederlagen, die hier noch vorkommen werden. Das Lied, das seiner Brust entquillt, wird zum Ausdruck des Nationalgefühls; allenthalben mit Begeisterung aufgenommen, geht es von Geschlecht zu Geschlecht. Die Donau, der sagengeheiligte Strom, spielt fast immer eine Rolle in den Kosakenliedern.

Wir haben es hier zunächst mit ihren epischen Gesängen zu thun, an welchen als besonders charakteristisch gleich hervorzuheben ist, daß sie — im Gegensatz zu der Heldendichtung aller anderen slavischen Stämme — niemals einen kecken, heitern Ton anschlagen, niemals Siegesfreude ausdrücken, sondern immer nur die Trauer über eine verlorene Schlacht oder den Tod eines erschlagenen Helden.

Hier ist es nöthig, verschiedene Beispiele anzuführen, um die eigentliche Mannigfaltigkeit der Gattung zu veranschaulichen, die man mit »Duma« bezeichnet und für welche die deutsche Sprache keinen entsprechenden Ausdruck bietet.

Eine Duma ist entweder eine längere, wehmüthige, poetische Betrachtung an und für sich, oder eine solche verbunden mit der Erzählung irgend eines traurigen Ereignisses.

Es weht durch diese Gesänge ein tiefes, inniges Naturgefühl, eine glühende Liebe zur Heimat und zu den Angehörigen, wobei besonders das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, so wie zwischen Bruder und Schwester oft rührend hervortritt, und in vielen offenbart sich eine ächte, wahrhaft ergreifende Religiosität.

Belege dafür mögen die drei folgenden Dumen bieten:

findet, auf dem sie ausruhen könnte, ja nicht einmal einen Baum zum Anlehnen.

Ein großer Theil dieses Gebiets trägt den Namen Ukraine, welches sich etwa übersetzen ließe, das Grenzland. Hier war die Wiege der Kosaken, eines Mischvolks von Polen, Russen, Finnen und Tataren. Die Anfänge dieses merkwürdigen Reitervolks bildeten sich in unzugänglichen Schlupfwinkeln hinter den Wasserfällen des Dnjepr, zu der Zeit, da Rußland dem Andrange der mongolischen Tataren erlag. Die Bewohner ganzer, von den Tataren zerstörter Ortschaften, desertirte Soldaten, verarmte Landleute, Räuber, Flüchtlinge aller Art fanden sich hier zusammen und bildeten eine kriegerische Gemeinschaft, die ihre Subsistenzmittel hauptsächlich auf Beutezügen zu Wasser und zu Lande suchen mußte. Sie unternahmen die kühnsten Streifzüge gegen die Tataren und der christliche Glaube wurde Allen zum Unterpfand gemeinsamen Hasses gegen ihre früheren Unterdrücker. Allen wurde der Name Kosak beigelegt, ein Wort, welches noch heute einen unabhängigen Krieger bezeichnet. Der Trieb, sich zu rächen und ihre Unabhängigkeit zu befestigen, war das natürliche Resultat einer so mühevoll errungenen Sicherheit. Der Reiz der Freiheit, die reiche Beute, die wachsende Macht und endlich der eigene Herd ließen die armen Flüchtlinge das neue Leben liebgewinnen und reizten Andere, sich ihnen anzuschließen.

Aus solchen Anfängen erwuchs im Laufe der Jahrhunderte ein mächtiger, republikanischer Kriegerstaat, der das russische Reich selbst zu wiederholten Malen in seinen Grundvesten erschütterte, bis es Peter dem Großen und Katharina II. gelang, die selbständige Macht der Kosaken zu brechen und ihre Reiterhorden dem russischen Heere einzuverleiben.

Die Kosaken reden die kleinrussische oder ruthenische Sprache, eine Mittelsprache zwischen der polnischen und russischen, mit vielen tatarischen Wörtern gespickt.

Die Flächen der Ukraine nennt Mickiewicz den Sitz der lyrischen Poesie der Slaven. Von hier aus haben Lieder unbekannter Volksdichter häufig das ganze Slaventhum durchzogen. Der Kosak, neben seiner Erd- oder Rohrhütte sitzend, lauscht in nachdenkendem Schweigen seinem unfern grasenden Pferde; er läßt seinen Blick in der grünen Steppe umherschweifen und sinnt träumerisch nach über die Kämpfe, die hier einst stattfanden, über die Siege und Niederlagen, die hier noch vorkommen werden. Das Lied, das seiner Brust entquillt, wird zum Ausdruck des Nationalgefühls; allenthalben mit Begeisterung aufgenommen, geht es von Geschlecht zu Geschlecht. Die Donau, der sagengeheiligte Strom, spielt fast immer eine Rolle in den Kosakenliedern.

Wir haben es hier zunächst mit ihren epischen Gesängen zu thun, an welchen als besonders charakteristisch gleich hervorzuheben ist, daß sie — im Gegensatz zu der Heldendichtung aller anderen slavischen Stämme — niemals einen kecken, heitern Ton anschlagen, niemals Siegesfreude ausdrücken, sondern immer nur die Trauer über eine verlorene Schlacht oder den Tod eines erschlagenen Helden.

Hier ist es nöthig, verschiedene Beispiele anzuführen, um die eigentliche Mannigfaltigkeit der Gattung zu veranschaulichen, die man mit »Duma« bezeichnet und für welche die deutsche Sprache keinen entsprechenden Ausdruck bietet.

Eine Duma ist entweder eine längere, wehmüthige, poetische Betrachtung an und für sich, oder eine solche verbunden mit der Erzählung irgend eines traurigen Ereignisses.

Es weht durch diese Gesänge ein tiefes, inniges Naturgefühl, eine glühende Liebe zur Heimat und zu den Angehörigen, wobei besonders das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, so wie zwischen Bruder und Schwester oft rührend hervortritt, und in vielen offenbart sich eine ächte, wahrhaft ergreifende Religiosität.

Belege dafür mögen die drei folgenden Dumen bieten:

findet, auf dem sie ausruhen könnte, ja nicht einmal einen Baum zum Anlehnen.

Ein großer Theil dieses Gebiets trägt den Namen Ukraine, welches sich etwa übersetzen ließe, das Grenzland. Hier war die Wiege der Kosaken, eines Mischvolks von Polen, Russen, Finnen und Tataren. Die Anfänge dieses merkwürdigen Reitervolks bildeten sich in unzugänglichen Schlupfwinkeln hinter den Wasserfällen des Dnjepr, zu der Zeit, da Rußland dem Andrange der mongolischen Tataren erlag. Die Bewohner ganzer, von den Tataren zerstörter Ortschaften, desertirte Soldaten, verarmte Landleute, Räuber, Flüchtlinge aller Art fanden sich hier zusammen und bildeten eine kriegerische Gemeinschaft, die ihre Subsistenzmittel hauptsächlich auf Beutezügen zu Wasser und zu Lande suchen mußte. Sie unternahmen die kühnsten Streifzüge gegen die Tataren und der christliche Glaube wurde Allen zum Unterpfand gemeinsamen Hasses gegen ihre früheren Unterdrücker. Allen wurde der Name Kosak beigelegt, ein Wort, welches noch heute einen unabhängigen Krieger bezeichnet. Der Trieb, sich zu rächen und ihre Unabhängigkeit zu befestigen, war das natürliche Resultat einer so mühevoll errungenen Sicherheit. Der Reiz der Freiheit, die reiche Beute, die wachsende Macht und endlich der eigene Herd ließen die armen Flüchtlinge das neue Leben liebgewinnen und reizten Andere, sich ihnen anzuschließen.

Aus solchen Anfängen erwuchs im Laufe der Jahrhunderte ein mächtiger, republikanischer Kriegerstaat, der das russische Reich selbst zu wiederholten Malen in seinen Grundvesten erschütterte, bis es Peter dem Großen und Katharina II. gelang, die selbständige Macht der Kosaken zu brechen und ihre Reiterhorden dem russischen Heere einzuverleiben.

Die Kosaken reden die kleinrussische oder ruthenische Sprache, eine Mittelsprache zwischen der polnischen und russischen, mit vielen tatarischen Wörtern gespickt.

Die Flächen der Ukraine nennt Mickiewicz den Sitz der lyrischen Poesie der Slaven. Von hier aus haben Lieder unbekannter Volksdichter häufig das ganze Slaventhum durchzogen. Der Kosak, neben seiner Erd- oder Rohrhütte sitzend, lauscht in nachdenkendem Schweigen seinem unfern grasenden Pferde; er läßt seinen Blick in der grünen Steppe umherschweifen und sinnt träumerisch nach über die Kämpfe, die hier einst stattfanden, über die Siege und Niederlagen, die hier noch vorkommen werden. Das Lied, das seiner Brust entquillt, wird zum Ausdruck des Nationalgefühls; allenthalben mit Begeisterung aufgenommen, geht es von Geschlecht zu Geschlecht. Die Donau, der sagengeheiligte Strom, spielt fast immer eine Rolle in den Kosakenliedern.

Wir haben es hier zunächst mit ihren epischen Gesängen zu thun, an welchen als besonders charakteristisch gleich hervorzuheben ist, daß sie — im Gegensatz zu der Heldendichtung aller anderen slavischen Stämme — niemals einen kecken, heitern Ton anschlagen, niemals Siegesfreude ausdrücken, sondern immer nur die Trauer über eine verlorene Schlacht oder den Tod eines erschlagenen Helden.

Hier ist es nöthig, verschiedene Beispiele anzuführen, um die eigentliche Mannigfaltigkeit der Gattung zu veranschaulichen, die man mit »Duma« bezeichnet und für welche die deutsche Sprache keinen entsprechenden Ausdruck bietet.

Eine Duma ist entweder eine längere, wehmüthige, poetische Betrachtung an und für sich, oder eine solche verbunden mit der Erzählung irgend eines traurigen Ereignisses.

Es weht durch diese Gesänge ein tiefes, inniges Naturgefühl, eine glühende Liebe zur Heimat und zu den Angehörigen, wobei besonders das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, so wie zwischen Bruder und Schwester oft rührend hervortritt, und in vielen offenbart sich eine ächte, wahrhaft ergreifende Religiosität.

Belege dafür mögen die drei folgenden Dumen bieten:

findet, auf dem sie ausruhen könnte, ja nicht einmal einen Baum zum Anlehnen.

Ein großer Theil dieses Gebiets trägt den Namen Ukraine, welches sich etwa übersetzen ließe, das Grenzland. Hier war die Wiege der Kosaken, eines Mischvolks von Polen, Russen, Finnen und Tataren. Die Anfänge dieses merkwürdigen Reitervolks bildeten sich in unzugänglichen Schlupfwinkeln hinter den Wasserfällen des Dnjepr, zu der Zeit, da Rußland dem Andrange der mongolischen Tataren erlag. Die Bewohner ganzer, von den Tataren zerstörter Ortschaften, desertirte Soldaten, verarmte Landleute, Räuber, Flüchtlinge aller Art fanden sich hier zusammen und bildeten eine kriegerische Gemeinschaft, die ihre Subsistenzmittel hauptsächlich auf Beutezügen zu Wasser und zu Lande suchen mußte. Sie unternahmen die kühnsten Streifzüge gegen die Tataren und der christliche Glaube wurde Allen zum Unterpfand gemeinsamen Hasses gegen ihre früheren Unterdrücker. Allen wurde der Name Kosak beigelegt, ein Wort, welches noch heute einen unabhängigen Krieger bezeichnet. Der Trieb, sich zu rächen und ihre Unabhängigkeit zu befestigen, war das natürliche Resultat einer so mühevoll errungenen Sicherheit. Der Reiz der Freiheit, die reiche Beute, die wachsende Macht und endlich der eigene Herd ließen die armen Flüchtlinge das neue Leben liebgewinnen und reizten Andere, sich ihnen anzuschließen.

Aus solchen Anfängen erwuchs im Laufe der Jahrhunderte ein mächtiger, republikanischer Kriegerstaat, der das russische Reich selbst zu wiederholten Malen in seinen Grundvesten erschütterte, bis es Peter dem Großen und Katharina II. gelang, die selbständige Macht der Kosaken zu brechen und ihre Reiterhorden dem russischen Heere einzuverleiben.

Die Kosaken reden die kleinrussische oder ruthenische Sprache, eine Mittelsprache zwischen der polnischen und russischen, mit vielen tatarischen Wörtern gespickt.

Die Flächen der Ukraine nennt Mickiewicz den Sitz der lyrischen Poesie der Slaven. Von hier aus haben Lieder unbekannter Volksdichter häufig das ganze Slaventhum durchzogen. Der Kosak, neben seiner Erd- oder Rohrhütte sitzend, lauscht in nachdenkendem Schweigen seinem unfern grasenden Pferde; er läßt seinen Blick in der grünen Steppe umherschweifen und sinnt träumerisch nach über die Kämpfe, die hier einst stattfanden, über die Siege und Niederlagen, die hier noch vorkommen werden. Das Lied, das seiner Brust entquillt, wird zum Ausdruck des Nationalgefühls; allenthalben mit Begeisterung aufgenommen, geht es von Geschlecht zu Geschlecht. Die Donau, der sagengeheiligte Strom, spielt fast immer eine Rolle in den Kosakenliedern.

Wir haben es hier zunächst mit ihren epischen Gesängen zu thun, an welchen als besonders charakteristisch gleich hervorzuheben ist, daß sie — im Gegensatz zu der Heldendichtung aller anderen slavischen Stämme — niemals einen kecken, heitern Ton anschlagen, niemals Siegesfreude ausdrücken, sondern immer nur die Trauer über eine verlorene Schlacht oder den Tod eines erschlagenen Helden.

Hier ist es nöthig, verschiedene Beispiele anzuführen, um die eigentliche Mannigfaltigkeit der Gattung zu veranschaulichen, die man mit »Duma« bezeichnet und für welche die deutsche Sprache keinen entsprechenden Ausdruck bietet.

Eine Duma ist entweder eine längere, wehmüthige, poetische Betrachtung an und für sich, oder eine solche verbunden mit der Erzählung irgend eines traurigen Ereignisses.

Es weht durch diese Gesänge ein tiefes, inniges Naturgefühl, eine glühende Liebe zur Heimat und zu den Angehörigen, wobei besonders das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, so wie zwischen Bruder und Schwester oft rührend hervortritt, und in vielen offenbart sich eine ächte, wahrhaft ergreifende Religiosität.

Belege dafür mögen die drei folgenden Dumen bieten:

findet, auf dem sie ausruhen könnte, ja nicht einmal einen Baum zum Anlehnen.

Ein großer Theil dieses Gebiets trägt den Namen Ukraine, welches sich etwa übersetzen ließe, das Grenzland. Hier war die Wiege der Kosaken, eines Mischvolks von Polen, Russen, Finnen und Tataren. Die Anfänge dieses merkwürdigen Reitervolks bildeten sich in unzugänglichen Schlupfwinkeln hinter den Wasserfällen des Dnjepr, zu der Zeit, da Rußland dem Andrange der mongolischen Tataren erlag. Die Bewohner ganzer, von den Tataren zerstörter Ortschaften, desertirte Soldaten, verarmte Landleute, Räuber, Flüchtlinge aller Art fanden sich hier zusammen und bildeten eine kriegerische Gemeinschaft, die ihre Subsistenzmittel hauptsächlich auf Beutezügen zu Wasser und zu Lande suchen mußte. Sie unternahmen die kühnsten Streifzüge gegen die Tataren und der christliche Glaube wurde Allen zum Unterpfand gemeinsamen Hasses gegen ihre früheren Unterdrücker. Allen wurde der Name Kosak beigelegt, ein Wort, welches noch heute einen unabhängigen Krieger bezeichnet. Der Trieb, sich zu rächen und ihre Unabhängigkeit zu befestigen, war das natürliche Resultat einer so mühevoll errungenen Sicherheit. Der Reiz der Freiheit, die reiche Beute, die wachsende Macht und endlich der eigene Herd ließen die armen Flüchtlinge das neue Leben liebgewinnen und reizten Andere, sich ihnen anzuschließen.

Aus solchen Anfängen erwuchs im Laufe der Jahrhunderte ein mächtiger, republikanischer Kriegerstaat, der das russische Reich selbst zu wiederholten Malen in seinen Grundvesten erschütterte, bis es Peter dem Großen und Katharina II. gelang, die selbständige Macht der Kosaken zu brechen und ihre Reiterhorden dem russischen Heere einzuverleiben.

Die Kosaken reden die kleinrussische oder ruthenische Sprache, eine Mittelsprache zwischen der polnischen und russischen, mit vielen tatarischen Wörtern gespickt.

Die Flächen der Ukraine nennt Mickiewicz den Sitz der lyrischen Poesie der Slaven. Von hier aus haben Lieder unbekannter Volksdichter häufig das ganze Slaventhum durchzogen. Der Kosak, neben seiner Erd- oder Rohrhütte sitzend, lauscht in nachdenkendem Schweigen seinem unfern grasenden Pferde; er läßt seinen Blick in der grünen Steppe umherschweifen und sinnt träumerisch nach über die Kämpfe, die hier einst stattfanden, über die Siege und Niederlagen, die hier noch vorkommen werden. Das Lied, das seiner Brust entquillt, wird zum Ausdruck des Nationalgefühls; allenthalben mit Begeisterung aufgenommen, geht es von Geschlecht zu Geschlecht. Die Donau, der sagengeheiligte Strom, spielt fast immer eine Rolle in den Kosakenliedern.

Wir haben es hier zunächst mit ihren epischen Gesängen zu thun, an welchen als besonders charakteristisch gleich hervorzuheben ist, daß sie — im Gegensatz zu der Heldendichtung aller anderen slavischen Stämme — niemals einen kecken, heitern Ton anschlagen, niemals Siegesfreude ausdrücken, sondern immer nur die Trauer über eine verlorene Schlacht oder den Tod eines erschlagenen Helden.

Hier ist es nöthig, verschiedene Beispiele anzuführen, um die eigentliche Mannigfaltigkeit der Gattung zu veranschaulichen, die man mit »Duma« bezeichnet und für welche die deutsche Sprache keinen entsprechenden Ausdruck bietet.

Eine Duma ist entweder eine längere, wehmüthige, poetische Betrachtung an und für sich, oder eine solche verbunden mit der Erzählung irgend eines traurigen Ereignisses.

Es weht durch diese Gesänge ein tiefes, inniges Naturgefühl, eine glühende Liebe zur Heimat und zu den Angehörigen, wobei besonders das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, so wie zwischen Bruder und Schwester oft rührend hervortritt, und in vielen offenbart sich eine ächte, wahrhaft ergreifende Religiosität.

Belege dafür mögen die drei folgenden Dumen bieten:

findet, auf dem sie ausruhen könnte, ja nicht einmal einen Baum zum Anlehnen.

Ein großer Theil dieses Gebiets trägt den Namen Ukraine, welches sich etwa übersetzen ließe, das Grenzland. Hier war die Wiege der Kosaken, eines Mischvolks von Polen, Russen, Finnen und Tataren. Die Anfänge dieses merkwürdigen Reitervolks bildeten sich in unzugänglichen Schlupfwinkeln hinter den Wasserfällen des Dnjepr, zu der Zeit, da Rußland dem Andrange der mongolischen Tataren erlag. Die Bewohner ganzer, von den Tataren zerstörter Ortschaften, desertirte Soldaten, verarmte Landleute, Räuber, Flüchtlinge aller Art fanden sich hier zusammen und bildeten eine kriegerische Gemeinschaft, die ihre Subsistenzmittel hauptsächlich auf Beutezügen zu Wasser und zu Lande suchen mußte. Sie unternahmen die kühnsten Streifzüge gegen die Tataren und der christliche Glaube wurde Allen zum Unterpfand gemeinsamen Hasses gegen ihre früheren Unterdrücker. Allen wurde der Name Kosak beigelegt, ein Wort, welches noch heute einen unabhängigen Krieger bezeichnet. Der Trieb, sich zu rächen und ihre Unabhängigkeit zu befestigen, war das natürliche Resultat einer so mühevoll errungenen Sicherheit. Der Reiz der Freiheit, die reiche Beute, die wachsende Macht und endlich der eigene Herd ließen die armen Flüchtlinge das neue Leben liebgewinnen und reizten Andere, sich ihnen anzuschließen.

Aus solchen Anfängen erwuchs im Laufe der Jahrhunderte ein mächtiger, republikanischer Kriegerstaat, der das russische Reich selbst zu wiederholten Malen in seinen Grundvesten erschütterte, bis es Peter dem Großen und Katharina II. gelang, die selbständige Macht der Kosaken zu brechen und ihre Reiterhorden dem russischen Heere einzuverleiben.

Die Kosaken reden die kleinrussische oder ruthenische Sprache, eine Mittelsprache zwischen der polnischen und russischen, mit vielen tatarischen Wörtern gespickt.

Die Flächen der Ukraine nennt Mickiewicz den Sitz der lyrischen Poesie der Slaven. Von hier aus haben Lieder unbekannter Volksdichter häufig das ganze Slaventhum durchzogen. Der Kosak, neben seiner Erd- oder Rohrhütte sitzend, lauscht in nachdenkendem Schweigen seinem unfern grasenden Pferde; er läßt seinen Blick in der grünen Steppe umherschweifen und sinnt träumerisch nach über die Kämpfe, die hier einst stattfanden, über die Siege und Niederlagen, die hier noch vorkommen werden. Das Lied, das seiner Brust entquillt, wird zum Ausdruck des Nationalgefühls; allenthalben mit Begeisterung aufgenommen, geht es von Geschlecht zu Geschlecht. Die Donau, der sagengeheiligte Strom, spielt fast immer eine Rolle in den Kosakenliedern.

Wir haben es hier zunächst mit ihren epischen Gesängen zu thun, an welchen als besonders charakteristisch gleich hervorzuheben ist, daß sie — im Gegensatz zu der Heldendichtung aller anderen slavischen Stämme — niemals einen kecken, heitern Ton anschlagen, niemals Siegesfreude ausdrücken, sondern immer nur die Trauer über eine verlorene Schlacht oder den Tod eines erschlagenen Helden.

Hier ist es nöthig, verschiedene Beispiele anzuführen, um die eigentliche Mannigfaltigkeit der Gattung zu veranschaulichen, die man mit »Duma« bezeichnet und für welche die deutsche Sprache keinen entsprechenden Ausdruck bietet.

Eine Duma ist entweder eine längere, wehmüthige, poetische Betrachtung an und für sich, oder eine solche verbunden mit der Erzählung irgend eines traurigen Ereignisses.

Es weht durch diese Gesänge ein tiefes, inniges Naturgefühl, eine glühende Liebe zur Heimat und zu den Angehörigen, wobei besonders das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, so wie zwischen Bruder und Schwester oft rührend hervortritt, und in vielen offenbart sich eine ächte, wahrhaft ergreifende Religiosität.

Belege dafür mögen die drei folgenden Dumen bieten:

Der Tod Morosenko's.

O Kosak Morosenko! Du Stern in der Schlacht!
Sieh, ob deinem Tod die ganze Ukraine klagt!

Klagt die ganze Ukraine, die Kosaken all',
Auf dem Markt schluchzt die Mutter ob des Sohnes Fall.

Laß, Mutter Morosenko's, keine Thräne mehr sinken,
Komm' mit uns Kosaken, Meth und Wein zu trinken!

Wie kann ich trinken, mich freuen zu dieser Frist,
Wenn Morosenko von den Türken erschlagen ist?

Sieh, hinterm Berg, hinterm Berg her den Heereszug nah'n,
Sprengt auf schwarzem Streitroß Morosenko heran;

Hat bis zur flatternden Mähne den Kopf gebeugt,
Spricht: Wehe! Dort sich des Feindes Land zeigt!

Spring' an, über'n Strom weg, mein schwarzes Roß,
Entgegen dem wilden Tatarentroß!

Und er setzt über'n Strom weg — heiß war die Schlacht,
Und Morosenko wird zum Gefangenen gemacht. —

Und sie setzten ihn auf einen Eichenblock,
Und nahmen ihm seine Stiefel, seinen rothen Rock.

Und aus der blutigen Brust, unter wildem Schmerz,
Rissen sie sein Herz, sein so tapferes Herz.

Und man hat ihm ein tiefes Grab geschichtet,
Und über dem Grab einen Hügel errichtet.

Morosenko! Du mit dem stolzen Sinn,
Schau jetzt auf dein Land, die Ukraine, hin!

Wozu das? Ich liebe mein Land nicht mehr,
Nur mein Roß noch lieb' ich; das führt mir her!

Führt mein Roß her, sattelt mein schwarzes Roß,
Und bindet darauf des Kosaken Geschoß;

Und laßt es den Weg zur Ukraine finden,
Den Kosaken dort meinen Tod zu verkünden! —

Der Tod Jwan Swiergowsky's.

Als unser tapfere Pan,
Der Kosakenhetman
Jwan Swiergowsky, in der Schlacht
Von den Türken zum Gefangenen gemacht,
Sie ihm den Kopf vom Rumpfe hieben,
Spießten ihn auf, ihren Spott damit trieben.

Und siehe, da zieht gewitterschwer
Von fern eine große Wolke her;
Kommen Schwärme schwarzer Raben geflogen,
Haben wie dichte Nebel die Ukraine überzogen —

Liegt's auf dem Volk der Ukraine trüb:
Es beweint seinen Herrn, der im Felde blieb.

Huben die stürmischen Winde zu sausen an:
Wo ist unser Hetman, der tapfere Pan?

Flogen kreischende Schwärme von Geiern herzu:
Wo truget ihr unsern Hetman zur Ruh'?

Schrie'n die Adler aus den Lüften herab:
Wo ist Swiergowsky's, des Hetmans, Grab?

Kommt ein Schwarm von Lerchen gezwitschert und fragt:
Wo habt ihr ihm Lebewohl gesagt?

Der Kosaken Einer zur Antwort gab:
»Zuneben seinem tiefen Grab,
Unfern der Stadt, Kilia genannt,
An der Grenze vom Türkenland.«

Der Sturm auf dem Schwarzen Meere.

Auf dem Schwarzen Meere, auf weißem Stein,
Sitzt ein heller Falk, klagend und jammernd laut,
Und aufs Schwarze Meer forschenden Blickes schaut.
Er sieht, wie am Himmel die Sterne verglühen,
Wie die Wolken die Hälfte des Mondlichts umziehen,
Und seltsame Ahnung sein Herz durchgraut.
Siehe, da naht es schwarz, heben die Stürme zu sausen an,

Heben die Wellen des Meeres zu rollen, zu brausen an,
Und wie die Meerkinder springen und die Windsbraut heult
Wird die Flotte der Kosaken in drei Theile getheilt.
Der eine bricht fern bei Algara an's Land,
Der andere zerschellt an der Donau Strand,
Doch der dritte — was soll mit dem dritten geschehn?
Wird er sinken, im Schwarzen Meer untergehn?
In dem dritten fährt Gritzko Sborowsky Pan,
Der Kosaken von Saparosch Attaman.
Er geht auf dem Verdecke in düsterer Ruh
Und spricht diese Worte den Schiffern zu:

»Unter uns, Kameraden, ist ein Verbrechen geschehn,
Daß die Wellen so toben und die Stürme so wehn —
Fangt Gott, dem gnädigen, eure Sünden zu beichten an,
Dem Schwarzen Meer und mir — eurem Attaman;
Naht euch allesammt, sagt eure Sünden her:
Und der Schuldige soll sterben im Schwarzen Meer!
Die Flotte der Kosaken soll nicht untergehn,
Weil von Einem unter euch ein Verbrechen geschehn!«

Und voll Schweigen stand der Kosaken Schaar,
Denn es wußte Keiner, wer schuldig war.

Da Alexis, Sohn des Priesters von Piriatin,
Nimmt das Wort und tritt vor die Krieger hin:
»Nehmt und opfert mich, Brüder, zu eurer Ruh,
Bindet mit rothem Tuche die Augen mir zu,
Hängt an den Hals mir einen weißen Stein
Und werft mich in's Schwarze Meer hinein!
Laßt mich, Brüder, allein in den Wellen sterben,
So wird nicht die Flotte der Kosaken verderben!«

Die Kosaken hörten ihm staunend zu
Und sprachen: — »Alexis, wir sind schlechter als du!
Du kannst die heiligen Bücher lesen,
Durch dein Beispiel hältst du uns ab vom Bösen,
Durch deine Lehre lernen wir Gutes thun:
Wie kann auf dir so schwere Sünde ruhn?«

»Wohl seid ihr mir nicht an Wissen gleich,
Ich lese die Schrift und erkläre sie euch,
Lehr' euch Böses meiden und Gutes thun
Und doch auf mir schwere Sünden ruhn!
Ich bin aus Piriatin, meiner Heimat, geritten,
Ohne Vater und Mutter um ihren Segen zu bitten;
Meinem Bruder hab' ich scheidend im Zorn gedroht;

Meinen Nachbarn nahm ich ihr letztes Stück Brot;
Stolz ritt ich einher, stieß mit dem Fuß auf der Straße
Die Brust der Weiber, die Stirn der Kinder zum Spaße.
Ich pflegte die Kirchen vorbei zu jagen,
Ohne die Mütze zu ziehn, ohne das Kreuz zu schlagen;
Für meine Sünden, Brüder, muß ich jetzt untergehn!
Seht, wie es wogt und braust auf dem Schwarzen Meer,
Das kommt von Mutter und Vaters Gebeten her,
O müßt' ich im Sturm nicht untergehn,
Wollte Gott meine heißen Gebete erhören:
Wie wollt' ich hinfort meine Eltern ehren!
Nie würde ich wieder meinen Bruder betrüben,
Meine Schwester wie eine Mutter lieben!«

Als noch Alexis, Sohn des Priesters, seine Beichte sprach,
Ließ der Sturm auf dem Schwarzen Meere nach;
Die Flotte ward gerettet durch des Höchsten Hand
Und kam glücklich bei der Insel von Tentra an's Land.

Alsdann die Kosaken standen und staunten sehr,
Daß die Flotte nicht versunken im Schwarzen Meer
Und kein Einz'ger ertrunken vom ganzen Heer.

Und Alexis, Sohn des Priesters, aus dem Schiffe ging,
Nahm die heilige Schrift, an zu lesen fing,
Erklärt sie den Kosaken, die ihn aufmerksam hören,
Und spricht zu ihnen, giebt ihnen weise Lehren:
»Treu sollen wir, Brüder, unsern Nächsten lieben,
Nie durch böse That Vater und Mutter betrüben;
Den Menschen, die gerecht vor dem Herren stehn,
Wird es wohl auf Erden und im Himmel gehn!
Des Mörders Schwert bringt ihnen nicht den Tod,
Der Eltern Gebet führt sie durch Sturm und Noth,
Macht von Todsünden ihre Seele rein,
Wird ihr Schutz zu Meer und zu Lande sein!«

Die Polen besitzen keine nennenswerthen Denkmäler epischer Volksdichtung, und die Russen nur ein einziges: das viel genannte Lied von Igors Heerfahrt gegen die Polowzer, ein uns in so verstümmelter Gestalt überkommenes Gedicht, daß es bis jetzt noch keinem Slavisten gelungen ist und auch wohl für die Zukunft nicht gelingen wird, die Form auf irgend ein bekanntes rhythmisches oder metrisches Gesetz zurückzuführen. Wie es vorliegt, erscheint es als eine Erzählung in poetischer

Prosa, durch einige wahre Naturlaute und schwungvolle Sätze anregend, im Ganzen aber zwischen Numerus und gebundener Rede trostlos hin und her irrend und deshalb auf die Dauer ermüdend.

Denn eben so regellos wie die Form, ist auch der Inhalt, der nichts weniger als eine ruhige, in schönem Ebenmaß durchgeführte Erzählung bietet, vielmehr rastlos und innerlich unvermittelt von einem Gegenstande zum andern überspringt, weder in den einzelnen Theilen, noch in dem Ganzen volle Befriedigung gewährend. Damit sollen die mannigfachen, poetischen Schönheiten des Igorliedes, wozu besonders seine wunderbaren, ganz eigenthümlichen Naturschilderungen gehören, nicht geleugnet werden, und immerhin bleibt es, wenn es wirklich, wie behauptet wird, aus dem zwölften Jahrhundert stammt (was mir, nebenbei gesagt, nicht recht einleuchten will, trotz der hineinspielenden, altslavischen Götterwelt), ein höchst interessantes Denkmal russischer Poesie. Ich führe deshalb ein paar charakteristische Proben daraus an:

»Igor, der Fürst, trat in den goldenen Bügel und ritt durch das weite Feld hin. Die bange Nacht weckt das Schreien der Vögel, das Heulen des Wildes. Die Polowzer rannten auf ungebahnten Wegen zum großen Don; es knarrten die Wagen um Mitternacht. Igor führt seine Schaar zum Don, denn schon weiden sich an seiner Noth die Vögel..... Eingeschlummert ist der Sang der Nachtigallen, aufgewacht ist das Gekrächze der Dohlen. Russinen schlossen die weiten Flächen mit ihren rothen Schilden, Ehre sich und den Fürsten Ruhm zu gewinnen.

»Vom Frühlicht bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen flogen gestählte Pfeile, klirrten Helme unter Säbelhieben, schwankten todtbringende Lanzen auf polowzischer Erde. Unter dem Hufschlag der Rosse erdröhnte die schwarze Erde, die mit weißen Knochen besäete, mit Blut getränkte.... Verderben erwuchs aus der blutigen Saat.....

»Was saust, was braust schon so früh vor dem Morgenroth? Igor wendet die Schaaren, denn es dauert ihn sein lieber Bruder Wßewolod. Sie schlugen sich einen Tag, sie schlugen sich den zweiten. Am dritten Tage, da es Mittag wurde, senkten sich die Banner Igors. Es trennten sich die beiden Brüder am Ufer der schnellen Kajala.....

»Da begann es zu mangeln am blutigen Weine und zu Ende ging das Gelag der tapfern Russinen. Sie tränkten ihre Gäste mit Blut und sie selber sanken nieder für ihr Russinenland. Es beugte sich klagend das Gras und die Bäume senkten trauernd ihre Häupter zur Erde.« .....

Schon diese kurze Stelle wird genügen, um die charakteristische Verschiedenheit des Igorliedes von den vorhin erwähnten Dichtungen zu zeigen. Wir fühlen uns hier plötzlich in eine fremde Welt versetzt, wo es wirr um uns her schallt und summt, wie Rauschen des Steppengrases, wie der Wiederhall von Vogelstimmen und das Schwirren von Insektenschwärmen.

Zur Vervollständigung unsrer raschen Uebersicht epischer Volkspoesie bei den Slaven, müssen wir noch einen Blick nach Böhmen werfen, wo man im Jahre 1818 eine Sammlung angeblich alter Gedichte entdeckte, welche unter dem Titel »die Königinhofer Handschrift« zu wiederholten Malen herausgegeben und in fast alle europäische Sprachen übersetzt wurde.

In dieser Sammlung befinden sich zwei epische Fragmente, von welchen das eine: »Libuscha's Gericht« aus dem neunten, und das andere: »Saboj — Slavoj — Ljudek« aus dem zehnten Jahrhundert stammen soll, so daß wir darin die ältesten poetischen Denkmäler slavischer Zunge vor uns hätten, wenn die Aechtheit der Lieder außer Zweifel stünde.

Libuscha's Gericht beschreibt einen Erbschaftszwist zwischen zwei Brüdern, welcher vor dem versammelten Volke durch die

sagenberühmte Fürstin Libuscha geschlichtet wird. In der Form zeigt es nahe Verwandtschaft mit den serbischen Heldenliedern, wie folgende Stelle, die ich der zweiten Hälfte des Gedichts entlehne, darthun wird:

»Stellt sich Jeder auf nach seinem Alter,
Tritt herein im weißen Kleid die Fürstin,
Tritt zum Ahnenthron im hohen Rathe.
Bei ihr stehn zwei weiße Seherjungfrau'n,
Wohlgelehrt in richterlicher Weisheit.
Hält die Eine die Gesetzestafeln
Und die And're der Vergeltung Richtschwert.
Vor den Beiden rechtverkündend Feuer,
Unter ihnen heiligsühnend Wasser.
Spricht vom gold'nen Ahnenthron die Fürstin:
Meine Kmeten, Lechen und Wladyken!
Recht verkünden sollt Ihr zweien Brüdern,
Die zusammen hadern um ihr Erbgut,
Um ihr eignes, väterliches Erbgut!
Nach den Satzungen der ewigen Götter,
Walten Beide dieses Guts gemeinsam,
Oder theilen sich zu gleichen Theilen.
Meine Kmeten, Lechen und Wladyken!
Gebet Kraft dem Recht, das ich verkünde,
Wenn mein Spruch gefällt nach Eurem Sinne.
Doch, dafern er nicht nach Eurem Sinn ist,
Sollt Ihr anders über sie entscheiden,
Die entzweiten Brüder zu versöhnen.«

Das andere Gedicht ist weniger regelmäßig gebaut und fällt gegen den Schluß hin innerlich und äußerlich etwas aus dem epischen Tone. Es besingt den Kampf der Tschechen mit irgend einem deutschen Fürsten, der, wie es scheint, das Christenthum bei ihnen einführen wollte. Der tapfere Tschechenführer Saboj ruft seine von den Christen besiegten Landsleute zur Rache auf. Nachdem er die bewaffneten Männer in den böhmischen Wäldern versammelt hat, redet er sie mit einem Liede an, das ihnen die Schande der Unterdrückung vor Augen hält; er sagt: daß die Christen fremde Götter eingeführt, die Vögel aus den heiligen Hainen verscheucht, die Bäume aus-

gerottet haben, und sucht sie besonders dadurch zu entflammen, daß er ihnen klar macht, das Christenthum erlaube jedem Manne nur eine Frau zu besitzen. Hier rafft sich Saboj mit funkelnden Augen auf und ruft: Singe, du besitzest die Gabe, der Menschen Herzen zu rühren! Er erinnert die Genossen an die Abenteuer der Jugend, malt ihnen das Bild des Triumphes über die Feinde aus. Alle umringen ihn und reichen ihm die Hand zum Bunde. Darauf stürmen sie gegen das feindliche Lager; der Christenführer, hier Ljudek genannt, erscheint mit seinem Heere; vor Wuth schäumend, fordert er Saboj zum Zweikampfe auf und wird von diesem erschlagen. Der entmuthigte Feind will sich durch die Flucht retten, wird aber durch einen Fluß aufgehalten, wo ihn der Untergang ereilt. Das Gedicht schließt:

Winde brausen durch das Land,
Heere brausen durch das Land;
Durch die Lande, rechts und links hin,
Zieh'n in breiten Reih'n die Heere,
Fort mit Freudenjauchzen.

Bruder, sieh' die Berge dämmern!
Ha, die Götter haben
Dort uns Sieg verlieh'n!
Schaaren schwärmen dort von Seelen
Hin und her, von Baum zu Baum;
Bange zagt vor ihnen,
Wild und scheu Geflügel;
Nur die Eulen scheuen nimmer.
Fort zum Berg, begrabt die Leichen,
Bringt den Göttern Opferschmaus,
Bringt den Göttern, unsern Rettern,
Reicher Fülle Opfer dar;
Stimmet an ihr Lieblingslied,
Weiht die Wehr erschlag'ner Feinde ihnen.

Zeigen sich in den epischen Gesängen der zahlreichen Slavenstämme leicht erkennbare, innere und äußere Unterschiede, so finden wir dagegen in der lyrischen Volksdichtung

überall eine merkwürdige Aehnlichkeit, ungeachtet des höchst mannigfaltigen Reichthums der slavischen Lieder.

Diese Lieder sind die eigentliche Offenbarung des slavischen Volkscharakters, wie er, trotz der Trennung der Stämme und trotz der verschiedenen Schicksale, die sie unter fremdem Joche erfahren, überall in wunderbarer Reinheit sich erhalten hat.

Ich habe schon vorhin bemerkt, daß dieser Charakter ein vorwiegend weiblicher, zartbesaiteter, leicht erregbarer und empfänglicher ist. Der Beweis dafür ist in allen slavischen Liedern zu finden, selbst bei solchen Stämmen, welche, wie die Serben und Kosaken, seit Jahrhunderten ein kriegerisches Leben geführt haben. Sie wurden Krieger, nicht aus Lust und Neigung zum Waffenhandwerke, sondern weil die Verhältnisse sie dazu drängten, denn von Haus aus ist der Slave äußerst friedfertiger, anschmiegender und harmloser Natur, und von jener herben, trotzigen Männlichkeit, jener übermüthigen Rauflust und Streitsucht, welche noch heute durch alles germanische Blut geht, ist bei den Slaven keine Spur zu finden.

Ein deutsches Tanz- und Trinkgelage unter dem Volke endigt gewöhnlich damit, daß sich die jungen Bursche, wenn ihnen das Bier oder der Wein zu Kopfe steigt, einander die Köpfe blutig schlagen, während die Russen bei ähnlichen Gelegenheiten einander umhalsen, küssen und mit den süßesten Schmeichelworten überhäufen. Schon dieses bei allen Slaven (auch wenn sie nüchtern sind) landesübliche Küssen und Kosen der Männer untereinander, zeugt von dem weiblichen Zuge ihrer Natur. Auch die ihnen sonst eigenthümlichen Eigenschaften, wie ihre unendliche Zärtlichkeit gegen Kinder, ihre List, Schlauheit und Geschmeidigkeit entspringen aus dieser Quelle.

Es kommt gar nicht selten vor, daß man einen alten, graubärtigen Kosaken weinen sieht und jammern hört bei dem

Gedanken, daß er allein stehe in der Welt, ohne Vater und Mutter. Wo ließe sich in England oder Deutschland ein Seitenstück zu solcher Erscheinung finden?

Diese weiche Charakteranlage der Slaven, die sich am reinsten bei den Russen erhalten hat, erklärt auch ihr tiefes, religiöses Gefühl, so wie ihre demüthige Unterwürfigkeit unter die Macht des Zaren und der Kirche. Kein Volk germanischen Bluts würde jahrhundertlange Knechtschaft so geduldig ertragen haben, wie die Russen.

Man muß diese nationalen Eigenthümlichkeiten wohl ins Auge fassen, um die slavischen Volkslieder, diese Geistesblüthen des Volks, von deren Duft und Schmelz ja durch die Uebersetzung ohnehin viel verloren gehen muß, richtig zu würdigen und zu verstehen.

Unter allen slavischen Stämmen sind die Polen, welche in der Kunstpoesie den ersten Rang einnehmen, in der Volksdichtung am ärmsten. Das Volk ist vielleicht eben so gesanglustig, wie seine Nachbarstämme, aber die Vornehmen und Gelehrten haben es früher nie der Mühe werth gehalten, sich um die Volkslieder zu bekümmern. Erst in neuerer Zeit hat sich dies zum Bessern geändert und hat man angefangen, Sammlungen polnischer Volkslieder zu veröffentlichen. Ich lasse eines der bessern hier folgen:

Schönes Mädchen, liebes Mädchen,
Warum willst du mich nicht lieben?
Ist mein Pferd mit Gold beschlagen
Und geziert mit großen Perlen,
Und ein Herz hab' ich im Busen,
Mehr als Gold und Perlen werth.
Und das Mädchen weint und spricht:
Ach, ich möchte dich wohl lieben,
Doch du ziehest in die Schlacht,
Und die gold'nen Hufe wird
Deinem Pferd' der Türke nehmen,
Und die Perlen, deine Perlen,
Wird er seinem Mädchen bringen,

Und dich selber mit dem Pfeil
Wird er tödten im Gefechte;
Deinen wunden Kopf dann wird er
Hinter seinem Pferde schleifen,
Und dein schönes Herz wird er
Hin zum Fraß den Raben werfen!

Diesem mögen sich einige altböhmische Lieder aus der Königinhofer Handschrift anschließen, um zu zeigen, daß der wehmüthige Ton, der noch heute alle slavische Volksdichtungen durchklingt, schon ein charakteristisches Merkmal ihrer ältesten Erzeugnisse war.

Die Verlassene.

Ach, ihr Wälder, dunklen Wälder,
Miletiner Wälder!
Warum grünt ihr, wie im Sommer,
Lustig fort im Winter?

Gerne wollt' ich ja nicht weinen,
Nicht mein Herz betrüben,
Aber sagt, ihr guten Leute,
Wer mich Arme tröstet?

Ach, wo ist mein liebster Vater?
Längst im Grabe liegt er!
Wo ist meine gute Mutter?
Ueber ihr wächst Gras schon!
Bruder hab' ich nicht, noch Schwester,
Fort ist mein Herzliebster!

Die Rose.

Ach, du Rose, rothe Rose!
Warum bist so früh erblüht?
Kaum erblühend schon erfroren?
Ging dein Duft und Glanz verloren
Und verwelkend sankst du hin!

Saß am Abend, lange saß ich
In Erwartung und in Sorgen,
Bis zum Hahnenruf am Morgen;
Schon verglommen war das Feuer
Und ermüdet schlief ich ein.

Da im Traum' sah ich: mir glitte
Von der Hand mein Ringlein nieder,
Und ein kostbar edler Stein
Fiele aus des Ringleins Mitte.
Ring und Stein fand ich nicht wieder,
Ach, ich blieb im Gram allein —
Der Geliebte kam nicht!

Der Kukuk.

Steht im Blachfeld eine Eiche,
Im Gezweig' ein Kukuk sitzt,
Und er jammert und beklagt sich,
Daß nicht immer Frühling sei.

Reifte wohl das Korn im Felde,
Blieb' es Frühling allezeit?
Würden Aepfel reif im Garten,
Blieb' es Sommer allezeit?

Könnten Aehren auf dem Boden
Frieren, blieb' es immer Herbst?
Würde nicht das Mägdlein trauern,
Blieb' es einsam allezeit?

Ueberraschende Parallelen zu diesen Liedern ließen sich in Menge aus allen slavischen Dialekten anführen. Ein Ring, der vom Finger gleitet, oder gar zerspringt, spielt als unglückliches Wahrzeichen besonders bei den Russen eine große Rolle und der Kukuk hat überall im Waldkonzert des slavischen Volksgesanges eine Hauptstimme. Ein Seitenstück zum Ringe (in anderer Fassung) bietet folgendes russische Lied:

Nachtigall, o Nachtigall!
Sangeshelle Nachtigall!
Sag', wohin, wohin dich schwingst,
Wo die ganze Nacht du singst?
Welche Arme mag gleich mir,
Trostbedürftig lauschen dir,
Die zur Nacht das Aug' nicht schließt,
Weil's von Thränen überfließt!

Flieg', durchfliege, Nachtigall,
Rings die weiten Lande all —

Fliege über's blaue Meer,
Lug' auf fremden Strand umher,
Sieh' in Stadt und Lande zu,
Nirgend, nirgend findest du
Eine Maid in Dorf und Stadt,
Die wie ich zu leiden hat.

Auf der Brust mir armem Ding
Eine Schnur von Perlen hing;
Ach, ich trug auch, armes Ding,
Auf dem Finger einen Ring.
Und im Herzen treu und mild
Trug ich meines Liebsten Bild!
Doch im Herbst verloren ganz
Meine Perlen ihren Glanz.
Und in Wintersnacht mein Ring,
Auf der Hand in Stücke ging —
Jetzt im Frühling wein' ich sehr!
Habe keinen Liebsten mehr!

Und als Seitenstück zu dem böhmischen Kukuksliede möge folgendes kleinrussische hier seinen Platz finden:

Kam aus der Ferne ein Kukuk geflogen,
Flog durch Feld und Hain;
War aus seinem Fittig eine Feder gefallen
In die Donau hinein.

O, gleich der bunten, verlorenen Feder,
Die der Strom fortreißt, —
Schwindet mein Leben im fremden Lande
Einsam, verwaist.

Floß mein Leben hin, wie auf der Welle
Ein einsam Blatt, ...
Fort! was wahr' ich den Goldring, den Er mir
Gegeben hat!

Von rührender Innigkeit ist ein kleines, von der Talvj mitgetheiltes galizisches Lied:

Todte Liebe.

Weiß bist du, mein Mägd'lein,
Kannst nicht weißer mehr sein!
Warm lieb' ich dich, Mägd'lein,
Kann nicht wärmer mehr sein.

Als sie todt war, mein Mägd'lein,
War viel weißer sie noch;
Und ich liebt' sie, ich Armer,
Viel wärmer dann noch.

Dann das Lied eines Kosakenmädchens aus Kleinrußland:

Eine Hopfenranke im Garten allein
Schlängelt zur Erde sich, —
Unter den Menschen ein Mägdelein
Weinete bitterlich.

O grüner, blühender Hopfen, warum
Rankst nicht nach oben zu?
O liebes, junges Mädchen, warum
Fluchst deinem Schicksal du?

Kann die Hopfenranke nach oben ziehn,
Wenn keine Stütze sie hält?
Kann des Mädchens Auge vor Freude glühn,
Wenn ihr Kosak ihr fehlt?

Und als Gegenstück dazu, das naive Klagelied eines alten, weinenden Kosaken:

Fliegt ein Adler über's Meer hin,
Himmelauf zu fliegen scheint er;
Grämt sich der Kosak, der alte,
Seine Jugendzeit beweint er.

Spricht: O meine jungen Jahre!
Sagt, wo seid ihr hingezogen?
Seid in Wiesen, seid im Felde,
Seid im grünen Wald verflogen?

Ohne Nutzen, ohne Segen,
Schwindet des Kosaken Beute:
Was er gestern schwer errungen,
Leichten Sinns vertrinkt er's heute.

Die Slaven leben in innigster Beziehung zu der sie umgebenden Natur und Thierwelt, und ihre Lieder knüpfen gern an die ersten besten sich daraus darbietenden Erscheinungen an, wie wir schon aus dem Vorhergehenden gesehen haben: »Ach, ihr Wälder« 2c., »Ach, du Rose« 2c.

Fliege über's blaue Meer,
Lug' auf fremden Strand umher,
Sieh' in Stadt und Lande zu,
Nirgend, nirgend findest du
Eine Maid in Dorf und Stadt,
Die wie ich zu leiden hat.

Auf der Brust mir armem Ding
Eine Schnur von Perlen hing;
Ach, ich trug auch, armes Ding,
Auf dem Finger einen Ring.
Und im Herzen treu und mild
Trug ich meines Liebsten Bild!
Doch im Herbst verloren ganz
Meine Perlen ihren Glanz.
Und in Wintersnacht mein Ring,
Auf der Hand in Stücke ging —
Jetzt im Frühling wein' ich sehr!
Habe keinen Liebsten mehr!

Und als Seitenstück zu dem böhmischen Kukuksliede möge folgendes kleinrussische hier seinen Platz finden:

Kam aus der Ferne ein Kukuk geflogen,
Flog durch Feld und Hain;
War aus seinem Fittig eine Feder gefallen
In die Donau hinein.

O, gleich der bunten, verlorenen Feder,
Die der Strom fortreißt, —
Schwindet mein Leben im fremden Lande
Einsam, verwaist.

Floß mein Leben hin, wie auf der Welle
Ein einsam Blatt, ...
Fort! was wahr' ich den Goldring, den Er mir
Gegeben hat!

Von rührender Innigkeit ist ein kleines, von der Talvj mitgetheiltes galizisches Lied:

Todte Liebe.

Weiß bist du, mein Mägd'lein,
Kannst nicht weißer mehr sein!
Warm lieb' ich dich, Mägd'lein,
Kann nicht wärmer mehr sein.

Als sie todt war, mein Mägd'lein,
War viel weißer sie noch;
Und ich liebt' sie, ich Armer,
Viel wärmer dann noch.

Dann das Lied eines Kosakenmädchens aus Kleinrußland:

Eine Hopfenranke im Garten allein
Schlängelt zur Erde sich, —
Unter den Menschen ein Mägdelein
Weinete bitterlich.

O grüner, blühender Hopfen, warum
Rankst nicht nach oben zu?
O liebes, junges Mädchen, warum
Fluchst deinem Schicksal du?

Kann die Hopfenranke nach oben ziehn,
Wenn keine Stütze sie hält?
Kann des Mädchens Auge vor Freude glühn,
Wenn ihr Kosak ihr fehlt?

Und als Gegenstück dazu, das naive Klagelied eines alten, weinenden Kosaken:

Fliegt ein Adler über's Meer hin,
Himmelauf zu fliegen scheint er;
Grämt sich der Kosak, der alte,
Seine Jugendzeit beweint er.

Spricht: O meine jungen Jahre!
Sagt, wo seid ihr hingezogen?
Seid in Wiesen, seid im Felde,
Seid im grünen Wald verflogen?

Ohne Nutzen, ohne Segen,
Schwindet des Kosaken Beute:
Was er gestern schwer errungen,
Leichten Sinns vertrinkt er's heute.

Die Slaven leben in innigster Beziehung zu der sie umgebenden Natur und Thierwelt, und ihre Lieder knüpfen gern an die ersten besten sich daraus darbietenden Erscheinungen an, wie wir schon aus dem Vorhergehenden gesehen haben: »Ach, ihr Wälder« 2c., »Ach, du Rose« 2c.

Sehr häufig haben solche Eingänge eine im Liede poetisch ausklingende, tiefere, symbolische Bedeutung, wie z. B. der Flug des Adlers den alten Kosaken, der ein verlorenes Leben beweint, an seine hochfliegende Jugendzeit erinnert.

Die zärtliche Mutter erscheint unter dem Bilde einer Schwalbe, die ihrer Jungen wartet; die klagende Schwester wird verglichen mit dem Kukuk, der nach der slavischen Sage nichts Anderes ist, als eine Schwester, die ihren Bruder verlor.

Das liebende Mädchen wird verglichen mit der »blauen Taube«, der junge Krieger ist ein »heller Falk«, ein »weißer Schwan« oder ein »grauer Adler«; oft aber auch werden solche Bilder zu Anfang eines Liedes antithetisch gebraucht, um den gefeierten Helden noch mehr hervorzuheben; z. B.:

Das ist kein grauer Aar, der dort
Vom Thal die Flügel schwingt:
Das ist Morosenko, der starke Held,
Der auf sein Streitroß springt;

oder:

Das ist nicht der blaue Kukuk, der durch's dunkle Holz sich schwingt:
Eine Schwester ist's, die ob dem fernen Bruder Klage bringt.

In ähnlichem Sinne wird häufig das Bild der Wachtel gebraucht, und aus der Pflanzenwelt sind es besonders die Linde, der Hollunder, Ahorn und Wachholder, die im slavischen Liede eine große Rolle spielen. Dem Salbei und der Raute werden zauberische Kräfte beigelegt. Die »Schwätzerin Eiche« säuselt dem Kosaken alte Thaten ins Ohr.

Der Glaube an Haus-, Feld- und Waldgeister kommt überall bei den Slaven vor; der Glaube an Upiory oder Vampyre, vorzugsweise nur bei den Serben.

Zu Anfange dieses Jahrhunderts erschien eine Sammlung altrussischer Lieder von Kirscha Daniloff, in welchen der

»Meerkönig« in seinem Verkehr mit Sadko, einem Kaufmann aus Nowgorod, genannt »der reiche Gast«, eine große Rolle spielt. Nur um das den Russen eigenthümliche, bisher noch nicht auf ein bestimmtes Gesetz zurückgeführte Versmaß zu veranschaulichen, worin diese und ähnliche Gedichte gesungen sind, gebe ich eine kleine Probe davon:

»Auf dem Meere, auf weitem, auf blauem Meer,
Laufen, hinlaufen dreißig Schiffe schnell,
Dreißig Schiffe, Eines ein Falk: das Schiff
Desselbigen Sadko, des reichen Gasts.«

Plötzlich steht nun dieses Schiff, »der Falk«, still und ist nicht wieder von der Stelle zu bringen. Sadko kann sich das Wunder nicht anders erklären, als durch die Annahme, es müsse einer von den Schiffsleuten eine schwere Schuld auf dem Gewissen haben, und er hält es für seine Pflicht, den Sünder zu ermitteln, um ihn ins Meer hinabzustürzen und dadurch den Zorn der Gottheit zu sühnen.

Zu diesem Zwecke befiehlt er Allen, eiserne Loose zu machen und dieselben ins Meer zu werfen; das Loos des Schuldigen werde untergehen und die der Unschuldigen sich auf dem Wasser erhalten. Der schlaue Sadko, der wohl weiß, daß er selbst der Schuldige ist, aber glaubt, als ein reicher Mann Gott und die Menschen betrügen zu können, wirft statt eines eisernen Looses eine Hopfenblüthe ins Wasser. Allein nun begiebt sich das Wunder, daß alles Eisen obenauf schwimmt und die Hopfenblüthe untergeht.

Darauf läßt der Bestürzte noch einmal Loose machen von leichtem Holz und bestimmt dabei, daß derjenige, dessen Loos das Meer verschlinge, unschuldig sein solle. Er selbst wirft ein zehn Pfund schweres Eisenstück ins Wasser, und wieder begiebt es sich, daß das Eisen obenauf schwimmt, während das Holz untergeht. Nun bleibt dem in seinem eigenen Netze Gefangenen keine Rettung mehr, er muß sich

zum Tode vorbereiten. Doch er betet vorher inbrünstig und — wie das Lied sagt —

»Wirksam, wie von Vater und Mutter, sind
Die Gebete Sadko's, des reichen Gasts.
Und siehe, es ward das Wetter still,
Fortgetragen ward Sadko, der reiche Gast.
Und es trug ihn glücklich zum Ufer hin,
Und am steilen Ufer steigt Sadko aus,
Wandelt weithin zuneben dem blauen Meer,
Und alsobald fand er ein großes Haus,
Es war wohl das große Haus baumeshoch,
Und darin auf der Bank liegt der Meereszaar.«

Mit dem Meereszaren besteht er dann allerlei wunderliche Abenteuer, wobei das Trinken eine große Rolle spielt. Der Meereszaar reicht dem betrunkenen Sadko eine hellklingende Gußli, die er so geschickt zu handhaben versteht, daß der Meereszar an zu tanzen fängt, wodurch das blaue Meer in Aufruhr geräth, aber sich bald wieder beruhigt und den schelmischen Sadko unbeschädigt nach Hause trägt.

Diese und ähnliche Geschichten sind mit einer fabelhaften Breite und Weitschweifigkeit erzählt und kommen an poetischem Werthe den kleinen lyrischen Gedichten, die im Munde des Volks leben, bei weitem nicht gleich. Solcher kleineren Gedichte giebt es Tausende, wovon die meisten wohl aus dem vorigen Jahrhundert stammen und die ältesten schwerlich weiter als bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückreichen. Sie zerfallen in Soldatenlieder, Räuberlieder,*) Brautlieder, Fischerlieder, Frühlingslieder, Mönchs- und Nonnenlieder — kurz, alle möglichen Arten sind darin vertreten, nur von Jägerliedern findet sich kaum eine Spur.

Ein Räuber, der, zum Tode verdammt, sein Unglück beklagt, aber sterbend noch den »rechtgläubigen Zaren«, seinen

*) Ich verweise hier auf meine Gedichte „Altes und Neues“ (Berlin, bei R. Decker, 1859), wo man unter den „Volksweisen“ die besten russischen Volkslieder findet. Als charakteristisch für das russische Volkslied verdient hervorgehoben zu werden, daß es meistens den Reim ganz verschmäht.

strengen Richter, preist; ein Reitersmann, der auf weitem Blachfelde neben einem verlöschenden Feuer liegt, von einer tödtlichen Heidenkugel getroffen, und sein treues Roß, das er wie einen Bruder liebt, mit allerlei zärtlichen und traurigen Grüßen und Botschaften in die ferne Heimat sendet, während der Glanz seiner Augen bricht, wie der des verlöschenden Feuers.

Ein armer Mönch, der unter dem Duft und Blütenregen des Frühlings, einsam in seiner öden Klosterzelle knieend ein Vaterunser betet und durch den Gesang der Nachtigall, der aus dem Epheugebüsche ins offene Fenster hereintönt, gestört im Beten, wehmüthig der Zeit gedenkt, da er an eines Mägdleins weißem Arme im Frühling wandelte und mit ihr dem Gesange der Nachtigallen lauschte.

Eine Nonne, welche für ihr Kloster Almosen sammelt und bei jedem Geldstück, das sie bekommt, ermahnt wird, für den Geliebten der Spenderin zu beten, wobei sie dann weinend ihrer eigenen verlorenen Liebe gedenkt.

Ein Sohn, der seiner Mutter Vorwürfe macht, daß sie ihm das Leben gegeben, in welches noch kein Strahl des Glücks hineingeschienen; eine Mutter, die um ihren im Kriege gefallenen Sohn, eine Schwester, die um ihren fernen Bruder klagt — solchen und ähnlichen Inhalts sind Hunderte russischer Lieder, die nur leiser Veränderung bedürften, um als ächte Perlen in der Krone eines lyrischen Dichterkönigs zu glänzen.

Doch fehlt es, obschon der vorherrschende Ton ein wehmüthiger ist, in Rußland wie in andern Slavenländern auch an heitern und scherzhaften Liedern nicht.

In einem serbischen Liede stellt ein keckes Mädchen seine Schönheit über die der Sonne und diese bestraft des Mädchens Uebermuth dadurch, daß sie ihm eine böse Schwiegermutter giebt.

In einem ukrainischen Liede prügelt die Frau ihren Mann, und als dieser sich beim Richter darüber beklagt, behält die Frau Recht und der Mann muß sie noch um Ver-

zeihung bitten, daß er ihr Anlaß gegeben habe, ihn zu prügeln, woraus sich denn die Moral ergiebt:

»Uns're Zeit ist so verstockt,
Daß, um's kurz zu sagen:
Wem die Prügel aufgehockt,
Der muß die Schuld auch tragen!«

Höchst ergötzlich sind auch die besonders bei den Böhmen und Slovaken häufig vorkommenden Lieder, welche Hochzeiten der Thiere besingen, wie der Wolf sich mit der Ziege vermählt, der Ochse Hochzeitsbitter ist, der Kater Brautführer, der Junker Hase mit dem edlen Junker Windhund Händel bekommt u. s. w. Kurz, man könnte auch aus den komischen Gedichten der Slaven ein ganz artiges Bändchen zusammenstellen und der deutsche Leser würde sich dabei wundern, wie auch in diesen Liedern ein die ganze slavische Volksdichtung kennzeichnender, natürlicher Sinn für Anstand sich ausspricht, der wieder auf das vorwiegende weibliche Element im slavischen Charakter hinweist.

Durch ihre Lieder sieht man den Völkern ins Herz und lernt das bessere Theil in ihnen schätzen und lieben. Man erkennt, daß ein inneres geistiges Band sie alle gleichmäßig umschlingt und zu einander hinzieht. Und je mehr solche Erkenntniß wächst und sich verbreitet, desto mehr werden sie einsehen lernen, daß sie mehr Grund haben, einander zu lieben, als zu hassen.

Der Kreml in Moskau

als

Träger und Mittelpunkt der russischen Geschichte.

Der Kreml in Moskau

als

Träger und Mittelpunkt der russischen Geschichte.

Ein russischer Dichter sagt: »Seit tausend Jahren beherrschen uns die Deutschen, aber ihr Regiment muß ein schlechtes sein, denn bis jetzt haben sie nichts aus uns zu machen gewußt.«

Die Wahrheit ist, daß die Russen nicht allein von jeher sich unfähig gezeigt haben, aus sich selbst heraus ein dauerndes Staatswesen zu gründen, sondern auch unfähig, fremde Staatsformen sich so anzueignen, daß sie dem Volke in Fleisch und Blut übergegangen wären.

Als sie vor tausend Jahren zum Erstenmale die Unmöglichkeit einsahen, sich selbst zu regieren, und doch das Bedürfniß fühlten, regiert zu werden, beriefen sie Herrscher aus einem fremden Stamme, dessen Fußstapfen in allen andern Ländern Merkmale höherer Kultur und edler Sitte wurden und nur im russischen Schnee spurlos verschwanden.

Denn die Russen sind ein Volk, das sich wohl der Gewalt, aber nicht dem Gesetze beugt, — ein Volk, das den wechselnden Launen des rohesten Wütherichs williger gehorcht, als den festen Satzungen des geschriebenen Rechts. Der ächte Russe ist geradezu unfähig, die Nothwendigkeit von Gesetzen zu begreifen; sie haben für ihn keinen andern Sinn als den: übertreten zu werden. In dem Zaren ehrt und fürchtet er die gottähnliche Macht; sittliche und rechtliche Bedeutung haben für ihn nur die Familie und die Gemeinde. In der Familie herrscht der Vater, in der Gemeinde herrscht das

einstimmig gewählte »Haupt«. Beiden unbedingt zu gehorchen erscheint als eine durch uraltes Herkommen geheiligte Pflicht, die sich so von selbst versteht, daß es keiner geschriebenen Bestimmungen darüber bedarf.

Was zwischen der Gemeinde und dem Zaren liegt, hat beim Volke immer nur Widerstand und Abneigung gefunden. Der ganze fremde Regierungsapparat ist seit den Tagen der warägischen Fürsten bis heute in Rußland nichts anderes gewesen, als eine Eisdecke, unter welcher das Gemeindeleben sich wie Wasser immer frisch und flüssig erhalten hat. Von Zeit zu Zeit schmilzt die Eisdecke zusammen oder sie wird von unten durchbrochen, und die Volksflut bildet dann eine furchtbare Macht, welche, richtig geleitet, Ungeheures vermag.

Diese kurzen Andeutungen erklären alles Eigenthümliche der sonst unverständlichen russischen Geschichte, welche eine lange Reihe fruchtloser Versuche bildet, die uralten, unzerstörbaren heimischen Bräuche durch fremde Gesetze und Sitten zu verdrängen.

Wo es die Vertheidigung der heimischen Sitte und des heimischen Bodens galt, da zeigte das Volk sich allezeit der größten Aufopferung fähig; es folgte auch bereitwillig dem Aufrufe seiner Zaren im Namen des Vaterlandes und der Religion, aber das geschriebene Gesetz und bureaukratische Regiment vermochte den Russen nie Ansehn und Achtung abzugewinnen.

Der heute tiefklaffende Riß zwischen dem formlosen Altrussenthum und der herrschenden modernen Bureaukratie, welche allerdings die bodenlose Verachtung, in der sie steht, vollkommen verdient, begann erst seit der Gründung Petersburgs klar hervorzutreten. Die ächten Moskowiter, das Volk und seine intelligentesten Vertreter, wollen von einer Hauptstadt Petersburg nichts wissen und betrachten die ganze Petersburger Regierungsperiode als eine traurige Verirrung der

russischen Geschichte, deren nationaler Kern und wesentlicher Inhalt für sie sich nur an den Kreml knüpft, wo sie mit der Vertreibung der Tataren begann, unter dem Romanow-Holsteinschen Hause aufhörte und in Zukunft aufs Neue beginnen muß.

In diesem Sinne bezeichne ich hier den Kreml als Träger und Mittelpunkt der russischen Geschichte.

* *
*

Inmitten eines, auf hügligem Boden wellenförmig ausgebreiteten Häusermeeres von mehr als eilf deutschen Meilen Umfang, erhebt sich Insel-gleich ein hoher Erdrücken, welcher den unten wogenden Mosquastrom etwa hundert Fuß überragt, und eine bunte, blendende Menge von Tempeln und Palästen trägt, die, von einer weißen Mauer umspannt, in ihrer Abgeschlossenheit gleichsam eine Stadt für sich bilden.

Dies ist der Kreml von Moskau, das russische Kapitol, ein Labyrinth der verschiedenartigsten Gebäude, die aber, von fern gesehen, den Eindruck eines einzigen riesigen Palastes machen, überwölbt mit goldschimmernden Kuppeln und umkränzt von gothischen Thürmen, aus deren Mitte ein weißer, hoher Glockenthurm mit goldenem Zwiebelknauf emporsteigt.

Die Bauwerke des Kreml umschließen nach innen vier geräumige Plätze, lassen aber in ihrer ursprünglich planlosen Aufstellung außerdem noch eine Menge Durchgänge und Zwischenräume frei.

Die gewaltige, weißsteinige Mauer, welche, den Hebungen und Senkungen des hügligen Bodens folgend, sich um den Kreml schlingt, bildet ein unregelmäßiges Polygon. Ihre Zinnen sind ringsum von Schießscharten durchzackt und werden durch stattliche gothische Thürme gestützt, zwischen welchen sich

noch verschiedene kleine Spitzthürme erheben. — Gegen Osten, wo der größte dieser Thürme und zugleich der Haupteingang sich befindet, wird der Kreml von der übrigen Stadt geschieden durch eine weite, sanft sich senkende Fläche, genannt der rothe Platz, dessen andere Breite der ganz orientalisch gebaute Basar — ein würdiges Seitenstück zur Zarenburg — einnimmt.

Gegen Norden, wo der Kreml schroff abfällt, ziehen sich tiefunten herrliche, langausgedehnte Gartenanlagen hin, und ebenso gegen Süden, wo noch tiefer zu seinen Füßen die breite Mosqua wogt, über welche sich hier eine pfeilergetragene, hohe, prachtvolle Brücke spannt.

Das Südufer der Mosqua bietet den freiesten und vollständigsten Ueberblick der launenhaft zusammengewürfelten Bauwerke des Kreml, dessen gewaltige Mauer von hier aus nur als eine leichte Umgrenzung der gigantischen Häusermassen erscheint, mit den vielen goldenen, silbernen, himmelblauen und grünen Kuppeln, die sich in bald größeren, bald kleineren Gruppen planlos durcheinander drängen, beherrscht von dem hier in seiner ganzen Größe sichtbaren Jwan Welikh, dem höchsten aller Thürme des Zarenreichs.

Mit Fug und Recht betrachtet der Russe den Kreml als die geheiligtste Stätte seines Vaterlandes, denn hier war die Wiege seiner Macht und Einheit, jeder dieser Tempel und Paläste ist ein Denkmal oder war die Bühne folgenreicher Ereignisse und diese weißen Ringmauern umschließen die Geschichte eines halben Jahrtausend, innerhalb welchem Rußland geworden was es ist. Darum sagt auch der Volksmund noch heute: »Als die weiße Mosquastadt sich mit dem goldenen Kreml vermählte, gebar sie das heilige Rußland.«

Die Gründung des Kreml, sowie das Heranwachsen Moskau's zur Hauptstadt des Reichs, fällt in die Zeit der Tatarenherrschaft über Rußland.

Als Frau von Staël von der Höhe des Kreml auf Moskau hinabsah, brach sie, voll Entzücken über das großartige Bild, in die Worte aus: Voilà Rome tatare! und richtiger kann Moskau in der That nicht bezeichnet werden. Denn obwohl diese majestätische Stadt durch ihre Größe und Lage unwillkührlich an Rom erinnert, so kann sie doch ihr tatarisches Gepräge nirgends verleugnen und es unterliegt keinem Zweifel, daß die moskauischen Großfürsten ihre Hauptstadt nach dem Muster der mongolischen Residenzen anlegten, von welchen uns Marko Polo, der achtzehn Jahre am Hofe des Großchans verweilte, eine sehr anschauliche Beschreibung giebt. Hiernach zu schließen, wären diese Residenzen ihrerseits den Lagerzelten einer Horde in der Steppe vergleichbar gewesen.

Denken Sie sich eine unabsehbare Steppe, wo ein kriegerisches Menschengewimmel von Hunderttausenden zu längerer Rast sein Lager aufschlägt. In der Mitte des Ganzen, am höchsten emporragend und am weitesten ausgedehnt, erhebt sich das Gezelt des Chans. Ringsum laufen, in vier regelmäßigen Abtheilungen, die Zelte seines Hofstaats, durch eine breite Umwallung von dem übrigen Lager getrennt, dessen Tausende von Zelten ihrerseits in vier große Quartiere gesondert, die wieder eine Menge Unterabtheilungen haben und viele breite Durchgänge frei lassen, in unabsehbarer Ferne ebenfalls von einer breiten Umwallung begrenzt werden. — So ungefähr ist, in großen Zügen gezeichnet, das Bild eines mongolischen Hordenlagers in der Steppe.

Denken Sie sich nun, um das Bild zu vervollständigen, aus einer solchen Stadt von Zelten im Laufe der Zeit eine Stadt von Stein erstehen, mit all den malerischen Veränderungen und Unregelmäßigkeiten, welche das Anbequemen an die Oertlichkeit und die steigenden Bedürfnisse des Lebens nöthig machen. Kanäle werden gegraben, Aquädukte gebaut, um das spärliche Wasser nach allen Seiten zu vertheilen;

Bäder, Gärten, Märkte und Kaufhallen werden angelegt, Tummelplätze für die Lebenden und Ruheplätze für die Todten. Riesige weiße Paläste wachsen auf, neben schattenreichen Bäumen; dazwischen werfen Springbrunnen ihren Silberstaub; Tempel wölben sich mit glänzenden Kuppeln, schlanke, blendendweiße Thürme in die Luft streckend. Die Kuppeln bleiben überall der hervorragende Schmuck. Bald sind sie blau, wie der Himmel, der sich über ihnen wölbt; bald golden, wie die Sonne, die sich in ihnen spiegelt; bald grün, wie das Laub der Bäume, das sie umgiebt.

Wir wissen, daß alle solche Bauten von fremden Künstlern ausgeführt wurden, aber diese mußten sich dem mongolischen Geschmacke fügen, so daß durch ihre Werke die versteinerte Zeltstadt wohl an malerischer Zuthat und Verschönerung gewann, aber nichts von ihrem ursprünglichen Charakter verlor.

Aehnlich verhält es sich mit Moskau, das freilich nicht aus Zelten emporgewachsen, aber ganz nach dem Muster einer solchen Zeltstadt gebaut ist. Dieses große Karavanserai zwischen Asien und Europa kann selbst heute, nachdem es seit dem Brande von 1812 zu vier Fünftheilen neu aufgebaut ist, sein mongolisch-byzantinisches Gepräge, vornehmlich ausgedrückt durch die zahllosen, Alles beherrschenden Kuppeln, nicht verleugnen.

Die Tatarenherrschaft in Rußland währte über zweihundert Jahre und wird immer noch als das größte Unglück beklagt, welches Gott in seinem Zorne über das russische Volk verhängt habe; aber es ist sehr zu bezweifeln, ob ohne dieses Unglück heute überhaupt ein russisches Reich existirte.

Die normannischen Waräger, welche zu Ende des neunten Jahrhunderts das bis dahin wie eine träge Masse formlos hin- und herflutende Volk unterwarfen und nach germanischem Brauch und Recht regierten, flößten ihm auch den Geist ger-

manischer Uneinigkeit ein, den sie selbst in fortwährenden Kämpfen untereinander nährten. Nur vorübergehend gelang es einzelnen kräftigen Herrschern, wie Wladimir und Jaroslaw, Rußland zu einigen, und sie selbst zerstörten ihr Werk wieder durch die das Land zersplitternde Regelung der Erbfolge.

Danach wurde das Reich in so viele Fürstenthümer getheilt, als Erben vorhanden waren; im Laufe der Zeit zerfiel jedes derselben in besondere Theilgebiete, und die Beherrscher der ersteren nannten sich Großfürsten, im Gegensatz zu den von ihnen abhängigen Theil- oder Lehnfürsten, deren Zahl unaufhörlich wuchs.

Als die Mongolen über Rußland hereinbrachen, war das Reich schon in so viele Fürstenthümer, freie Städte und Herrschaften zerfallen, die auf dem besten Wege waren sich untereinander zu vernichten, daß kein anderes Band der Einigung übrig geblieben, als die nationale Kirche und Sprache. Dieses Band der Einigung konnte unter der langen Fremdherrschaft nur an Stärke wachsen, da die mongolischen Herrscher in keiner Weise Glauben und Sprache der ihnen unterworfenen Völker beeinträchtigten und nichts von ihnen verlangten, als Gold und Gehorsam.

Es war im Jahre 1224, als in Rußland zum Erstenmale der Name der Mongolen oder Tataren erscholl.

Unter einer Nomadenhorde in den hohen Bergen Burkan-Kaldu, welche ihre Flüsse dem Baikalsee und dem östlichen Ozean zusenden, an der heutigen Grenze der beiden größten Reiche der Erde, China und Rußland, wurde Temutschin geboren, der später den Namen Dshingis-Chan, d. i. der größte Chan, annahm und einer der größten Feldherrn aller Zeiten wurde.

Er behauptete, eine Offenbarung gehabt zu haben, daß er berufen sei, die Welt zu beherrschen, und in kurzer Zeit

machte er sich Tibet und das nördliche China, Chorasan und alles Land vom Aralsee bis zum Indus unterthan. Hierauf verwüstete er mit seinen Heeren die Länder am Kaspischen und Schwarzen Meere.

Als die Russen von seinem Vordringen hörten, zogen viele Fürsten des Landes aus, um ihn zu bekämpfen, bevor er ihre Grenzen überschritten. Es kam ihnen eine Gesandtschaft entgegen mit der Kunde, daß die Tataren keine Feinde der Russen seien und ihnen kein Leides zufügen wollten. Die russischen Fürsten aber ließen in ihrem Uebermuthe die Gesandten tödten. Hierauf ließ Dshingis-Chan den Russen sagen: »Ihr wollt Krieg, er soll Euch werden. Wir aber haben Euch kein Unrecht gethan. Derselbe Gott waltet über allen Völkern: Er wird uns richten!«

Die Russen stießen mit den Tataren zusammen und erlitten in der Schlacht an der Kalka,*) am 31. Mai 1224, eine furchtbare Niederlage.

Dshingis-Chan, damals mit anderen Eroberungen beschäftigt, verfolgte seinen Sieg nicht weiter. Er starb wenige Jahre nachher, und erst Batu, der Heerführer seines Nachfolgers, unterwarf ganz Rußland, mit Ausnahme Groß-Nowgorods, dem Joche der Tataren.

Batu schlug im Jahre 1238 sein Lager an der Wolga auf, wohin der Großfürst Jaroslaw mit vielen Bojaren reisen mußte, um sich und sein Volk dem Chan in aller Form zu unterwerfen. Dafür wurde er zum Oberhaupt aller russischen Fürsten ernannt. Seine Residenz nahm er in Kiew.

Fortan mußten die russischen Großfürsten immer in die Horde reisen, zuerst an die Wolga, in das Lager des Chans, und dann in die große Tatarei, in das Lager des Großchans, um ihm zu huldigen und seine Befehle zu empfangen.

*) Ein jetzt ausgetrockneter Fluß in der heutigen Provinz Taganrog.

Diese Huldigung geschah in den demüthigendsten Formen. Sie mußten, ehe sie das Zelt des Chans betraten, zwischen zwei Feuern hindurchgehen, angeblich, um sich von bösen Anschlägen zu läutern, dann ins Zelt treten ohne die Schwelle zu berühren und endlich vor dem Chan niederknien.

Im Uebrigen kümmerten die Tataren sich gar nicht um die Angelegenheiten der Russen, so lange diese sich unterwürfig zeigten und ihren Tribut regelmäßig entrichteten.

Zu jener Zeit war Moskau noch ein ganz unbedeutender Ort, und der Hügel, auf welchem heute der Kreml steht, war mit dichter Waldung bedeckt, wonach die erste Kirche, welche hier erbaut wurde, die älteste in Moskau, noch jetzt Kirche des Heilands im Walde heißt.

Ueber die Zeit der Gründung dieser kleinen, düstern, unansehnlichen Kirche läßt sich historisch nichts feststellen. Die Angaben schwanken zwischen Mitte des zwölften und Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Nach der Sage wurde sie auf Veranlassung des wunderthätigen Eremiten Bukol gebaut, und der häufige, von reichen Spenden begleitete Besuch führte bald zur Anlage von Hütten und Buden, die später, als der Kreml Residenz der Herrscher von Moskau wurde, andern Bauwerken weichen mußten.

Moskau's Aufblühen und des Kremls Erweiterung begannen erst unter dem Großfürsten Johann Danilowitsch, der von 1328 bis 1340 regierte. Das Volk gab ihm den Beinamen Kalita, der Beutel, weil er stets einen großen Beutel bei sich trug, woraus er Geld an die Armen vertheilte.

Er umgab Moskau mit einer Befestigung von Eichenholz. Zu seiner Zeit wurden auch noch die meisten Kirchen und alle Wohnhäuser aus Holz gebaut, so daß nur wenige Spuren von seinen Bauten übrigblieben, als nach seinem Tode ganz Moskau sammt dem Kreml in Flammen aufging.

Der Großfürst Dimitri Iwanowitsch faßte deshalb in

einer allgemeinen Rathsversammlung mit seinem Vater und den Bojaren den Beschluß, den Kreml aus Stein aufzubauen und legte den Grund dazu im Frühling des Jahres 1367.

Dieser Fürst war es auch, der den ersten Schritt zur Befreiung Rußlands vom Tatarenjoche that. Mamai, der damals Heerführer der goldenen Horde an der Wolga war, hatte Gesandte mit kriegerischem Gefolge nach Nischny-Nowgorod geschickt, wo sie in Streit mit dem Volk geriethen und sammt ihrem Gefolge erschlagen wurden.

Als Mamai hiervon Kunde erhielt, zog er mit seinem Heere nach Nischny-Nowgorod, zerstörte die Stadt und ließ nichts als Asche und Leichen zurück.

Dimitri aber ließ sich von den Mongolen nicht so leicht einschüchtern, wie seine Vorgänger gethan. Am 11. August 1378 lieferte er ihnen im Rjäsanschen Gebiete an den Ufern der Wosha eine Schlacht, in welcher sie vollständig geschlagen wurden.

Erst zwei Jahre später wagte Mamai einen neuen Feldzug, nachdem er aus Tataren, Polowzen, Tscherkessen, Jassen, kaukasischen Juden, Armeniern und selbst aus krimmschen Genuesern ein zahlreiches Heer gesammelt, womit er ganz Rußland zu vernichten drohte. Außerdem schloß er ein Bündniß mit dem lithauischen Großfürsten Jagiello, der ihm ein Hülfsheer zuzuführen versprach.

Aber die Furcht vor den Tataren schien im Lande verschwunden. Die Russen waren wie aus einem tiefen Schlafe erwacht. Auf den Ruf seines Fürsten erhob sich das ganze Volk. Am Don stießen die beiden Heere zusammen.

Als das in Moskau versammelte Heer, von der Geistlichkeit mit dem Kreuze und den wunderthätigen Bildern begleitet, aus dem Kreml zog, betete der Großfürst in der Kirche des Erzengels Michael, an den Gräbern seiner Vorfahren, nahm dann Abschied von seiner Gemahlin und bestieg

sein Roß mit den Worten: »Gott ist unser Schutz und unsere Wehr.«

Am 6. September erreichte er den Don, ließ Brücken über den Strom schlagen, versammelte seine Hauptleute und sprach zu ihnen: »Die Stunde des Gerichts rückt heran.«

Am 8. September traf er mit den Tataren zusammen, stellte sein Heer in Schlachtordnung, kniete nochmals zum Gebete nieder, seine Arme gegen das goldene Christusbild ausbreitend, welches auf der großfürstlichen schwarzen Fahne prangte, und gab dann das Zeichen zum Angriff, indem er mit den Worten: »Gott ist unsere Zuversicht und Stärke,« selbst zuerst in die Feinde sprengte.

Lange blieb der Sieg schwankend, und als er sich endlich für die Russen entschieden hatte, suchten sie vergebens nach ihrem Fürsten. Im Kampfe durch einen mächtigen Schlag betäubt, war er vom Pferde gestürzt und wie todt liegen geblieben. Erst von den Freudenrufen seines siegreichen Heeres geweckt, kam er wieder zur Besinnung, dankte dem Himmel für die gewonnene Schlacht und umritt dann mit seinen Hauptleuten die Kulikowsche Ebene, wo nach den Berichten der Annalisten zweimalhunderttausend erschlagene Krieger lagen.

Der Fürst wurde nach diesem an den Ufern des Don erfochtenen Siege Dimitri Donskoi oder der Donische genannt.

Trotz des hier erlittenen Schlages und trotz ihrer sich immer mehrenden inneren Zersplitterung hörten die Tataren nicht auf, Moskau zu beunruhigen.

Mamai traf auf der Flucht mit dem Führer einer feindlichen Horde, Tochtamysch, einem Nachkommen Dshingis-Chans, zusammen, der sein Heer vollends vernichtete, plündernd durch Rußland zog, Moskau erstürmte und erst wieder umkehrte, als er dem Volke einen schweren Tribut auferlegt hatte (1382).

So geschah es, daß beim Tode Dimitri's des Donischen sein Reich wieder in derselben Abhängigkeit von den Tataren war, wie zur Zeit seiner Thronbesteigung.

Das Tatarenreich, welches schon seinen Einsturz gedroht hatte, wurde plötzlich zu neuer Größe und Macht erhoben durch den gewaltigen Timur (Temir, Tamerlan), der im Jahre 1359 den Thron Dshingis-Chans bestieg. Der Sohn eines armen Fürsten der Dshagatai-Mongolen, der nichts besaß, als ein Pferd und ein Kameel, schwang er sich binnen wenigen Jahren zum Herrscher von sechsundzwanzig großen Reichen in drei Welttheilen empor, so daß er einst im Rathe seiner Feldherren von sich selbst sagen konnte: »Mein Name hat das Weltall in Schrecken gesetzt, durch eine Bewegung meines Fingers erschüttere ich die Erde.«

Er schlug seinen Thron in Samarkand auf, unterwarf alle Länder vom Kaspischen bis zum Mittelmeere, vom Nil bis zum Ganges und nannte sich den Herrn der besten Hälfte der Welt.

Er legte große Wasserleitungen, prachtvolle Städte und Paläste an, und ward als ein frommer Mann, als ein großer Förderer und Kenner der Künste und Wissenschaften gepriesen, während seine Heere auf den Trümmern von Delhi, Bagdad, Damaskus und Smyrna hohe Pyramiden von Menschenköpfen aufthürmten, als Denkmale ihrer Siege.

Seine Aufrufe und Briefe waren immer in schwungvoller, oft poetischer Sprache geschrieben, und keine seiner Drohungen blieb unerfüllt.

Wie alle Emporkömmlinge, liebte Timur Pracht und Aufwand, und zum Glanz seines Hofstaats, den die schönsten Frauen aller ihm unterworfenen Länder schmückten, mußte die halbe Welt ihren Tribut zollen. Sein Thron war von Elfenbein und Gold, seine Krone und sein Leibgürtel strotzten von den kostbarsten Edelsteinen. Man bediente sich an seinem Hofe nur goldener und silberner Gefäße. Die

Pracht seiner Gewänder, seiner Zelte, seiner Festgelage grenzte ans Wunderbare. Man würde versucht sein, die Schilderungen davon für Märchen zu halten, wenn sie nicht durch die glaubwürdigsten Zeugnisse bestätigt wären.

Wir haben selbst den Bericht eines Münchener Kindes, Johann Schildtberger, der mit König Sigismund von Ungarn 1395 gegen die Türken zog, gefangen genommen wurde und, dem Sultan Bajasid I. nach Asien folgend, zugleich mit diesem in die Hände Timurs fiel, den er bis zum Tode des großen Mongolenherrschers auf seinen Feldzügen begleitete. Nach einer Abwesenheit von zweiunddreißig Jahren kam er in seine Vaterstadt München zurück und beschrieb seine Abenteuer in einem Buche, welches die gleichzeitigen persischen und tatarischen Nachrichten in merkwürdiger Weise bestätigt.

Gegen überwundene Feinde zeigte sich Timur oft großmüthig. Er hatte von dem Ruhme des Sultans Bajasid gehört, dessen Eroberungen seine eigenen Pläne durchkreuzten. Er schrieb ihm einen Brief, worin die Stelle vorkommt: »Du, eine turkomanische Ameise, wagst es, Dich gegen den Elephanten aufzulehnen? Höre den Rath der Vernunft, bleibe in Deinen Grenzen, oder Du bist verloren.« Bajasid antwortete: »Schon längst wünschte ich, mit Dir zu kämpfen; Preis dem Allerhöchsten! Du gehst meinem Schwerte entgegen.«

Bajasid wurde geschlagen und gefangen genommen; Timur umarmte ihn, überhäufte ihn mit Geschenken und suchte ihn durch Betrachtungen über die Vergänglichkeit irdischer Größe zu trösten. Aehnliche Beispiele ließen sich viele anführen. Ueber die Beweggründe seiner Eroberungen äußerte er sich selbst in einem Briefe an Sultan Farudsch von Egypten, der ihm seine Raubzüge vorgeworfen.

»Große Eroberer, schrieb ihm Timur, sammeln Heere, suchen Gefahren und Schlachten, nur der Ehre und des

unsterblichen Namens wegen. Dieses drohende Getöse der Rüstung, welche Millionen Menschen in Bewegung setzt, wird durch die Liebe zum Ruhm und nicht durch Raubgier erzeugt, denn der Mensch kann sich mit einem halben Brode des Tages sättigen.«

Der Zug Timurs nach Rußland ist mit großer Genauigkeit von dem berühmten persischen Geschichtschreiber jener Zeit Sherif-Eddin beschrieben. Obgleich voll Bewunderung für seinen Helden, gesteht er doch ein, daß Timur seinen Weg durch Leichen bezeichnete, indem er nicht nur Krieger, sondern auch unbewaffnete Einwohner erschlug.

Um Moskau vor dem wilden Eroberer zu schützen, wurde auf den Rath der Geistlichkeit das wunderthätige Bild der Mutter Gottes von Wladimir auf den Kreml gebracht. Beim Anblick des Bildes warfen sich die Bewohner von Moskau zur Erde und geleiteten es dann andächtig in die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, deren vornehmsten Schmuck es heute noch bildet.

Nun geschah es in der That, daß Timur auf seinem schreckenvollen Zuge durch Rußland gar nicht nach Moskau kam, sondern plötzlich, ohne irgendwelchen Widerstand gefunden zu haben, umkehrte und südlichere Gegenden aufsuchte.

Die russischen Annalisten erzählen, daß genau an demselben Tage und zu derselben Stunde, da das Volk von Moskau dem heiligen Muttergottesbilde entgegenzog, Timur seinen Rückzug aus Rußland angetreten. Seit jener Zeit feiert die russische Kirche das Fest der Jungfrau Mariä am 26. August, allen nachwachsenden Geschlechtern zum Gedächtniß, daß Rußland damals einzig und allein durch ein himmlisches Wunder vor dem schrecklichsten aller Eroberer gerettet sei.

Wollte ein Historiker, dem dieses Wunder unbekannt wäre, versuchen, den Rückzug Timurs auf natürliche Weise

zu erklären, so ließe sich etwa Folgendes anführen: Timur hätte bei den angestrengtesten Märschen Moskau vor Anbruch des Winters nicht erreichen können und sich dabei der Gefahr ausgesetzt, sein an wärmere Regionen gewöhntes Heer in Schnee und Eis zu verlieren. Zudem mochte er bald finden, daß seine Vorgänger in dem dünnbevölkerten, unwirthlichen Lande ihm wenig zu plündern übrig gelassen. Er hielt es deshalb für rathsamer, reichere Länder aufzusuchen und wandte sich zunächst nach Asow, einer reichen Handelsstadt, unterwarf dann alle Länder des Kaukasus und feierte in dem schönen Georgien ein großes Siegesfest.

Timur starb im Jahre 1404. Nach seinem Tode wurde Moskau noch zweimal von tatarischen Horden erobert und niedergebrannt, nur der Kreml, bei dessen Vertheidigung man damals schon Kanonen anwandte, blieb unbezwingbar und erschien deshalb den Russen als ein in des Himmels besonderem Schutz stehender heiliger Zufluchtsort.

Als der Großfürst Wassily Wassilitsch im Jahre 1445 von den Tataren mit Krieg überzogen und gefangen genommen wurde, suchte alles Volk aus der Umgegend von Moskau Schutz im Kreml, der bei dieser Gelegenheit in Flammen gerieth, zum größten Theil abbrannte und über dreitausend Menschen unter seinen Trümmern begrub.

Er wurde wieder aufgebaut unter Johann Wassiljewitsch dem Großen, der überhaupt als der eigentliche Gründer des heutigen Rußlands zu betrachten ist, indem er es gänzlich von der Herrschaft der Tataren befreite, seine Grenzen erweiterte, die letzten Machtreste der Lehnsfürsten und freien Städte vernichtete und Moskau zum Mittelpunkte des nunmehr vollständig geeinigten Reiches machte.

Durch seine Vermählung mit der Prinzessin Sophia, aus dem Hause der Paläologen, begründete er zugleich die späteren Ansprüche der russischen Zaren auf den byzantinischen Kaiserthron.

Die unausgesetzten Bestrebungen der Päpste, die getrennte morgenländische Kirche wieder mit der abendländischen unter römischem Primat zu vereinen, hatte im Jahre 1438 zu dem berühmten Concil von Ferrara und Florenz geführt, wobei Rußland durch Isidor, Metropoliten von Moskau, vertreten war. Der griechische Kaiser Johann VII. Paläologus, welcher durch die Union den Beistand der europäischen Fürsten gegen die sein Land bedrohenden seldschukkischen Türken zu gewinnen hoffte, hatte sich, begleitet von vielen Bischöfen, in eigener Person eingefunden.

Am 6. Juli 1439 wurde von den Vertretern der griechischen Kirche die durch Papst Eugen IV. vorgelegte Unionsformel angenommen, kraft welcher sie sich, mit Aufrechthaltung ihrer alten inneren Kirchenordnung, der Priesterehe, des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und mit verschiedenen andern Vorbehalten, dem päpstlichen Primat wieder unterwarfen.

So war auf dem Papier Alles glücklich zu Stande gekommen. Als aber der heimgekehrte Metropolit Isidor in der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Kreml die Unionsakte feierlich verkündete, wurde er vom Großfürsten Wassily Wassiljewitsch stürmisch unterbrochen und auf des Herrschers Befehl ins Gefängniß geworfen, aus welchem er sich nur durch die Flucht retten konnte. Er entkam glücklich nach Rom, wo er mit Beibehaltung des Titels »Bischof von Rußland« eine der ersten Stellen im Collegium der Cardinäle erhielt.

Unter dem russischen Volke und der Geistlichkeit hatte Isidor viele Anhänger und deshalb gab der römische Stuhl seine Hoffnung nicht auf, bei einer günstigen Gelegenheit ganz Rußland für die florentinische Union zu gewinnen.

Bald schien sich solche Gelegenheit darzubieten.

Konstantinopel war am 29. Mai 1453 von den Türken erstürmt und Kaiser Konstantin in der heldenmüthigen Ver-

theidigung seiner Hauptstadt gefallen. Ihn überlebten zwei Brüder, Thomas und Demetrius.

Demetrius ließ sich in schimpfliche Unterhandlungen mit dem Sultan ein, dem er sogar seine Tochter ins Serail gab, während Thomas mit seiner Familie das Land verließ und in Rom eine Zufluchtsstätte fand durch Papst Pius II., der den Nachkommen der ältesten christlichen Fürsten in ihm ehrte und ihm außerdem zu Dank verpflichtet war, weil Thomas das Haupt des Apostels Andreas (welches seitdem in der Petrikirche aufbewahrt wird) dem heiligen Stuhl geschenkt hatte.

Thomas starb zu Rom. Seine Kinder, unter welchen die Prinzessin Sophia durch große Schönheit und hohe Geistesgaben sich auszeichnete, lebten von den Wohlthaten des neuen Papstes Paul II., durch dessen Vermittelung die Ehe der Prinzessin Sophia mit dem Großfürsten Johann zu Stande kam, an welche er weitreichende Pläne knüpfte.

Zunächst hoffte der Papst, durch den Einfluß der in den Lehren der florentinischen Union erzogenen Prinzessin Sophia, Johann ebenfalls zur Annahme der Union zu bewegen; dann ihn, als Gemahl einer Tochter des nur durch Gewalt gestürzten griechischen Kaiserhauses, für die Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche zu begeistern.

Als die päpstliche Gesandtschaft nach Moskau kam, berieth sich der Großfürst mit seiner Mutter, dem Metropoliten Philipp und den vornehmsten Bojaren. Der Chronist erzählt: »Alle glaubten einstimmig mit ihm, Gott selbst sende ihm eine so angesehene Braut, den Zweig des Herrscherbaumes, unter dessen Schatten ehedem die ganze rechtgläubige, ungetrennte Christenheit ruhte, — und dieses gesegnete Bündniß, an jenes Wladimirs erinnernd, werde Moskau zu einem zweiten Byzanz machen und dem Zaren die Rechte der griechischen Kaiser verleihen.«

Durch eine **griechische** Prinzessin, Anna, die Gemahlin Wladimirs, war einst das Christenthum nach Rußland gekommen und auf Befehl des Fürsten vom Volke ohne Widerstand angenommen.

Kurz darauf, um die Mitte des eilften Jahrhunderts, führte die schon lange bestehende Spaltung zwischen Rom und Byzanz zur gänzlichen Trennung der griechischen Kirche von der römischen. Durch Sophia hoffte der Papst sie wieder zu vereinigen. Aber seine Hoffnungen sollten auch dieses Mal getäuscht werden.

Am 12. November 1472 wurde die Vermählung des russischen Großfürsten mit der Tochter der Paläologen in der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä auf dem Kreml gefeiert, und Sophia, statt ihren Gemahl für die florentinische Union zu gewinnen, trat selbst zur russischen Kirche über.

Rußland nahm seit der Zeit das Wappen des griechischen Kaiserreichs, den zweiköpfigen Adler, an.

Moskau wurde unter Johanns Regierung nicht mehr von den Tataren beunruhigt, deren Macht schon in völliger Auflösung begriffen war. Es hatten sich an den Grenzen Rußlands drei Chanate oder Königreiche gebildet: die Hauptstadt des ersten war Astrachan, die des zweiten Kasan, die des dritten (welches den Russen noch Jahrhunderte hindurch gefährlich werden sollte) war Bagtschi-Sarai in der Krimm.

Mit dem Chane der krimmschen Tataren wußte Johann ein vortheihaftes Bündniß zu schließen, während der Chan der goldenen Horde an der Wolga sich immer noch obersten Herrscher von Moskau nannte und vom Zaren Tribut verlangte.

Hiergegen sträubte sich der Stolz der Großfürstin Sophia, welche ihren Gemahl unablässig anfeuerte, die letzten Reste des verhaßten Jochs von sich zu schütteln.

Im Kreml befand sich ein eigenes Haus für die Tataren, wo ihre Gesandten, Beamten und Kaufleute wohnten, welche

den Chan von Allem, was unter ihren Augen vorging, in Kenntniß setzten. Sophia suchte durch eine List diese gefährlichen Späher loszuwerden. Sie sandte Geschenke an Achmets, des Chans der goldenen Horde, Gemahlin und schrieb ihr, daß sie in Folge eines Traumgesichts einen Tempel auf dem Platze des tatarischen Hauses zu erbauen wünsche, weshalb sie sich diesen Platz ausbäte und den Tataren gern einen andern dafür anweisen wolle.

Die Bitte wurde gewährt, das Haus abgebrochen und die Tataren blieben nun ohne Obdach, da Sophia ihnen nicht mehr erlaubte, im Kreml zu hausen.

Trotzdem fuhr Johann fort, dem Chan Tribut zu entrichten, um einen Krieg zu vermeiden, denn er war ein kluger Fürst von überlegenem Verstande und großer Schlauheit, aber ohne allen kriegerischen Geist und persönlichen Muth.

Auf die Dauer konnte er jedoch dem Flehen seiner Gemahlin und den ernsten Vorstellungen der geistlichen wie weltlichen Würdenträger seines Reichs, welche gänzliche Befreiung vom Tatarenjoche verlangten, nicht widerstehen, und als eine neue Gesandtschaft von der goldenen Horde kam, um den Tribut einzufordern, trat er das Bild des Chans, dem er seine Unterwürfigkeit bezeigen sollte, öffentlich mit Füßen und ließ die Gesandten tödten, bis auf einen einzigen, der in die Horde zurückkehrte, um seinem Gebieter das Geschehene zu verkünden.

Hierauf rüstete der Chan, um Moskau mit Krieg zu überziehen; der Großfürst entbot ebenfalls sein opferwilliges Volk zum Kampfe und beide Heere standen im Herbst 1440 an den Ufern der Ugra, die das Volk den G ü r t e l d e r M u t t e r G o t t e s nannte, d e r M o s k a u ' s G e b i e t s c h ü t z e, einander gegenüber.

Von beiden Seiten wurden unter furchtbarem Geschrei Pfeile abgeschossen, die jedoch, der Entfernung wegen, keinen großen Schaden anrichteten. Die Russen hatten aber damals

auch schon Feuergewehre, deren Wirkung den Chan veranlaßte, sich einige Werst vom Flusse zurückzuziehen. Inzwischen sprengten tatarische Reiter ans Ufer und riefen, nach den Worten des Chronisten, den Russen zu: »Lasset dem Chan den Weg frei, oder er dringt mit Gewalt bis zum Großfürsten und dann wird es Euch schlimm ergehen.«

Diese Worte wurden dem Großfürsten hinterbracht, der sich ebenfalls in großer Entfernung vom Flusse aufhielt und gar keine Lust zeigte, den Kampf fortzusetzen. Uneingedenk des Eides, den er im Kreml geschworen, die Ungläubigen zu bekämpfen, sandte er einen Bojaren mit Friedensvorschlägen an Chan Achmet, der aber, sehend, daß es gelungen, den Feind einzuschüchtern, unbedingte Unterwerfung in der schimpflichsten Form verlangte: der Großfürst sollte, vor dem Steigbügel des Chans knieend, diesen um Gnade bitten. Hierauf konnte Johann nicht eingehen, wenn er auch gewollt hätte. Inzwischen war große Furcht über ihn und sein Heer gekommen, da sie annahmen, daß der Chan nur im Gefühle großer Machtüberlegenheit solche demüthigenden Forderungen gewagt habe.

Bald darauf traten starke Fröste ein, die Ugra und Okka wurden mit Eis bedeckt, so daß den Tataren der bis dahin verhinderte Uebergang möglich wurde, und der Großfürst zog sich sofort nach Kremenez zurück, angeblich, weil das dortige Terrain am geeignetsten wäre, um den Feinden eine Schlacht zu liefern.

Die Truppen, glaubend, daß ihr unkriegerischer Fürst nur aus Furcht den Rückzug antrat, flohen in wildester Verwirrung, obgleich kein Feind sie verfolgte. Es geschah hier, wie die Annalisten einstimmig berichten, ein Wunder: die Tataren, den Rückzug der Russen gewahrend, hielten das für eine Kriegslist, um sie zur Verfolgung zu reizen und in einen Hinterhalt zu locken. Eine seltsame Furcht fuhr in den Chan,

also, daß er mit seinem ganzen Heer die Flucht ergriff. So zeigte sich hier das wunderbare Schauspiel, daß zwei mächtige Heere vor einander flohen, ohne verfolgt zu werden.

Eine Erklärung dieses angeblichen Wunders findet sich im zehnten Kapitel der Kasan'schen Chronik, wo wir erfahren, daß die Krimmsche Horde, auf Johanns Anstiften, plündernd und verwüstend in das Gebiet Achmets eingefallen war, weshalb dieser, sobald er Nachricht davon erhielt, schleunig umkehrte, um sein eigenes Land zu vertheidigen.

Auch hat kein russischer Annalist und Geschichtschreiber gewagt, diesen Rückzug der Tataren der Tapferkeit Johanns zuzuschreiben, für welche kein einziges Zeugniß vorliegt, und in Lwows Chronik heißt es ausdrücklich: »Die Leichtsinnigen mögen sich nicht des Schreckens ihrer Waffen rühmen! Nein, nicht Waffen und nicht menschliche Weisheit, sondern der Herr hat diesmal Rußland gerettet.«

Doch, wie dem immer sein möge: Rußland war frei vom Tatarenjoche, und wenn Johann kein großer Held war, so wußte er sich durch kluge Verträge, Belebung des Verkehrs mit dem Auslande, weise Staatseinrichtungen und Förderung der Künste des Friedens den Beinamen des Großen zu verdienen.

Unter ihm ward Moskau zum wirklichen Mittelpunkte des Reichs und erweiterte sich in demselben Maße, wie die früheren Hauptstädte der Großfürsten zusammenschrumpften.

Nowgorod war die Wiege des russischen Staats gewesen; Kiew die Wiege der russischen Kirche, — Beide erwuchsen zu einheitlicher Macht in Moskau, dessen geschichtliche Bedeutung erst dann anfing, als die Bedeutung Nowgorods und Kiews aufhörte.

Durch das Tatarenjoch wurde das früher zersplitterte Rußland geeinigt, und als diese Einigung vollbracht war, ging das Tatarenreich seinerseits durch Zersplitterung zu Grunde.

Diese Völker waren unfähig, dauernde Staatenordnungen zu gründen, weil ihnen alle Künste des Friedens und damit alle Quellen sichern Unterhalts fehlten. Ihrem friedlichen Nomadenleben gewaltsam entrissen, aus Asien nach Europa geworfen, wurden sie auf immer ihrer Heimat entfremdet, ohne sich in der Fremde je heimisch zu fühlen. Daher ihr unstäter Sinn, ihre wilden Gelüste, ihre Beweglichkeit und Todesverachtung.

Angefeuert von begeisterten Helden, die sich selbst den Zorn Gottes nannten, durchflogen sie die Länder, wie Heuschreckenschwärme, Alles auf ihrem Pfade verwüstend. Sich selbst überlassen, gingen sie in Trägheit unter, bis eine gewaltige Hand sie wieder zusammenballte und zerstörend unter die Völker schleuderte. Ohne große Führer vermochten sie Nichts, mit ihnen Alles. Aber Männer wie Dshingis-Chan und Timur sind im Morgenlande eben so selten, wie im Abendlande ein Napoleon, und sobald diese Männer starben, mußte auch mit ihnen sterben, was nur durch sie Leben erhalten hatte.

Obgleich die Tataren sich nie dauernd in den russischen Städten niederließen, sondern nur von Zeit zu Zeit das Land verheerend durchzogen, so blieb doch die Berührung mit ihnen nicht ohne nachhaltige Folgen für die Russen. Besonders scheinen die Zaren das Geheimniß ihrer Regierungskunst und des summarischen Verfahrens von den Chanen gelernt zu haben. »Gott herrscht im Himmel, ich herrsche auf Erden,« sagte der Chan; dasselbe sagen die Russen noch heute von ihrem Zaren, um seine Macht zu bezeichnen.

Ueber den Einfluß der langen Fremdherrschaft auf das Volk, sagt Karamsin, der berühmteste Geschichtschreiber der Russen: »Den Nationalstolz vergessend, lernten wir die niedrigen Ränke der Sklaverei, die bei den Schwachen die Stärke ersetzen; die Tataren betrügend, betrogen wir uns selbst

untereinander mehr; indem wir uns mit Gold loskauften von den Gewaltthätigkeiten der Barbaren, wurden wir weit habsüchtiger, und den Niederträchtigkeiten fremder Tyrannen unterworfen, viel gefühlloser gegen Beleidigungen und gegen Schande. Das Gefühl der Unterdrückung, Furcht und Haß in den Gemüthern erzeugen gewöhnlich düstere Rohheit der Sitten . . . . Dazu kam, daß die innere bürgerliche Ordnung sich vollständig änderte. Alles was den Schein der Freiheit und alter Bürgerrechte hatte, ward unterdrückt und verschwand. Ueberall verstummte die Glocke der Volksversammlungen, der Ausdruck der höchsten gesetzgebenden Macht des Volks. Dieses Recht der alten Städte war nicht mehr das Erbtheil der neuen, weder Moskau's noch Twer's, deren Ansehn unter den Monopolen erstand. Es blieb kein Mittelpunkt, kein gesetzliches Recht, sich dem Fürsten zu widersetzen: es erschien die Alleinherrschaft.«

Erst durch Johann III., den ersten wirklichen Alleinherrscher, wurde in Rußland die Thronfolge dergestalt geordnet, daß die Krone immer auf den ältesten Sohn überging. Die erste Krönung fand genau nach dem Muster der griechischen Kaiserkrönung statt, wie überhaupt Byzanz Moskau in allen Dingen zum Vorbild diente. So trägt auch der Kreml, trotz der verschiedenartigsten Elemente, aus welchen er emporgewachsen, doch vorwiegend byzantinisches Gepräge.

Die Kathedrale der Himmelfahrt Mariä, in welcher der russische Großfürst seine Vermählung mit der griechischen Prinzessin gefeiert hatte, drohte den Einsturz, und Johann wünschte eine neue anzulegen.

Lange dauerten die Vorbereitungen; von allen Seiten berief man Baumeister und unter großen Feierlichkeiten wurde der Grundstein zur Kirche gelegt. Aber kaum war sie bis zu der Wölbung aufgeführt, als sie unter furchtbarem Gekrach wieder zusammenstürzte. Hierdurch mißtrauisch geworden gegen

seine russischen Künstler, berief Johann den berühmten Baumeister Fioraventi-Aristoteles aus Venedig, der dann (1479) die prachtvolle Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt errichtete, die noch heute als ein schönes Denkmal byzantinisch-italienischer Baukunst des funfzehnten Jahrhunderts unsere Bewunderung erregt.

Sie steht gerade in dem Mittelpunkt des Kremls, wird durch vier kolossale Säulen gestützt und von fünf glänzenden Kuppeln überwölbt. Die Mauern sind von Außen wie von Innen mit byzantinischen Heiligenbildern geschmückt. Durch die hohen und schmalen Fenster dringt nur schwaches und spärliches Licht. Es wird behauptet, daß keine andere Kirche der Welt so viele kostbare Heiligthümer in sich schließe, wie diese. Hier befindet sich auch das schon früher erwähnte wunderthätige Muttergottesbild von Wladimir, welches nach dem Glauben der Russen vom Evangelisten Lucas eigenhändig gemalt wurde. Es ist ganz mit Edelsteinen ausgelegt, worunter große Diamanten von unschätzbarem Werthe.

Das bloße Goldgewicht des hohen Ikonostases, der Altargeräthe und der sonstigen Heiligthümer soll sich auf 330 Pud, d. i. 13,200 Pfund, belaufen. Die Franzosen nahmen Alles mit sich, aber die Beute wurde ihnen von den Kosaken wieder abgenommen, die aus Dank dafür der Kirche noch einen 800 Pfd. schweren silbernen Kronleuchter verehrten.

Der in der Sakristei aufbewahrte, ungeheure Kirchenschatz enthält unter Anderem:

Die vom griechischen Kaiser Monomach stammenden reichen Krönungsgewänder;

die Votivkelche Katharina's II. und Maria Feodorowna's, die den Griff und Fuß selbst aus Elfenbein schnitzten;

die von mehreren Zarinnen und Großfürstinnen geschriebenen vier Evangelien;

die Handschriften Peters I. ꝛc.

In der mit der Kathedrale verbundenen, sogenannten Oelkochkirche befinden sich die vom Kaiser Paul dargebrachten, kolossalen, silbernen Weihgefäße, in welchen alljährlich drei Tage hindurch das ganze zum Bedarf für Rußland erforderliche heilige Oel gekocht wird.

In einem andern mit der Kathedrale verbundenen Gebäude befindet sich der Patriarchenschatz, der die Kronen, Meßgewänder, Patriarchenstäbe ꝛc. der alten Kirchenfürsten Rußlands enthält.

Seit Johann III. seinem Enkel Dimitry die Zarenkrone aufsetzte, wurden alle russischen Herrscher in der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä gekrönt. In neuester Zeit hat man, vor der Krönung Alexanders II., die alten Mauern übermalt und auch die Goldverzierungen erneuert, jedoch mit strenger Beibehaltung der alten byzantinischen Muster.

Gegenüber der Himmelfahrts-Kathedrale steht die Kathedrale des Erzengels Michael, welche fast um dieselbe Zeit wie jene erbaut wurde und bis auf Peter I. als Begräbnißstätte der russischen Zaren diente. Von seinen Nachkommen wurde hier nur noch Peter II. bestattet, der Moskau besonders liebte und seine Residenz dahin verlegen wollte, weil er Petersburg haßte, wo sein Vater, der Zarewitsch Alexei, begraben lag und Alles ihn an dessen Tod erinnerte.

Die Bauart der Kathedrale des Erzengels ist ganz der vorhin beschriebenen ähnlich; wie jene wird sie von fünf goldschimmernden Kuppeln überragt. An den Wänden, wo funfzig fürstliche Särge sich hinziehen, sind die Bilder der Zaren gemalt, welche hier begraben liegen. Nur der Sarg Johanns (oder Iwan) des Schrecklichen, der seinen eigenen Sohn erschlug, steht, von den andern getrennt, in einem besondern Anbau.

Der Großfürst Johann war so entzückt über die beiden Kathedralen, daß er immer mehr Architekten aus Italien

berief, um neue Bauten ausführen zu lassen. Zunächst wurde die Kirche zur Verkündigung Mariä errichtet, welche auf dem höchsten Punkte des Kremlhügels liegt und neun vergoldete Kuppeln trägt, ein gleiches Dach und auf der äußersten Spitze desselben ein weithinstrahlendes Kreuz aus gediegenem Golde. In dieser Kirche wurden früher die Zaren getauft. Als Merkwürdigkeit darin ist ferner zu erwähnen, daß sie Bildnisse griechischer und römischer Philosophen enthält, welche an einen einigen Gott geglaubt haben, wie Plato, Aristoteles, Seneka ꝛc.

Im Anschluß an diese Kirche und zwischen den beiden vorhin beschriebenen Kathedralen erhebt sich der von Boriß Godunoff erbaute, berühmte Glockenthurm Iwan Welikÿ zu einer Höhe von beinahe 300 Fuß. Unter den darin hängenden Glocken wiegt die größte 4000 Pud, oder 160,000 Pfd. — In den unteren Räumen befinden sich verschiedene Kapellen, von welchen eine zu Ehren Johanns erbaut wurde, woher auch der Thurm seinen Namen Iwan Welikÿ trägt. Der achteckige, schlanke, in drei Hauptabtheilungen sich verjüngende Glockenthurm ist mit einer goldenen Zwiebelkuppel gekrönt, aus deren Knopfe ein riesiges Kreuz sich erhebt.

Von der Höhe des Iwan Welikÿ übersieht man die ganze weitausgedehnte Stadt mit ihren Hunderten von Kirchen und Tausenden von Kuppeln, mit den vielen Gärten und Alleen, die sich grün durch die weißen Häusermassen hinschlängeln, und den schwarzen Wäldern und blauen Hügeln, die sie in weiter Ferne begrenzen.

Am Fuße des Thurmes steht auf granitnem Gestelle die größte Glocke der Welt, welche ein Gewicht von 12,000 Pud, oder 480,000 Pfund hat und einen Umfang, daß mehr als zwanzig Menschen bequem darunter Platz finden. Ihre Höhe beträgt einundzwanzig und ihr Durchmesser dreiundzwanzig Fuß. Sie wurde unter der Kaiserin Anna Iwanowna von

Michail Motorin gegossen, aber niemals geläutet, da gleich nach dem Gusse ein Stück absprang, welches jetzt daneben liegt. Ein Jahrhundert hindurch lag sie seitdem dreißig Fuß tief unter der Erde. Am 4. August 1836 wurde sie unter Leitung Montferrand's mit großen Feierlichkeiten ans Licht gezogen.

Die Kathedralen zur Himmelfahrt Mariä und die Archangelsche (d. h. die des Erzengels Michael) nebst dem Glockenthurme umschließen drei Seiten eines großen Platzes, dessen vierte Seite die Kathedrale zur Verkündigung Mariä, die rothe Treppe und der Granitpalast einnehmen.

Die rothe Treppe (nach den mißgestaltenen Löwen, welche sie zieren, auch die Löwentreppe genannt) war vordem der Platz, wo die Zaren sich dem Volke zu zeigen pflegten, und heute gehen die Kaiser über diese Treppe in die Kathedrale, um das Volk zu begrüßen. Von dieser Treppe stürzte Johann der Schreckliche die Unglücklichen hinunter, die seinen Zorn auf sich gezogen. Hier durchbohrte er mit seinem spitzen Herrscherstabe (der heute noch in der Rüstkammer gezeigt wird) die Füße des Abgesandten eines Fürsten Kurbsky, der, vom Zaren mit dem Tode bedroht, nach Polen geflüchtet war und von dort an Johann den Schrecklichen einen Brief schrieb, worin er ihm alle Greuel und Mißbräuche seines Herrscherthums vorhielt. Johann, seinen Stab in den durchbohrten Fuß des Abgesandten haltend, hörte den Brief bis zum Ende und befahl dann, den Ueberbringer auf die Folter zu spannen, um durch ihn Näheres über die Flucht Kurbsky's und seine Mitschuldigen zu erfahren. Der tapfere Dulder aber verrieth nichts. Unter den furchtbarsten Qualen pries er seinen Herrn, und schätzte sich glücklich, für ihn zu sterben. Diese heldenmüthige Treue setzte selbst den schrecklichen Zaren in Erstaunen, der auch in seiner Antwort an Kurbsky davon spricht und diesem vorwirft, daß er weniger hohen Sinn habe, als sein

Diener. Ich führe nur eine Stelle dieses merkwürdigen Briefes an: »Warum, Unglücklicher, stürzest Du Deine Seele ins Verderben, indem Du Deinen vergänglichen Leib durch die Flucht rettest? Warum willst Du nicht von mir, dem störrischen Herrscher, den Tod erleiden und Dir die Märtyrerkrone verdienen? Was ist Leben, was Reichthum und Ruhm dieser Welt?« .... Und in diesem Tone fährt er fort, um zu beweisen, daß er die frommen Bojaren nur deshalb köpfen und verbrennen lasse, um sie schneller in den Himmel zu befördern.

Auf der rothen Treppe wurde auch der Pseudo-Zar Demetrius von dem aufgewiegelten Volke getödtet.

Ueber ihre Stufen gelangt man zunächst in den Granitpalast (oder nach der äußeren Bekleidung sogenannten facettirten Palast), wo die Zaren in alter Zeit die Gesandten empfingen.

Beim Aufbau des neuen Kaiserpalastes wurde der Granitpalast damit verbunden und bildet jetzt einen Saal desselben. Dieser Saal ist ganz mit rothem Sammet bekleidet, auf welchem ringsum goldene Doppeladler glänzen. In der Ecke steht der Thron, und die Säulen sind mit alterthümlichem Silberschmuck umgeben. Der Saal bildet das Band zwischen dem alten zarischen Terem oder Erkerschlosse und dem neuen Kaiserpalaste.

Hier im Terem zeigt man noch das Zimmer mit purpurrothen Wänden, wo Johann der Schreckliche hauste, als ob Alles, was an ihn erinnert, einen blutigen Schein haben müsse. Ebenso erregt hier ein weißer, schwergewölbter, in der Mitte von einer dicken, plumpen Säule getragener Saal unsere Aufmerksamkeit, wo der schreckliche Zar, nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, Marie, die berühmte Brautschau abhielt, wozu die schönsten Jungfrauen, Bauerdirnen wie Bojarentöchter, aus allen Gegenden Rußlands herbeigeholt wurden.

Ueber zweitausend Jungfrauen waren im Terem versammelt, zu des Zaren Augenweide und Auswahl. Und damit keine durch künstlichen Putz es der andern zuvorthue und sein Auge täusche, ließ der Zar durch erfahrene Frauen alle ganz gleich kleiden, bis auf die kleinsten Einzelnheiten herab. Seine Wahl fiel auf Marfa, eine Kaufmannstochter aus Nowgorod, welche wenig nach der Ehre gelüstete, Zarin zu werden, da ihr Herz längst einem Anderen gehörte. Auch starb sie aus Kummer kurz nach der Hochzeit mit dem schrecklichen Zaren.

Ueber den vom Kaiser Nikolaus erbauten neuen Palast, welcher erst im Jahre 1849 vollendet wurde, läßt sich wenig mehr sagen, als daß es ein kolossales, im modernsten Kasernengeschmacke errichtetes Gebäude ist, mit prachtvollen Wohngemächern und ungeheuren Sälen, welche sämmtlich nach den vornehmsten russischen Orden benannt und verziert sind.

Als der Kaiser 1849 nach russischer Sitte vom Volke Salz und Brot in seinem neuen Palast empfing, schlossen die Säle über zwanzigtausend Menschen ein. Die Kosten des ganzen Schloßbaues beliefen sich auf zwölf Millionen Silberrubel.

Dieses neueste Bauwerk des Kreml umschließt zugleich das älteste, nämlich die zu Anfang meiner Skizze geschilderte »Kirche des Heilands im Walde«, welche der Architekt, weil sie der Ausführung seiner Pläne im Wege stand, ganz niederreißen wollte. Dies unterblieb jedoch und sie wurde mit in die Umwallung des Palastes hineingezogen, dessen Hauptfaçade sich dem Moskwastrom zuwendet. Zu Füßen dehnt sich der Schloßgarten aus, der eine andere kleine byzantinische Kirche umschließt, wo, nach der Volkssage, jetzt die Gebeine jenes unglücklichen Sohnes Peters I. ruhen, den sein Vater hinrichten ließ. Eine unheimliche Stille umgiebt diesen Ort, der vom gemeinen Manne wie instinktartig gemieden wird.

Der Kaiserpalast und die drei Kathedralen bilden das Hauptcentrum des Kreml. Gegen Osten eröffnet sich ein

zweiter Platz, welcher begrenzt wird durch das Tschudoff-Kloster, einen älteren Schloßbau, den sogenannten Nikolajewschen Palast, und das Nonnenkloster zur Auferstehung des Heilands. Hier befinden sich die Gräber aller Zarinnen und Großfürstinnen Rußlands. Dicht daneben ist der Haupteingang zum Kreml, die heilige Pforte, welche seit Alters nie anders als mit entblößtem Haupte betreten wird.

Das hier eingemauerte Muttergottesbild gilt als das eigentliche Palladium der russischen Akropolis. Die Sage geht, daß es drei Mal durch verruchte Hände geraubt worden sei: zuerst durch die Tataren, die es nach Kasan, dann durch die Polen, die es nach Kiew, und endlich durch die Franzosen, die es nach Smolensk brachten. Aber jedesmal fand es seinen Weg zurück durch die Luft.*)

Die moskowitischen Kutscher, selbst wenn sie es noch so eilig haben, lassen sich nie einen Umweg verdrießen, um durch die heilige Pforte zu fahren und dem Heiligenbilde ihre Verehrung zu bezeigen. Hier ist ein fortwährender Durchzug von Menschen, und Niemand würde — selbst bei der strengsten Winterkälte und in der finstersten Nacht — wagen, sein Haupt unentblößt zu lassen.

Alle fremden Eroberer, welche ihren Weg zum Kreml durch diese Pforte nahmen: Tataren, Lithauer, Polen, Franzosen — kamen glücklich hinein, aber unglücklich heraus.

Der dritte große Platz auf dem Kreml wird umschlossen vom Senatsgebäude, dem Arsenal und den Kasernen, welche sämmtlich erst nach dem Jahre 1812 entstanden sind, da dieser Theil des Kremls, zu welchem die Nikolsky-Pforte führt, durch die Franzosen zerstört wurde. Besonders litt der obere Theil des Nikolsky-Thurmes durch die Sprengung, während der untere ganz unversehrt blieb.

*) Das Volk sagt: Am Thor Moskau's halten die Engel Wacht; an der heiligen Pforte aber die Mutter Gottes.

Das Arsenal ist ein kolossales Gebäude ohne alle architektonische Gliederung, wie überhaupt alle Neubauten des Kremls mehr durch Größe als durch Schönheit sich auszeichnen. Vor der Façade sind die Kanonen aufgestellt, welche 1812 den Franzosen abgenommen wurden, mit Ausnahme zweier Ungethüme, die, gleich der großen Glocke, Erzeugnisse russischer Kunst sind und ihres Gleichen auf Erden nicht haben. Sie liegen am Eingange des Arsenals, und die eine davon zeichnet sich durch ihre ungeheure Länge, die andere durch ihren Umfang aus, welcher so groß ist, daß sechs Personen bequem darin Platz finden.

Die jetzigen Kasernen sind aus der früheren Rüstkammer entstanden, welche 1851 in ein anderes Gebäude verlegt wurde.

Der Senatspalast, unter Alexander I. erbaut, läuft in eine Kuppel aus, auf welcher eine Säule sich erhebt mit der Inschrift »Gesetz«. Darüber schwebt eine Krone.

Der vierte Platz auf dem Kreml, zu welchem die Borowitzky-Pforte führt, wird gebildet durch das neue Schloß und die Rüstkammer, oder den sogenannten Waffenpalast. Dies Gebäude macht einen unbefriedigenden Eindruck; es sieht aus, als ob es nicht fertig geworden wäre. Seine Halbsäulen sind wundervoll modellirt, aber zu klein im Verhältniß zum Ganzen.

Von den Schätzen und Merkwürdigkeiten des Waffenpalastes, deren Werth sich auf eine Milliarde belaufen soll, ist es schwer, eine Beschreibung zu geben. Hier findet man außer den Thronen und Kronen der älteren Großfürsten und Zaren, auch die Kronen aller dem russischen Scepter unterworfenen Länder; Helme, Panzerhemden, Waffen, Rüstungen und Geräthschaften aller Art aus allen Theilen des Reichs; Silberschüsseln mit Kunstwerken von Benvenuto Cellini; prachtvolle Wagen, Schlitten und sonstige Geschenke, welche die Zaren von fremden Herrschaften erhielten; die Sänfte, in

welcher Karl XII. in der Schlacht bei Pultawa getragen wurde, und ein Kästchen mit der polnischen Konstitution.

Hier ist Nichts ohne historische Bedeutung; jedes Einzelne erinnert an irgend eine denkwürdige That oder Begebenheit, und das Ganze giebt uns ein vollständiges Bild von Rußlands Entwickelung seit fünf Jahrhunderten, von seinen Beziehungen zum Auslande und von dem unaufhörlichen Anschwellen dieses Riesenreichs, welches, aus kleinen Anfängen emporgewachsen, heute den siebenten Theil der ganzen bewohnten Erde beherrscht.

Jede Demüthigung, die es erfahren, diente nur seinen Stolz zu erhöhen; aus jedem Kriege, in den es verwickelt wurde, ging es stärker und mächtiger hervor.

Drei Mal schien es, seit der Befreiung vom Tatarenjoche, wieder seinem Untergange nahe und jedes Mal wurde es wie durch ein Wunder gerettet.

Das erste Mal in der Schreckenszeit, welche dem Untergange des Hauses Rurik folgte und durch die Thronbesteigung des Hauses Romanoff beendet wurde — als die Polen ins Land fielen, den Kreml besetzten und ganz Moskau in Flammen aufging. Damals war es ein Metzger aus Nischny-Nowgorod,*) der durch patriotische Begeisterung das schon verzweifelnde Volk wieder aufrichtete und vereint mit dem Fürsten P o s h a r s k y Moskau befreite. Die Bildsäulen beider Helden stehen auf e i n e m Piedestal wie Wächter vor den Mauern des Kreml.

Das zweite Mal durch den kühnen Zug Karls XII., dessen Macht in den Steppen von Poltawa ihr Grab fand.

Das dritte Mal durch Napoleon, dessen Siegeszug der Brand von Moskau ein Ziel setzte.

Ein ähnliches Gefühl, wie einst Hannibals Krieger, die beim Anblick der gesegneten Fluren Italiens alle Beschwerden

*) Kosma Minin.

ihres mörderischen Zuges über die Alpen vergaßen, überkam die Franzosen beim ersten Anblick Moskau's.

»Moskau! Moskau!« scholl es freudig durch die Reihen, und Alles drängte sich vorwärts, um die goldhäuptige Stadt zu sehen. Selbst Napoleon konnte sich eines mächtigen Gefühls der Freude nicht erwehren. Nun stand er auf der Höhe seines Glücks, ohne den Abgrund zu gewahren, der ihm zu Füßen gähnte.

Hier hoffte er zu rasten, hier mit seinem Heldenheere Ruhe zu finden nach den überstandenen Schlachten und Drangsalen. Es fehlte nicht an warnenden, prophetischen Stimmen in seiner Umgebung, wie in seiner eigenen Brust; aber er war wie von einem Taumel ergriffen, der ihn alle Gründe des Verstandes überhören ließ.

Im Kreml angekommen, bestieg er sofort den Iwan Weliky, um von dieser Höhe herab seine glänzende Eroberung zu betrachten.

Zahllose Schwärme von Dohlen und Raben flatterten durch die Luft und ließen sich krächzend auf den glänzenden Zwiebelkuppeln, die rings zu Tausenden emporragten, nieder. Die Stadt aber war wie ausgestorben und das unheimliche Schweigen wurde nur durch die Bewegung der einrückenden Kavalerie unterbrochen.

Der Kaiser nahm seine Wohnung im Eckzimmer des alten Zarenpalastes, wo er kaum vierundzwanzig Stunden verweilen sollte. Während der Nacht brach eine Feuersbrunst aus, die ihn jedoch wenig beunruhigte und schnell von seinen Soldaten gelöscht wurde. Allein abermals züngelten Feuer von verschiedenen Seiten empor und als gar der dicht am Kreml liegende Basar in Flammen gerieth, und die plötzlich eintretenden Aequinoctialstürme, erst aus Osten, dann aus Nordwest und endlich, um das Verderben voll zu machen, aus Südwest brausend, den ungeheuern Brand über ganz Moskau wälzten, und das Prasseln der weitum aufsteigenden

Feuergarben, das Krachen der einstürzenden Gebäude, der Donner zahlloser Explosionen selbst die Herzen der alten Grenadiere erzittern machten, die eben erst die Schlacht an der Mosqua geschlagen, da war des Kaisers Bleiben nicht mehr im Kreml, der Hunderte von Munitionswagen und mehrere Hunderttausend Pfund Pulver in sich schloß.

Ich übergehe die Einzelheiten dieses weltgeschichtlichen Brandes, der vom Kreml nur einen kleinen Theil, von Moskau aber vier Fünftheile in Asche legte und als dessen alleiniger Urheber der damalige Gouverneur von Moskau, Graf Rostopschin, zu betrachten ist. Man mag seine That eine barbarische nennen, aber sie war zugleich eine große und patriotische. Und so sehen wir durch die ganze russische Geschichte, als deren Mittelpunkt wir den Kreml betrachtet haben, Züge der rücksichtslosesten Barbarei mit Zügen der hochherzigsten Aufopferung Hand in Hand gehen.

Seit Peter I. ist der Kreml nicht mehr Residenz der russischen Selbstherrscher, aber dem russischen Volke ist er immer noch der geheiligtste Fleck Erde, das Symbol seiner Macht und Einheit. »Ueber Moskau — sagt das Sprichwort — geht nur der Kreml, über den Kreml nur der Himmel.« Hier erst erhält die Gewalt der Zaren ihre priesterliche Weihe; die Glocke des Iwan Welikiy verkündet den Russen, daß ihr Zar den Thron seiner Väter bestiegen; die architektonische Mannigfaltigkeit der Gebäude des Kreml zeigt, wie Rußland aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen im Laufe vieler Jahrhunderte sich gebildet, bis es ein europäisches Reich geworden, das an Macht und Bedeutung keinem anderen nachsteht.

Und wenn die Russen in vielen Stücken von uns nicht zu beneiden sein mögen: um solchen, mit der Geschichte eines halben Jahrtausend verwachsenen Mittelpunkt nationaler Einheit, wie ihr Kreml ist, sind sie zu beneiden.

Peter der Große.

Die Geschichte Rußlands hat auf unsere eigenen Geschicke seit Peter dem Großen einen tiefgehenden Einfluß geübt. Mein längerer Aufenthalt in Rußland hat mich schon früh zu einem eingehenderen Studium der Geschichte dieses bei uns immer noch wenig gekannten Landes geführt, wo mir denn besonders in Betreff der herkömmlichen Auffassung der Regierungsepoche Peters allerlei Bedenken aufstiegen, welche mit der Zeit nur gewachsen sind. Es handelt sich dabei weniger um die Berichtigung kleinerer oder größerer Irrthümer, von welchen z. B. Voltaire's glänzend geschriebene Geschichte Peters des Großen wimmelt, als vielmehr um den Gesichtspunkt, von welchem aus das Bild des gewaltigen Zaren auf dem Hintergrunde seiner Zeit und seines Volkes zu betrachten ist.

Wohl bei keiner Nation Europa's ist es so nöthig, sie aus eigener Anschauung zu kennen, um ihre Geschichte zu verstehen, wie bei der russischen, weil hier der Genius des Volks in früheren Jahrhunderten sich keine eigenen Denkmäler gesetzt hat, welche uns als Zeugnisse seiner Entwickelung dienen könnten, und weil die offiziellen Quellen, aus welcher der Geschichtschreiber vorzugsweise schöpft, sich nur allzu häufig trügerisch erweisen. Da sind Urkunden über die Gründung vieler Städte, die man vergebens in Rußland sucht, über Hunderte von Schulen, welche nie besucht wurden; da sind Städteordnungen

und Gesetze, welche nie ins Leben getreten sind, ganze Stöße von Ukasen, die weder Böses verhindert, noch Gutes gefördert haben, weil der fremde Regierungsapparat, auf dessen Einführung ein guter Theil des Ruhmes Peters und Katharina's beruht, bis heute keine Wurzeln im Volke geschlagen hat.

Wer aufmerksamen Blickes das Innere Rußlands durchreist, findet unter der Landbevölkerung wesentlich noch dieselben Urzustände, in welchen zur Zeit und nach der Schilderung des Tacitus die Germanen lebten. Theilung des Ackers zu gleichen Theilen unter die Gemeindeglieder, Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten und Schlichtung der Streitigkeiten durch einen aus freier Wahl hervorgegangenen Vorstand, kein Begriff von gefestetem, an der Person haftendem Grundeigenthum, keine Ahnung von formalem Recht oder einer Staatsidee.

Ich rede hier natürlich von den Zuständen, wie sie vor der Emanzipation waren, deren Wirkungen noch nicht zu übersehen sind. Aber es ist nöthig, hier die Thatsache hervorzuheben, daß die Reformen Peters und seiner Nachfolger die den Kern der Nation bildende ländliche Bevölkerung in keiner Hinsicht gefördert, vielmehr deren materiellen und sittlichen Fortschritt gehemmt haben durch Festigung der Leibeigenschaft, welche unter den Herrschern aus dem Hause Rurik ganz unbekannt war, erst durch Boriß Godunow eingeführt wurde und bis zur Zeit Peters des Großen nur in sehr lockeren Formen bestand. Wo demnach die bäuerlichen Verhältnisse nicht mehr die völlige Reinheit der vorhin erwähnten gesellschaftlichen Urzustände bewahrt haben, ist dies nur aus dem Drucke der unter dem Hause Romanow ausgebildeten Leibeigenschaft zu erklären.

Nichts kann daher unrichtiger sein, als die Reformen Peters in dem Sinne aufzufassen, als ob dem Volke dadurch ein größeres Maß von Freiheit gewährt worden wäre,

als es früher besessen, wo es durch seine Vertreter noch einen gewissen — wenn auch sehr geringen — Einfluß auf wichtige Regierungsakte übte. Die Macht der alten Zaren war nämlich nicht bloß durch die Geistlichkeit, sondern auch durch das Volk beschränkt, dessen Zustimmung bei durchgreifenden Neuerungen eingeholt werden mußte. Es bildete sich dann eine aus freigewählten Vertretern der Geistlichkeit, sowie der Stadt- und Landbevölkerung hervorgegangene Versammlung, welche auf dem Kreml unter freiem Himmel tagte und als der lebendige Ausdruck des gesammten Volkswillens betrachtet werden konnte. Ich führe aus dem siebzehnten Jahrhundert zwei Beispiele dieser Art an. Nach dem Aussterben des Hauses Rurik wurden im Jahre 1612 von den Bojaren Vertreter der Stadt- und Landbevölkerung aus ganz Rußland nach dem Kreml entboten, um einen neuen Zaren zu wählen, Michael Feodorowitsch, den Gründer des Hauses Romanow. Im Jahre 1682, also noch zu Lebzeiten Peters, der damals zehn Jahre alt war, berief Zar Feodor II. Alexejewitsch die Vertreter des Landes, um ihre Zustimmung zu der Abschaffung der sogenannten Rang- und Klassenbücher zu erlangen, d. h. um eine Neuerung durchzuführen, welche dem Grundsatze entsprang, daß nicht ererbte Würden, sondern nur persönliches Verdienst für die Stellung und das Ansehen der Beamten im Staate maßgebend sein solle. Seit der Regierung Johanns III. war es nämlich üblich geworden, die Dienste und Ehren, deren jede Familie sich rühmte, in ein offizielles Buch einzutragen, um jedesmal, wenn ein Streit über den Rang sich erhob, sich darauf beziehen zu können. Eine besondere Behörde war eingesetzt, um über die Rechte eines Jeden zu wachen und streitige Fälle zum Austrag zu bringen. Nach der herrschenden Ansicht hielt man es nämlich für den Sohn eines Würdenträgers nicht schicklich, unter einem Beamten zu stehen, dessen Vater eine weniger hohe Stellung bekleidet hatte.

Der Sohn eines Bojaren brauchte also seinem Vorgesetzten nicht zu gehorchen, wenn er nachweisen konnte, daß dessen Vater kein Bojar gewesen war. Um diese Vorurtheile und die daraus entspringenden Mißbräuche mit der Wurzel auszurotten, berief der Zar eine aus zahlreichen Vertretern aller Stände bestehende Versammlung, welche einstimmig seinen Vorschlag annahm, die Rang- und Klassenbücher zu vernichten, wonach dieselben dann in Gegenwart der Versammlung öffentlich auf dem Kreml verbrannt wurden.

Ich habe diesen Fall, dem sich leicht ähnliche anreihen liessen, hervorgehoben, um zu zeigen, daß schon vor Peter Herrscher auf dem Zarenthron saßen, welche ernstlich bemüht waren, den herkömmlichen Mißbräuchen und Vorurtheilen zu steuern, aber ohne deshalb die alten Volksrechte so zu mißachten wie er. Selbst Johann der Schreckliche ließ meistens nur übermüthige Hofleute und Bojaren unter den Ausbrüchen seiner Grausamkeit leiden und erwies dem Volke allezeit Schonung und Rücksicht. Erst mit Peter begann die gewaltsame Unterdrückung der alten Volksfreiheiten und die Uniformirung des Reichs. Seine fast übermenschliche Energie und Thatkraft bebte vor keiner Gefahr und keinem Hindernisse zurück und seine glorreichen Erfolge nach Außen söhnten vielfach aus mit dem, was er im Innern Gewaltthätiges beging. Doch läßt sich jetzt auf das Bestimmteste nachweisen, daß von all seinen Reformen nur das geblieben ist, was den Sitten und Anschauungen des Volkes entsprach und wozu seine Vorgänger — besonders der kluge Boriß Godunow und Johann IV. — schon den Keim gelegt hatten. Es läßt sich eben so bestimmt nachweisen, daß selbst seine Eroberungen und das Vorschieben Rußlands nach Europa nur die glückliche Ausführung längst vorbereiteter und auch öfter schon mit weniger Glück und Geschick in Angriff genommener Unternehmungen waren.

Durch die Beweisführung, daß Peter seine glänzendsten und dauerndsten Erfolge der klugen Benutzung und Vollendung dessen verdankt, was seine Vorgänger im Reich ihm überliefert hatten, wird der Ruhm des großen Monarchen nicht im Geringsten geschmälert, hingegen wird uns sein Wirken dadurch verständlicher gemacht und in einen historischen Zusammenhang gebracht, welchen die meisten seiner Biographen übersehen, oder nicht gehörig gewürdigt haben. Jede wirklich große Erscheinung in der Geschichte steht auf den Schultern ihrer Vorgänger, zieht die Summe des Ueberlieferten und fügt Neues hinzu; nur die kleinen Geister blähen sich auf in dem Wahne, daß vor ihnen nichts Beachtenswerthes dagewesen sei.

Unzweifelhaft war nächst Friedrich dem Großen Peter der hervorragendste Monarch seines Jahrhunderts, und wenn man die Größe eines Herrschers bloß nach der Dauer seiner Erfolge bemessen will, so kann sich kein anderer Herrscher, weder des Alterthums noch der Neuzeit, mit diesem vergleichen.

Die Weltreiche Alexanders des Macedoniers und Karls des Großen überlebten ihre Gründer nicht, und der erste Napoleon mußte den Sturz seiner Weltherrschaft selbst überleben, während das Reich Peters erst nach seinem Tode zu rechtem Wachsthum gedieh, zu einem Wachsthum, dem noch lange kein Ende abzusehen ist. Und doch waren sowohl Alexander, wie Karl und Napoleon dem russischen Peter weit überlegene Geister; allein ihre Macht entsprang ihrem Genie, das sich nicht vererben ließ, wenn es auch der Weltgeschichte eine neue Richtung gab und sie mit weithin wirkenden Ideen und fruchtbaren Anregungen durchleuchtete, — während die Macht des russischen Zarenthums auf die nüchternste Berechnung sich gründete, auf einen Plan, welcher den Großmächten nur die Alternative ließ, ihn im Keime zu ersticken, oder zu ihrem eigenen Schaden an seiner Ausführung mitzuarbeiten.

Bewußt oder unbewußt, jedenfalls aus Mangel an Einsicht, wählten sie das Letztere; sie begünstigten Rußland in seinem Bestreben, zugleich am Baltischen und am Schwarzen Meere festen Fuß zu fassen und zwischen Asien und Europa eine gesicherte Stellung zu gewinnen, die es über kurz oder lang zum Schiedsrichter beider Welttheile machen mußte.

Der merkwürdige Mann, dessen Entwicklungsgang wir jetzt näher in's Auge fassen wollen, wurde geboren zu Moskau am 30. Mai alten, 11. Juni neuen Stils 1672. Er war ein Sohn des Zaren Alexéi Michailowitsch, aus dessen zweiter Ehe mit Natalia Kirilowna, der Tochter des Bojaren Kirila Narischkin. Die beiden aus des Zaren erster Ehe entsprossenen Prinzen, Feodor und Iwan, waren von so schwächlicher Gesundheit, daß sich schon früh die Augen des Volkes auf den kräftig heranblühenden Peter richteten, der von Kindesbeinen an eine ungewöhnliche Lernbegier und einen rastlosen Geist offenbarte. Kaum vier Jahre alt, hatte Peter seinen Vater verloren, dem dessen ältester Sohn unter dem Namen Feodor II. Alexejewitsch in der Regierung gefolgt war. Dieser aufgeklärte und wohlwollende Fürst herrschte jedoch nur sechs Jahre. Er starb kurz nachdem er die vorhin erwähnte große Versammlung der Vertreter aller Stände des Volkes berufen hatte, im Jahre 1682. Nach seinem Tode wählte diese Versammlung, auf den Vorschlag des Patriarchen Joachim, den zehnjährigen Peter zum Zaren, mit Uebergehung seines ältern, stammelnden, kränklichen Halbbruders Iwan. Allein Sophie, die ehrgeizige, kluge und hochbegabte Schwester Peters, hatte sich selbst das Ziel gesetzt, Herrscherin von Rußland zu werden und deshalb von jeher alle zu Gunsten ihres Bruders getroffenen Bestimmungen zu vereiteln gesucht. Auch jetzt, bei der Zarenwahl, war es ihr gelungen, durch ihre Anhänger die nach altem Brauch und Herkommen nöthige Einstimmigkeit zu hintertreiben, indem einige Stimmen riefen: Der Thron gebührt Iwan

Alexejewitsch; es ist ungerecht, ihm den jüngeren Bruder vorzuziehen!

Doch blieb es trotz dieses Einspruchs bei der einmal getroffenen Wahl; selbst die Strelitzen, welche in Rußland ganz dieselbe Rolle spielten wie die Janitscharen in der Türkei, ließen sich bewegen, Petern zu huldigen. Da er aber selbst noch zu jung war um zu herrschen, so führte seine Mutter, die Zarin Natalia, einstweilen die Regentschaft. Inzwischen ließ Sophie nicht nach in der Verfolgung ihrer ehrgeizigen Pläne. Sie war eine Tochter aus der ersten Ehe des Zaren Alexëi mit Maria Miloßlawsky und suchte durch ihre einflußreiche Familie die Strelitzen für sich zu gewinnen, indem sie ihnen reiche Geschenke und große Versprechungen machte, und die Zarin Natalia beschuldigte sie, daß sie dem Prinzen Iwan, der mit Unrecht zu Gunsten Peters von der Thronfolge ausgeschlossen worden sei, nach dem Leben trachte.

Es wurde so eine Verschwörung vorbereitet, welche am 15. Mai 1682 zum Ausbruch kam, auf die falsche Nachricht hin, daß dieser Tag zur Ermordung Iwans festgesetzt sei und daß Natalia schon Pläne gemacht habe, das ganze Corps der Strelitzen dem Untergange zu weihen. Der Aufstand brach los. Die rohen Strelitzen, durch berauschende Getränke zu viehischer Wildheit getrieben, richteten auf dem Kreml ein Blutbad an, dem die vornehmsten Anhänger der Zarin Natalia, darunter ihr eigener Bruder, zum Opfer fielen und dem sie selbst nur wie durch ein Wunder entging, nachdem die wilde Horde sich überzeugt hatte, daß Iwan noch lebe und man ihrem Verlangen nachgab, ihn zum Zaren auszurufen. Allein dieser junge Prinz, der seinen Stiefbruder zärtlich liebte und dessen geistige Ueberlegenheit neidlos anerkannte, willigte nur unter der Bedingung ein, daß man ihm Peter zum Mitregenten setze. Die Strelitzen mußten sich fügen und die Krönung der beiden jungen Zaren wurde mit großer Pracht am 23. Juni

1682 vollzogen, während die eigentliche Herrschaft in die Hände Sophiens überging, welche somit das nächste Ziel ihres Ehrgeizes erreicht hatte. Sie suchte nun die übermüthigen Strelitzen, diese moskowitischen Prätorianer, deren immer wachsende Ansprüche sie nicht befriedigen konnte, loszuwerden und sie in das Innere des Reiches zu vertheilen, während sie eine andere Kriegerschaar zum Schutze des zarischen Hauses bildete. Die Folge davon war ein neuer Aufruhr, der sich aber vornehmlich gegen Peter richtete, da die schlaue Sophie es verstanden hatte, ihre Schuld ihm zur Last zu legen. Allein diesmal, wo man den Strelitzen eine geordnete Heerschaar entgegenzustellen hatte, gelang es bald, ihrer Herr zu werden, und der junge Peter, noch ein Knabe, aber früh gereift durch die Greuelscenen und die blutigen Erfahrungen, unter welchen er aufgewachsen war, sowie durch die Mordversuche, welche man selbst in der Kirche auf ihn gemacht hatte, ließ ein schreckliches Gericht über die Schuldigen ergehen.

Sophia blieb indeß Regentin und wandte unablässig alle Mittel der Schlauheit an, um Anhang unter dem Volke zu gewinnen. Einen mächtigen Bundesgenossen fand sie in dem Fürsten Wassily Galizin, der großen Einfluß auf den Adel und das Volk übte; die Gunst der Truppen suchte sie durch einschmeichelnde Freundlichkeit und reiche Geschenke zu erhalten. Nicht zufrieden mit dem bloßen Besitze der Macht, ließ sie in den Staatsschriften und Ukasen den Namen der beiden jungen Zaren den ihrigen hinzufügen. Auch die Münzen, deren eine Seite der Zaren Bild und Namen enthielt, zeigten jetzt auf der andern Seite Sophie, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, mit dem Titel: »Beherrscherin von Groß- und Kleinrußland.«

Ich hebe diese Einzelheiten besonders hervor, um zu zeigen, in welcher Umgebung und unter welchen Eindrücken Peter aufwuchs, da sich Vieles in seinem spätern Lebensgange

dadurch erklärt. Früh auf sich selbst angewiesen, umringt von Spähern, fortwährend in Lebensgefahr, bildete er, um sich seiner Haut zu wehren, nicht allein seine männlichen Eigenschaften, Muth, rasche Entschlossenheit und Geistesgegenwart schon in frühen Jahren aus, sondern ward auch ein großer Meister jener mehr weiblichen Anlagen der List, Verstellung und der zähen Geduld, welche dem slawischen Geschlechte besonders eigen sind. Während seine Schwester Sophie in Moskau der Verfolgung ihrer weitblickenden Pläne lebte und durch die Dauer ungestörter Machtübung sich immer sicherer fühlte, immer sorgloser wurde, ergötzte sich der funfzehnjährige Peter in dem Dorfe Preobrashenskoje scheinbar am Soldatenspiel, indem er aus funfzig anderen Knaben seines Alters eine kleine Kriegerschaar bildete, welche durch den Genfer Abenteurer Le Fort diszipliniert, der Kern seiner künftigen Armee wurde. Sophie sah in diesem Soldatenspiel nichts Gefährliches. Sie war froh, Peter auf diese Weise von sich und den Regierungsgeschäften fernzuhalten, und ließ es arglos geschehen, daß die kleine Schaar sich nach und nach beträchtlich vergrößerte. Der Zufluß von Jünglingen aus den vornehmsten Geschlechtern Rußlands nach Preobrashenskoje war so groß, daß es hier bald an Raum für die Menge fehlte und ein Theil davon in das benachbarte Dorf Ssemenowsky verlegt werden mußte. Aus diesen beiden Knabencompagnien erwuchsen später die berühmten Garderegimenter, welche nach den Dörfern Preobrashenskoje und Ssemenowsky benannt wurden. Zum Oberbefehlshaber der jugendlichen Kriegerschaar ernannte Peter Le Fort, der als Sohn eines Genfer Kaufmanns ebenfalls die Handlung erlernt hatte, aber in Folge leichtsinniger Streiche seine Vaterstadt verlassen mußte, erst in französische, dann in holländische Kriegsdienste trat und endlich als Glücksritter nach Rußland kam. Der Umgang mit diesem höchst begabten und vielerfahrenen Abenteurer sollte für Peter

1682 vollzogen, während die eigentliche Herrschaft in die Hände Sophiens überging, welche somit das nächste Ziel ihres Ehrgeizes erreicht hatte. Sie suchte nun die übermüthigen Strelitzen, diese moskowitischen Prätorianer, deren immer wachsende Ansprüche sie nicht befriedigen konnte, loszuwerden und sie in das Innere des Reiches zu vertheilen, während sie eine andere Kriegerschaar zum Schutze des zarischen Hauses bildete. Die Folge davon war ein neuer Aufruhr, der sich aber vornehmlich gegen Peter richtete, da die schlaue Sophie es verstanden hatte, ihre Schuld ihm zur Last zu legen. Allein diesmal, wo man den Strelitzen eine geordnete Heerschaar entgegenzustellen hatte, gelang es bald, ihrer Herr zu werden, und der junge Peter, noch ein Knabe, aber früh gereift durch die Greuelscenen und die blutigen Erfahrungen, unter welchen er aufgewachsen war, sowie durch die Mordversuche, welche man selbst in der Kirche auf ihn gemacht hatte, ließ ein schreckliches Gericht über die Schuldigen ergehen.

Sophia blieb indeß Regentin und wandte unablässig alle Mittel der Schlauheit an, um Anhang unter dem Volke zu gewinnen. Einen mächtigen Bundesgenossen fand sie in dem Fürsten Wassily Galizin, der großen Einfluß auf den Adel und das Volk übte; die Gunst der Truppen suchte sie durch einschmeichelnde Freundlichkeit und reiche Geschenke zu erhalten. Nicht zufrieden mit dem bloßen Besitze der Macht, ließ sie in den Staatsschriften und Ukasen den Namen der beiden jungen Zaren den ihrigen hinzufügen. Auch die Münzen, deren eine Seite der Zaren Bild und Namen enthielt, zeigten jetzt auf der andern Seite Sophie, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, mit dem Titel: »Beherrscherin von Groß- und Kleinrußland.«

Ich hebe diese Einzelheiten besonders hervor, um zu zeigen, in welcher Umgebung und unter welchen Eindrücken Peter aufwuchs, da sich Vieles in seinem spätern Lebensgange

dadurch erklärt. Früh auf sich selbst angewiesen, umringt von Spähern, fortwährend in Lebensgefahr, bildete er, um sich seiner Haut zu wehren, nicht allein seine männlichen Eigenschaften, Muth, rasche Entschlossenheit und Geistesgegenwart schon in frühen Jahren aus, sondern ward auch ein großer Meister jener mehr weiblichen Anlagen der List, Verstellung und der zähen Geduld, welche dem slawischen Geschlechte besonders eigen sind. Während seine Schwester Sophie in Moskau der Verfolgung ihrer weitblickenden Pläne lebte und durch die Dauer ungestörter Machtübung sich immer sicherer fühlte, immer sorgloser wurde, ergötzte sich der funfzehnjährige Peter in dem Dorfe Preobrashenskoje scheinbar am Soldatenspiel, indem er aus funfzig anderen Knaben seines Alters eine kleine Kriegerschaar bildete, welche durch den Genfer Abenteurer Le Fort disziplinirt, der Kern seiner künftigen Armee wurde. Sophie sah in diesem Soldatenspiel nichts Gefährliches. Sie war froh, Peter auf diese Weise von sich und den Regierungsgeschäften fernzuhalten, und ließ es arglos geschehen, daß die kleine Schaar sich nach und nach beträchtlich vergrößerte. Der Zufluß von Jünglingen aus den vornehmsten Geschlechtern Rußlands nach Preobrashenskoje war so groß, daß es hier bald an Raum für die Menge fehlte und ein Theil davon in das benachbarte Dorf Ssemenowsky verlegt werden mußte. Aus diesen beiden Knabencompagnien erwuchsen später die berühmten Garderegimenter, welche nach den Dörfern Preobrashenskoje und Ssemenowsky benannt wurden. Zum Oberbefehlshaber der jugendlichen Kriegerschaar ernannte Peter Le Fort, der als Sohn eines Genfer Kaufmanns ebenfalls die Handlung erlernt hatte, aber in Folge leichtsinniger Streiche seine Vaterstadt verlassen mußte, erst in französische, dann in holländische Kriegsdienste trat und endlich als Glücksritter nach Rußland kam. Der Umgang mit diesem höchst begabten und vielerfahrenen Abenteurer sollte für Peter

von größter Bedeutung werden. Le Fort war es, der den jungen Zaren zu bestimmen suchte, seine Macht auf ein nach europäischem Muster organisirtes Heer zu gründen. Er war es, der Peter bewog, in Preobrashenskoje die Sprößlinge der vornehmsten russischen Geschlechter um sich zu versammeln und er war es auch, der männlichen Ernst in das Soldatenspiel brachte, um zugleich den Kern eines tüchtigen Heeres zu bilden und den russischen Adel, dessen Söhne Peter solchergestalt gleichsam als Geißeln in der Hand hatte, für ihn zu gewinnen. Le Fort wirkte um so mächtiger auf seinen fürstlichen Zögling und erschien in den Augen Sophiens um so unschädlicher, je weniger er sich pedantisch zeigte und je mehr er den Launen Peters zu schmeicheln schien, mit dem er in wüsten Gelagen, welche immer ein Hauptvergnügen des Zaren blieben, ganze Nächte durchschwelgte. Peters gewaltige Constitution war nicht bloß den größten körperlichen Strapatzen und Entbehrungen, sondern auch den größten Ausschweifungen jeder Art gewachsen, und in Le Fort fand er einen Mann, der es ihm darin gleichthat, ohne sich davon beherrschen zu lassen, während Sophie das scheinbar wüste Leben, welches Beide zusammen führten, gern sah, in der Hoffnung, Peter werde ganz darin untergehen. Sie war deshalb nicht wenig überrascht, als er ihr zu Anfang des Jahres 1688 bei seinem ersten Erscheinen in der geheimen Rathsversammlung eine Haltung zeigte, welche durchaus keinen fügsamen Sinn verrieth. Auf Antrieb seiner Mutter vermählte er sich schon im nächsten Jahre mit der schönen Eudoxia Feodorowna Lapuchin, und diese Heirath diente so sehr sein Ansehn beim Volke zu steigern, daß Sophiens Maßregeln, ihn von den Sitzungen des geheimen Raths fernzuhalten, unwirksam blieben und sie selbst vor der wachsenden Macht, dem zugreifenden Muthe und der schlauen Ueberlegenheit des frühgereiften Jünglings zu zittern begann. Sie suchte ihn durch einen Mordanschlag aus

dem Wege zu schaffen; er ward aber zeitig davon in Kenntniß gesetzt und fand Schutz hinter den festen Mauern des unfern Moskau's gelegenen Klosters Troizkoi. Verlockt durch die Bevorzugungen, welche er immer den Ausländern hatte zu Theil werden lassen, versammelten sich um ihn bald alle in der russischen Armee dienenden Fremden und zu gleicher Zeit erklärte ihm General Patrick Gordon, der damals tüchtigste Befehlshaber, er werde, wenn es zu einem Konflikt zwischen der Regentin Sophie und Peter käme, unbedingt zu ihm stehen. Hierauf erließ der junge Zar einen offenen Aufruf an die Armee und 40,000 Mann standen sofort zu seiner Verfügung. Der Oberbefehlshaber Fürst Galizin, Sophiens Günstling und Stütze, wurde ohne Waffengewalt durch den entschlossen vorgehenden General Gordon gestürzt und Sophie mußte, nach mehreren vergeblichen Versuchen sich mit Peter zu verständigen und auszusöhnen, den Schleier nehmen und ihre Tage im Kloster beschließen.

So ward Peter Alleinherrscher von Rußland; denn seinem anspruchslosen Bruder Iwan genügte die Ehre, mitregierender Zar zu heißen, und die wenigen Jahre, welche ihm noch übrig blieben, verlebte er in ruhiger Zurückgezogenheit.

Im September 1689, also in einem Alter von siebzehn Jahren, hielt der junge Herrscher seinen Einzug in Moskau. Eine Armee von 60,000 Mann, die jetzt unter seinem Befehle stand, hatte ihm bis vor die Thore das Geleit gegeben. Unter einer Bedeckung von 180 Strelitzen ritt er in die Hauptstadt ein; seine Gemahlin und Mutter folgten ihm im Staatswagen. Sein Stiefbruder Iwan empfing ihn am Eingang des Kremls, wo die Beiden, unter dem Jubel des Volkes, sich küßten und umarmten.

Gegenüber einer solchen Aufgabe, wie sie Peter, jetzt im faktischen Alleinbesitz der Macht, sich gesetzt hatte — eine größere war nie einem Sterblichen zu Theil geworden —

geziemt es sich wohl, einen Augenblick betrachtend zu verweilen, um die Stätte kennen zu lernen, auf welcher der große Neubau aufgeführt werden sollte, sowie die Mittel und Werkzeuge, welche dem Baumeister dabei zu Gebote standen.

Wenn man von dem heutigen Rußland als von einer Schöpfung Peters spricht, so klingt das fast, und die Meisten verbinden auch die Vorstellung damit, als ob der große Zar wie durch Zaubergewalt Alles nur so aus dem Boden hervorgestampft hätte. Man darf aber nicht vergessen, daß Rußland schon vor Peter ein Reich war, welches an Umfang die größten Weltreiche aller Zeiten weit übertraf. Weder der vorübergehende Ländererwerb des macedonischen Alexander, noch selbst das römische Weltreich zur Zeit seiner größten Ausdehnung unter Trajan, noch das Reich Karls des Großen kam auch nur entfernt der ungeheuren, zusammenhängenden Ländermasse gleich, über welche Peter zu herrschen berufen war. In ununterbrochener Ausdehnung erstreckte sich sein Reich von den Grenzen Schwedens bis zu den Grenzen China's, überstieg in Europa bereits die Größe von 70,000 deutschen Quadratmeilen und umspannte in Asien über 150,000 Quadratmeilen, was zusammen mehr ist als die Oberfläche von ganz Europa. Allerdings entsprach die dünngesäete Bevölkerung dem gewaltigen Umfange des Landes nicht; allein die 16 Millionen Unterthanen, deren Gut und Blut dem unbeschränkt herrschenden Zaren zur Verfügung stand, bildeten doch immer einen ganz hübschen Machtanfang und das Dreifache der Volkszahl, mit welcher Friedrich der Große seine Regierung antrat.

Während des Vierteljahrhunderts, welches der Thronbesteigung Peters vorherging, etwa vom Jahre 1662 an gerechnet, hatte Rußland gegen 60,000 Quadratmeilen gewonnen, also sechsmal so viel, als ganz Frankreich heute zählt. Eine Menge Ausländer aller Berufsklassen, Deutsche, Franzosen und Schotten, waren in dieser Zeit eingewandert und hatten vom

Hofe alle mögliche Förderung ihrer Interessen erfahren; außerdem wurde ein ziemlich reger Verkehr mit den vornehmsten europäischen Höfen unterhalten. An ähnlichen Begünstigungen der Ausländer und diplomatischen Anknüpfungen mit fremden Mächten hatte es schon früher nicht gefehlt. Johann IV. Wassiljewitsch stand in Briefwechsel mit Eduard VI. und später mit Elisabeth von England. Um Rußland eine Seeküste zum Handelsverkehr mit dem abendländischen Europa zu verschaffen, eroberte er Liefland, das er freilich nicht lange zu behaupten vermochte; allein man sieht doch aus diesen Bestrebungen, wohin der Zug der russischen Politik ging und daß Peter im Wesentlichen nur die Wege zu verfolgen brauchte, welche seine Vorgänger schon eingeschlagen hatten. Die alten Züge der Großfürsten nach Konstantinopel waren durch die Einfälle der Mongolen unterbrochen worden, deren Joch drittehalb Jahrhunderte lang auf Rußland drückte und seine Kräfte lähmte. Als dann das früher zersplitterte, erst durch diesen langen Druck geeinigte Volk endlich siegreich aus der schweren Prüfung hervorging, die Herrschaft der Mongolen brach und ihre Reiche zu Provinzen des sich schnell ausbreitenden Zarenthums machte, begann ein hartnäckiger Kampf mit den stammverwandten, aber glaubensverschiedenen Polen, ein zuweilen durch Erschöpfung beider Parteien unterbrochener, allein immer mit gesteigerter Wuth erneuerter Kampf, der durch Jahrhunderte fortdauernd, noch in unsern Tagen wieder aufgeflackert ist. Dazwischen fielen blutige Kämpfe mit den Kosaken und Lithauern, sowie mit den Schweden und deutschen Ordensrittern, um den Besitz der baltischen Meeresküste. Auch begannen schon unter Johann IV., in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die Kriege gegen die Türken. Endlich ist noch der furchtbaren Revolutionen zu gedenken, welche erst durch den Prätendenten Demetrius, nach dem Aussterben des Hauses Rurik, und dann durch Stenko Rasin, der an

der Spitze eines Heeres von 200,000 Rebellen stand, Rußland verwüsteten und das Volk verwilderten. Alle diese inneren und äußeren Hindernisse und Schwierigkeiten waren überwunden, als Peter den Thron bestieg, der nun seine ganze Kraft an die energische Durchführung der von seinen Vorgängern eingeleiteten Reformen setzen konnte. Darin, daß er von vornherein klar die Größe seiner Aufgabe begriff und dem Ziele, das er sich früh gesteckt hatte, mit Anspannung aller Kräfte, mit einer moralischen Energie ohne Gleichen bis zum Grabe nachlebte, ohne je vor einem Hinderniß zurückzuschrecken, oder in Zeiten schwerer Prüfung und Bedrängniß zu verzagen, — darin endlich, daß es ihm nie um Aeußerlichkeiten und Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, sondern ganz und ausschließlich um Hebung der Macht und des Ansehens seines Landes zu thun war, für welches er bei jeder Gelegenheit sein Leben wagte, zeigt sich die Größe und Hoheit seiner Herrschernatur.

Es mag als ein müßiges Beginnen erscheinen, die oft aufgeworfene Frage zu erörtern, was ohne Peter aus Rußland geworden wäre, wenn Sophie sich auf dem Throne behauptet hätte. Nach Allem, was wir von dem aufgeklärten Geiste, der Energie, dem Ehrgeize und der üppigen Schönheit Sophiens wissen, ist anzunehmen, daß sie eine ähnliche Rolle gespielt haben würde, wie später Katharina II. spielte, denn die Charakterähnlichkeit zwischen beiden Fürstinnen ist eine geradezu auffallende. Ich will die vorhin angeregte Frage hier nicht erörtern, sondern nur die Thatsache hervorheben, daß Peter seiner feindseligen Schwester viel verdankte. Durch ihre aufräumenden Vorarbeiten wurde ihm die riesige Aufgabe seines Lebens wesentlich erleichtert. Sie hatte, um sich unabhängig von den Strelitzen zu stellen, die allen staatlichen Fortschritt lähmende Uebermacht dieser moskowitischen Prätorianer schon gebrochen und die Bildung eines neuen Heeres

begonnen, welches dann, wie wir gesehen haben, im entscheidenden Augenblick für Peter Partei nahm, weniger aus eigenem Antriebe, als durch den Einfluß des dem jungen Zaren ergebenen Generals Gordon und der unter ihm dienenden vielen ausländischen Offiziere. Hätte Sophie nicht diese Menge von Fremden nach Rußland gezogen, so würden Peter die ersten und intelligentesten Stützen seiner Macht gefehlt haben. Sophie unterlag in dem Ringen um die Herrschaft ihrem Bruder, weil dieser ein zu überlegener Gegner war. Der deutschen Katharina wurde es leichter, den unbedeutenden Peter III. aus dem Wege zu räumen. Doch, wir wollen diesen Vergleich nicht weiter verfolgen.

Die Geschichte lehrt, daß sich die Kraft hervorragender Herrscher schon früh offenbart und daß der erste Wurf meist für das ganze Leben entscheidend ist. So war es auch bei Peter, dem die Natur selbst den Herrscherstempel auf die Stirn gedrückt hatte und der nicht bloß der Begabung, sondern auch der Gestalt nach der größte Monarch seiner Zeit war. Mit siebzehn Jahren völlig ausgewachsen, hatte sein im schönsten Ebenmaß geformter Körper eine Höhe von 7 Fuß 1 Zoll bayerisch. Auf mächtigen Schultern trug er einen wohlgebildeten Kopf mit großen, glühenden Augen, hochgewölbter Stirn und leichtgebogener Nase, unter welcher der zugespitzte Schnurrbart der Breite des nicht gerade kleinen Mundes entsprach, dessen volle Unterlippe einen stark sinnlichen Zug verrieth. Eine besondere Zierde des stattlichen Hauptes bildete das dunkle, bis zum Nacken herabwogende Haar. Alles in Allem genommen war er eine durchaus imposante Erscheinung, die auch in der einfachsten Hülle einen mächtigen Eindruck machte. Wie sein Reich unter allen Reichen der Erde, so ragte er unter allen Menschen seiner Zeit an Größe hervor.

Weniger Günstiges ist von seiner Geistesbildung zu melden. Der Vortheil eines gründlichen, wissenschaftlichen Unter-

richts war ihm versagt geblieben. Sein russischer Lehrer Sotow, der Secretair bei der Supplikenkanzlei war und später als Gesandter zu den Tataren der Krim geschickt wurde, hatte mit dem jungen Prinzen die geschriebenen Jahrbücher der russischen Geschichte gelesen und die Hauptpersonen und Staatsactionen durch bildliche Darstellungen seinem Gedächtnisse eingeprägt. Außerdem hatte Peter mit dem Artillerielieutenant Franz Timmermann aus Straßburg Mathematik und mit Le Fort Holländisch getrieben, auch nebenbei ein bischen Deutsch und Französisch gelernt: darin bestand die ganze Summe seiner Kenntnisse, als er den Thron bestieg, auf welchem ihm zu Bücherstudien auch fernerhin wenig Zeit bleiben sollte. Desto mehr lernte er durch die lebendige Erfahrung. Der Bischof Theophan sagte von ihm: Die Reiche Europa's waren seine Akademien; ihre Beherrscher und Gesandten seine Lehrer. — Er lernte in der That so viel von ihnen, daß er sie Alle übertraf. Der Umstand, daß weder Peter selbst, noch irgend einer der Mitarbeiter an seinem großen Werke auch nur einen Anflug von klassischer Bildung hatte, mag wohl Veranlassung gewesen sein, daß sogar Kaiser Nikolaus noch die klassischen Sprachen vom Lehrplane der jungen Großfürsten ausschloß.

Bei seiner Thronbesteigung kannte Peter von Europa noch nichts, als was ihm seine ausländischen Freunde, die sein vornehmster Umgang blieben, davon erzählt hatten. Aber sein lebhafter Geist war dadurch aufs Aeußerste zur Nachahmung angeregt. Er wollte sich nur erst in seiner Stellung befestigen, den Grund zu Rußlands Neubau legen und dann selbst die vornehmsten Kulturländer besuchen, um mit eigenen Augen Alles zu sehen und zu prüfen und danach bei seiner Rückkehr das Begonnene zu vollenden. Sein Hauptaugenmerk war und blieb auf die Bildung eines stehenden Heeres nach europäischem Muster gerichtet. Dabei fand er in den

erfahrenen Generalen Gordon und Le Fort die besten Rathgeber und Helfer. Er lernte von ihnen mit wahrhaft rührender Wißbegier und einer rastlosen Thätigkeit, die sich auf alle Zweige des Dienstes erstreckte und auch das Kleinste und Niedrigste nicht zu geringfügig fand. Er verlangte von Andern nichts, als was er selbst leisten konnte, und es ist historisch begründet, daß er vier Wochen lang als gemeiner Soldat diente, die gewöhnliche Uniform eines solchen trug, in Gemeinschaft mit den andern Soldaten schlief, aß, exerzirte und die Wache bezog, ohne sich die geringste Bevorzugung zu erlauben. Es war ihm keine leichte Entbehrung, sich so lange mit der gewöhnlichen Soldatenkost begnügen zu müssen, da er bei seinem ungeheuern Appetit sonst sechsmal mehr aß als andere Menschen; aber er konnte dann auch, als die Prüfungszeit vorüber war, mit gutem Gewissen sagen: meine Soldaten dürfen sich nicht beklagen; was mir genügte, reicht für sie auch hin.

Hand in Hand mit der Bildung des Heeres ging die Gründung einer Flotte. Schon sein Vater Alexéi hatte lebhaft die Nothwendigkeit einer solchen für Rußland gefühlt und war nach Kräften bemüht gewesen, dem Mangel abzuhelfen. Ein kleines Geschwader wurde noch unter seiner Regierung zur Untersuchung der Nordküsten Sibiriens ausgerüstet. Das letzte Schiff, welches unter Alexéi's Regierung durch holländische Bauleute zu Stande gekommen und bestimmt war, auf dem Kaspischen Meere den Handel mit Persien zu vermitteln, war von den Donschen Kosaken verbrannt worden und von der zerstreuten Mannschaft hatten sich nur zwei Leute wieder in Moskau eingefunden, wovon der eine, Karsten Brand, später von Peter zum obersten Schiffsbaumeister der Marine ernannt wurde.

Mit demselben Eifer, den Peter bisher dem Armeedienst entgegengebracht hatte, widmete er sich jetzt der Schiffsbau-

kunst. Die nächsten Ziele seines Ehrgeizes waren hohe Mastbäume und durch seine Träume flatterten Wimpel, Strickleitern, Segeltuch und Flaggen.

Er arbeitete am Bau der Schiffe fleißig mit, bald als Zimmermann, bald als Schmied, bald als Handlanger. Am 14. März 1691 wurde die erste Yacht vom Stapel gelassen, auf welcher Peter von Moskau nach Kolomenskoje (eine Strecke von etwa achtzehn deutschen Meilen) fuhr. Auf den nächstfertigen Schiffen befuhr er den See von Perejaslawl, dann den Kubinskischen See, und endlich wagte er sich bei Archangel auf das Weiße Meer hinaus. Archangel war der wichtigste Seeplatz Rußlands, seit es seine früheren Häfen an der Ostsee verloren hatte, der einzige Vermittlungspunkt seines Verkehrs mit dem Auslande. Der erste Anblick des Hafens mit seinen großen Schiffen, und des Weißen Meeres machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Zaren, der übrigens dort nicht als Zar, sondern unter dem Namen und der Tracht eines holländischen Schiffers lebte. Es haben sich Briefe erhalten, die er aus jener Zeit an seine Mutter schrieb und deren Inhalt kindlich genug lautete.

Die besorgte Zarin-Mutter konnte sich die Liebhaberei ihres Sohnes für Schifffahrt gar nicht erklären; außerdem hatte sie eine fabelhafte Vorstellung von dem großen, ihr völlig unbekannten Meere und schwebte deshalb in tausend Aengsten um ihren geliebten Peter, der ihr von seinen Ausflügen schrieb und auch berichtete, daß er schon einen tüchtigen Sturm mitgemacht habe.

Als eine Probe des Briefstils jener Zeit und charakteristisch für Peter und seine Mutter, mag es hier wohl passend sein, ein kurzes Schreiben von Beiden mitzutheilen.*)

*) Ich entnehme diese Proben dem interessanten Buche: „Die geistige Hinterlassenschaft Peters I. als Grundlage für dessen Beurtheilung als Herrscher und Mensch. Von E. Sadler. Leipzig und Heidelberg. Wintersche Buchhandlung. 1862.

Unterm 12 August 1693 schreibt Peter an seine Mutter:

Der Herrin, meiner Mutter, der Kaiserin Natalia Kirilowna.

Durch Wassily Samarin hast Du mir zu schreiben geruht, daß ich Dich, Herrin, dadurch betrübt, daß ich nichts über meine Rückkehr geschrieben; darüber kann ich aber auch heute noch nicht genau schreiben, weil ich Schiffe abwarte, und noch kein Mensch weiß, wann sie ankommen werden; man erwartet sie bald, weil sie schon vor drei Wochen von Amsterdam ausgelaufen sind. Sobald sie ankommen und ich alles dazu Nöthige noch gekauft haben werde, reise ich sogleich Tag und Nacht hindurch. Ja! und um eine Gnade bitte ich Dich: weshalb geruhst Du Dich meinetwegen zu betrüben? Warst Du nicht so gut zu schreiben, daß Du mich der Fürsorge der Mutter Gottes übergeben? Wenn man solchen Hirten hat, worüber dann trauern? Dank ihren Gebeten und ihren Verwendungen erhält Gott nicht allein mich, sondern die ganze Welt. Hiernach bitte ich um Deinen Segen.

Der unwürdige Petruschka.

Die Zarin schreibt ihm:

Meinem vielgeliebten Lichte, meiner Freude.

Lebe in Gesundheit, mein Väterchen, Kaiser Peter Alexejewitsch, viele Jahre hindurch. Auch wir sind durch Gottes Gnade am Leben. Ergieße, mein Licht, Deine Gnade über mich, und reise zu uns, mein Väterchen, unverzüglich. Ei, ei! groß ist meine Trauer, daß ich Dich, das Licht meiner Freude, nicht mehr sehe. Hast mir geschrieben, meine Freude, Du wollest alle Schiffe abwarten, und Du, mein Licht, hast doch die gesehen, die schon angekommen sind; was hast Du,

meine Freude, die andern noch abzuwarten? Verwirf, Väterchen, mein Licht, diese Bitte nicht, die ich Dir zuvor ausgesprochen. Schriebst mir, meine Freude, Du seiest zur See gewesen, und mir, mein Licht, hattest Du versprochen nicht auszulaufen. Und ich, mein Licht, danke dem Herrgott und der Mutter Gottes dafür, daß sie Dich in guter Gesundheit erhalten. Und über Dir, meinem Lichte, sei die Gnade Gottes, und spende ich Dir, meiner Freude, in Zuversicht auf die allerheiligste Mutter Gottes meinen mütterlichen Segen.

Im Schreiben war Peter kein großer Meister; er wußte besser die Axt, den Säbel und den Stock als die Feder zu schwingen. Seine Briefe bilden ein wundersames Gemisch von deutschen, russischen, holländischen und französischen Brocken, welchen er durch seine eigenthümliche Orthographie ein ganz neues Gepräge gab, so daß viele Ausdrücke schwer, manche gar nicht zu verstehen sind. Er unterschrieb sich bald:

Piter
Bom Bar Dir,

oder:

Jr Dinar
Piter.*)

Seine Ausdrucksweise war eben ein treuer Spiegel der buntscheckigen Gesellschaft, in welcher er lebte; übrigens schrieben ihm seine Freunde und Untergebenen meist in ganz kameradschaftlichem Tone.

Der Aufenthalt in Archangel überzeugte Peter, daß Rußland, um seine Rohprodukte mit Vortheil abzusetzen und in nähere Verbindung mit Europa zu treten, andere Häfen haben müsse, als den fernen Hafen am Weißen Meere, welches im Winter zufriert. So faßte er den Entschluß, sich um

*) Soll heißen: Bombardier und Ihr Diener Peter.

jeden Preis der Mündungen der großen Ströme zu bemächtigen, welche Rußlands Lebensadern bilden. Dazu bedurfte es, um den Besitz der Ostseeküste, eines Krieges mit den Schweden, um den Besitz des Schwarzen Meeres eines Krieges mit den Türken. Peter wandte sich zunächst dem Schwarzen Meere zu. Der Anlaß zu einem Kriege war bald gefunden. Schon seine Schwester Sophie hatte, als Bundesgenossin des deutschen Reichs und der Polen, eine Armee von 200,000 Mann gegen die Türken geschickt. Diese war jedoch nach einem unglücklichen Feldzuge in traurigem Zustande zurückgekehrt. Peter brauchte also den ohne Friedensschluß unterbrochenen Kampf nur wieder aufzunehmen. Er richtete seinen Angriff gegen die am Ausflusse des Don gelegene, von den Türken stark befestigte Stadt Asow, welche durch eine auserlesene Besatzung von freilich nur 4000 Mann vertheidigt wurde.

Die Belagerung begann im Juli 1695. Es wurden Laufgräben eröffnet, Wälle aufgeworfen, Minen gelegt und gesprengt, allein Alles in unzulänglicher Weise, weil es der Armee an Artillerie und geschickten Ingenieuren fehlte. Die Folge war, daß durch kühn geleitete Ausfälle der Türken die von den Russen errungenen Vortheile immer wieder vernichtet wurden. Wiederholte Versuche, die Festung mit Sturm zu nehmen, mißlangen, und so mußte Peter, nach langer Belagerung und einem Verluste von 20,000 Soldaten wieder abziehen. Er hatte sich überzeugt, daß ohne Flotte die Eroberung von Asow unmöglich sei. Statt sich aber dadurch entmuthigen zu lassen, sann er nur darauf, Nutzen aus der gewonnenen Erfahrung zu ziehen und alle verfügbaren Kräfte auf die Herstellung einer Flotte zu verwenden. Inzwischen war jedoch der Winter ins Land gekommen und der Zar kehrte nach Moskau zurück, wo bald darauf sein Bruder und nomineller Mitregent, Iwan, starb (29. Januar 1696), so daß

Peter jetzt nicht bloß faktisch, sondern auch rechtlich Alleinherrscher von Rußland war. Mit rastlosem Eifer wurden nun die Vorbereitungen zu einem zweiten Feldzuge gegen Asow getroffen. Dem Mangel an tüchtigen Ingenieuren und Artilleristen wurde bereitwillig durch Kaiser Leopold I., Kurfürst Friedrich von Brandenburg und die Generalstaaten von Holland abgeholfen, die ihm eine Menge erfahrener und unterrichteter Offiziere schickten, weil ihnen Allen daran gelegen war, die Türken, welche mit dem Kaiser in Ungarn kämpften, am Schwarzen Meere zu beschäftigen, um ihre Macht zu zersplittern. Nun galt es noch, schnell eine Flotte zu schaffen. In der Stadt Woronesch, am Don, hatte Peter einen bequemen Ort zum Schiffbau gefunden. Das nöthige Material lieferte die an Bauholz und Eisen reiche Umgegend in Ueberfluß, und mit solchem Eifer wurde gearbeitet, daß schon im Mai 23 Galeeren, 2 Galeassen und 4 Brander fertig waren. Hierzu kam noch ein Kriegsschiff, welches Peter selbst, und ein anderes, welches Le Fort, der zum Admiral ernannt wurde, bestieg. Die eigentliche Leitung der Flotte hatte ein Venetianer, de Lima, der den Titel Viceadmiral erhielt. So fuhren die angehenden Seehelden, deren Schiffe noch kein Salzwasser bespült hatte, zur Mündung des Don hinab, wo sie nicht fern im Meere eine türkische Flotte von 19 großen Schiffen nebst vielen Galeeren entdeckten, die neue Zufuhr nach Asow zu bringen bestimmt war. Es hing Alles davon ab, dies zu verhindern. Der schlaue Venetianer suchte den Feind durch eine Kriegslist zu täuschen, indem er scheinbar die Flucht ergriff und mit seinen Schiffen wieder den Strom hinauffuhr, aber einen großen Theil der leichten Fahrzeuge hinter der Karajarskischen Insel verbarg. Als nun die Türken mit 19 Tumbassen sorglos der Festung sich näherten, brach plötzlich die russische Flotte aus dem Hinterhalt hervor und nahm den überraschten Türken 10 Tumbassen weg. Peter wagte nun

auch einen Angriff auf die feindlichen Kriegsschiffe und es gelang ihm, zwei davon zu erobern. Da er sie jedoch wegen der Untiefe nicht fortführen konnte, so wurde das eine verbrannt, das andere in den Grund gebohrt. Siebzig Kanonen und Waffen für 4000 Mann fielen den Russen in die Hände, die nun auch die Belagerung der Festung mit Erfolg beginnen konnten. General Gordon machte dem Zaren den Vorschlag, längs der Stadt vor den Augen des Feindes einen großen Erdwall aufzuführen, der sich, wenn die ganze Armee daran arbeitete, bald über die Mauer erheben und die eingeschlossene Festung zur Uebergabe zwingen würde. Der kühne Plan gefiel Peter, der sofort zur Ausführung schritt, indem er 10,000 Mann, die alle halbe Stunde abgelöst wurden, Tag und Nacht unter den Kugeln des Feindes arbeiten ließ. So wurde Asow nach zweimonatlicher Belagerung von den Russen genommen und Peter veranstaltete, nicht sich, sondern seinen Generälen zu Ehren, denen er allein die Ehre des Sieges zuschrieb, einen großen Triumpheinzug in Moskau, wobei Le Fort, als Großadmiral, in einem von sechs geschmückten Pferden gezogenen vergoldeten Wagen fuhr.

Nun beschloß Peter, selbst eine längere Reise ins Ausland zu unternehmen, um das Leben gebildeter Völker in der Nähe kennen zu lernen und Vortheil für Rußland daraus zu ziehen. Doch ehe er zur Ausführung seiner Reisepläne schritt, wurde sein Leben noch einmal durch eine Verschwörung bedroht, die er indeß, zeitig davon unterrichtet, rasch vereitelte, indem er sich furchtlos in die Versammlung der Verschworenen begab und ihren Führer, den Staatsrath Sokownin, mit eigener Faust zu Boden schlug.

Im Jahre 1697 wurde die Reise ins Ausland angetreten, nachdem Peter für die Dauer seiner Abwesenheit eine Regentschaft unter der Leitung des Fürsten Romodanowsky, der den Titel Cäsar erhielt, eingesetzt hatte. Peter, dem es

niemals um den Schein oder die Form, sondern immer nur um das Wesen zu thun war, der niemals in äußerm Prunk und Ceremoniell seine Größe suchte, niemals den Herrscher spielte, sondern es immer war, unter welcher Hülle er auch auftreten mochte, reiste nicht als Zar, sondern als untergeordnetes Mitglied einer zahlreichen, von ihm ausgerüsteten Gesandtschaft, an deren Spitze Le Fort und der aufgeklärte Feodor Golowin standen.

Auf dieser Reise — deren Einzelheiten aus Voltaire's Schilderung hinlänglich bekannt sind — befand sich Peter, wie aus seinen unlängst veröffentlichten Briefen hervorgeht, nur wohl im Umgange mit Schiffern, Handwerkern und andern Leuten dieses Schlages. Dem ihm unbequemen Verkehr mit fürstlichen Personen suchte er auszuweichen, wo es nur immer anging, und wenn er ihnen nicht ausweichen konnte, so mußten sie mit ihm trinken, bis sie vom Stuhle fielen. In Königsberg, wo er Gast des Kurfürsten, spätern Königs Friedrich war, betrank sich Peter dermaßen, daß er in einer zornigen Aufwallung seinem Lieblinge Le Fort den Degen durch den Leib rennen wollte, was nur durch das entschlossene Dazwischentreten eines kurfürstlichen Staatsbeamten verhindert wurde. Ueber seinen Aufenthalt in Hannover haben wir einige hübsche Briefe von der Kurfürstin Sophie und deren Tochter Charlotte Sophie, woraus hervorgeht, daß der junge Zar im Umgange mit vornehmen Damen sehr schüchtern war. Die beiden Fürstinnen hatten große Mühe ihn zu sehen; als ihnen dies aber endlich gelungen war und er sogar mit ihnen speiste, zwang er sie, tüchtig mit ihm zu trinken. Sie thaten ihm den Gefallen, um ihn zu bewegen, nachher mit ihnen zu tanzen. Da er bemerkte, daß sie Handschuhe trugen, wollte er auch Handschuhe anziehen und befahl seinen Begleitern, ihm ein Paar zu bringen, allein in dem ganzen Reisegepäck waren keine zu finden und die der deutschen Hofherren paßten auf

seine gewaltigen Hände nicht. So wurde ohne Handschuhe getanzt. Die beiden Fürstinnen schildern ihn als einen Mann von majestätischem Wuchs und Ansehen, lebhaft von Geist und von gutem, natürlichen Anstande, aber unsauber und barbarisch in seinen Gewohnheiten. Sein offenes, schönes Gesicht wurde zuweilen krampfhaft verzerrt und nahm dann einen so wilden, unheimlichen Ausdruck an, daß ihn Niemand ohne Schaudern ansehen konnte. Man erzählte sich, daß diese Anfälle die Folge eines der Mordversuche seien, welche in seiner Kindheit auf ihn gemacht wurden. Er hatte immer einen Affen und Zwerge bei sich, die ihn selbst bei Tisch nicht verließen und die er liebkoste und verhätschelte wie Schoßhündchen.

Von Hannover ging die Reise über Minden und Cleve nach Amsterdam, wo Peter, um ganz zwanglos zu leben, sich von der Gesandtschaft trennte und als holländischer Schiffszimmermann gekleidet, ein kleines Haus auf dem ostindischen Kay bezog. »Ich bin hier — schrieb er an den Patriarchen Adrian in Moskau — um dem Worte Gottes an unsern Altvater Adam zu folgen: im Schweiß Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen! Freilich arbeite ich nicht aus Noth, sondern um das Seewesen zu erlernen, mit den erlangten Kenntnissen heimzukehren und — das wird bis zum letzten Augenblicke mein Bestreben sein — die Feinde des Namens Jesu zu besiegen und die Christen zu befreien.«

Von dem Aufenthalte Peters in England, wo er Wilhelm III. besuchte, giebt uns Lord Macaulay im letzten Bande seiner englischen Geschichte eine in seiner glänzenden Manier etwas stark aufgetragene Schilderung, der ich ein paar Züge entlehne. »Am 10. Januar 1698 legte ein von Holland kommendes Schiff bei Greenwich an und wurde mit großer Auszeichnung begrüßt. Peter I., Zar von Moskau, war an Bord. Er bestieg mit wenigen Begleitern ein Boot und wurde die Themse hinaufgerudert nach Norfolkstreet, wo ein den

Strom überblickendes Haus zu seinem Empfange bereitet war. Seine Reise machte Epoche in der Geschichte, nicht bloß in der seines Landes, sondern auch des unsrigen, ja der ganzen Welt. Den Kulturvölkern des westlichen Europa's war das Reich, welches er beherrschte, damals, was uns heute Bochara oder Siam ist. Obgleich weniger umfangreich als heute, war Rußland doch schon damals das größte Reich, welches jemals einem einzigen Herrn gehorcht hat. Allein in der Schätzung der Staatsmänner war diese endlose Ausdehnung von Fichtenwäldern und Morästen, wo acht Monate des Jahres hindurch tiefer Schnee lag, wo ein elendes Bauernvolk nur mit Mühe seine Hütten gegen Schaaren ausgehungerter Wölfe vertheidigen konnte, weniger werth als die einzige Quadratmeile, welche die Comtoire, Waarenlager und Masten von Amsterdam umspannte... In dem alten Rußland gab es weder Literatur noch Wissenschaft, weder Schulen noch sonstige Bildungsanstalten. Erst hundert Jahre nach der Erfindung der Buchdruckerkunst hatte man eine Presse in Moskau angelegt und diese Presse wurde bald der Raub eines Feuers, in dessen Urhebern man Priester vermuthete. In der Umgebung des Zaren wurde das Auge durch Gold und Juwelen geblendet; allein selbst in den prächtigsten Palästen fand man den Schmutz und das Elend einer irischen Hütte. Noch im Jahre 1663 wurden die Herren vom Gefolge des englischen Gesandten, Earl von Carlisle, in Moskau in einem einzigen Schlafzimmer untergebracht mit dem Bemerken, daß sie, wenn sie sich nicht zusammenhielten, Gefahr liefen, von den Ratten gefressen zu werden. So lauteten die Berichte der englischen Gesandtschaften in Rußland, und diese Berichte wurden durch den Aufzug der russischen Gesandtschaft in England bestätigt. Diese Fremden verstanden keine gebildete Sprache. Ihre Kleidung, ihre Art zu grüßen, ihre Manieren hatten einen wilden und barbarischen Charakter. Der Gesandte und sein Gefolge

strotzten von solchem Glanze, daß ganz London herbeilief, sie zu sehen; und zugleich von solchem Schmutze, daß Niemand sie zu berühren wagte. Auf den Hofbällen wimmelten sie von Perlen und Ungeziefer . . . Unsere Vorfahren waren deshalb nicht wenig überrascht zu hören, daß ein junger Barbar, der mit siebzehn Jahren Herrscher dieses Volks geworden, und der sich einer weniger guten Erziehung zu erfreuen gehabt, als ein englischer Pächter oder Krämer, mit gigantischen Reformplänen umging und genug von den Sprachen des westlichen Europa's erlernt hatte, um mit civilisirten Menschen verkehren zu können . . . Man hätte vermuthen sollen, daß Frankreich der erste Gegenstand seiner Neugier gewesen wäre. Denn die Eleganz und Würde des französischen Königs, der Glanz des französischen Hofes, die Disziplin der französischen Armee, das Genie und die Gelehrsamkeit der französischen Schriftsteller waren über die ganze Welt berühmt. Allein der Geist des Zaren hatte früh eine eigene Richtung genommen, die das Nützliche dem Schönen vorzog. Der vornehmste Ehrgeiz des großen Monarchen war, ein guter Steuermann und ein guter Schiffszimmermann zu sein. Deshalb hatte Holland und England eine Anziehungskraft für ihn, welche den Galerien und Terrassen von Versailles fehlte . . . Man erzählte, daß Gesandte, welche ihm ihre Aufwartung machen wollten, gezwungen waren, sehr gegen ihren Willen das Takelwerk eines Kriegsschiffes hinaufzuklettern, wo er auf den Quersahlingen des Mastbaumes thronte . . . Man unterhielt sich von der ungeheuren Quantität Fleisch und Branntwein, deren er täglich bedurfte, und es hieß, daß er den Branntwein eigenhändig destillirte. Scheu wie ein Kind floh er den Anblick der Menge; er wünschte selbst zu sehen, aber nicht gesehen zu werden. König Wilhelm kam den Wünschen und Launen seines erlauchten Gastes freundlich entgegen und stahl sich so heimlich nach Norfolkstreet, daß Niemand in dem dünnen Herrn, der aus

einer bescheidenen Kutsche vor der Wohnung des Zaren ausstieg, Seine Majestät vermuthet hätte. Ebenso vorsichtig erwiederte Peter die königlichen Besuche und wurde in Kensington-House durch eine Hinterthür eingelassen. Man erfuhr später, daß er von den schönen Gemälden, womit der Palast geschmückt war, gar keine Notiz genommen habe. Aber über dem Kamin des königlichen Empfangzimmers befand sich eine Platte, welche durch eine sinnreiche Maschinerie die Richtung des Windes bezeichnete, und über diese Platte gerieth der Zar außer sich vor Entzücken.«

Man erkennt in dieser Schilderung die glänzende Feder des berühmten Historikers wieder, zugleich mit dem ihm eigenthümlichen Hange zu Uebertreibungen, wodurch er überall seine Darstellungen zu würzen sucht.

Peter besuchte noch den Hof von Wien, wo er sich gut gefiel und länger zu verweilen gedachte, allein die Nachricht von einem neuen Aufruhr der Strelitzen rief ihn schnell nach Rußland zurück, wo er ein schreckliches Strafgericht über die Empörer ergehen ließ, welche General Gordon bereits unschädlich gemacht hatte. Alle Schuldigen wurden zum Tode verurtheilt und die gräßliche Menschenschlächterei währte unter des Zaren Beisein und seiner Mitwirkung den ganzen Monat Oktober hindurch. Um auch seine Schwester Sophie, die er für mitschuldig hielt, zu strafen, ließ er vor ihren Fenstern 28 Galgen aufrichten und 130 Edelleute vor ihren Augen aufknüpfen.

Diesem entsetzlichen Blutgerichte folgte bald der Tod Gordons und Le Forts, der beiden nächsten Freunde des Zaren, denen er am meisten zu verdanken hatte. Er war trostlos über ihren Verlust und ließ sie mit fürstlichem Pomp begraben. An ihre Stelle trat sein späterer Liebling und Rathgeber, Menschikow, der sich aus niedrigem Stande zu den höchsten Würden des Staatsmannes und Feldherrn empor-

schwang. Alle Berichte stimmen darin überein, daß Menschikow einer der größten Gauner war, welche je gelebt haben; selbst Generalmajor Alexander Gordon, ein Schwiegersohn des mehrfach erwähnten Feldmarschalls Gordon, der lange Jahre in Peters und Menschikows Nähe lebte und später seine Erinnerungen niederschrieb, welche noch jetzt eine der Hauptquellen für die Geschichte jener Zeit bilden, ein im Urtheil höchst milder und in seinen Mittheilungen durchaus zuverlässiger Mann, bezeichnet Menschikow als einen wahren Ausbund von Nichtswürdigkeit, hochfahrend nach unten, kriechend nach oben, habsüchtig und völlig gewissenlos im Erwerb seiner Reichthümer, kurz als einen Menschen ohne alle sittlichen Grundsätze und ebenso ohne alle geistige Bildung, aber von höchst einschmeichelndem Aeußern, scharfem Verstande, viel Muth und großer Gewandtheit. Gordon und die andern Freunde Peters bedauerten es lebhaft, daß der Zar gerade diesem verschmitzten Gauner einen so großen Einfluß einräumte, ihn sogar zum Erzieher seines Sohnes machte und ihm in so leidenschaftlicher Freundschaft ergeben war, wie Alexander dem Hephästion. Wenn der übermüthige Günstling es gar zu arg mit seinen Erpressungen und Räubereien trieb, so mußte er wohl den schweren Stock des Zaren fühlen, sich sogar Fußtritte gefallen lassen, aber dann fiel ihm Peter wieder um den Hals und küßte ihn, als ob nichts vorgefallen wäre. Er konnte ohne ihn nicht leben und weder Peters erste, noch seine zweite Gemahlin konnte sich so zärtlicher Briefe von ihm rühmen, wie Menschikow sie empfing. Er raffte sich ein Vermögen von 40 Millionen Silberrubeln zusammen.

An der Seite dieses Mannes, den er zum Ober-Admiral, Feldmarschall und Minister machte und vom Kaiser Leopold zum deutschen Reichsfürsten ernennen ließ, begann Peter nun mit unerhörter Energie das große Werk der gänzlichen Um-

gestaltung seines unermeßlichen Reiches. Alles, was er bei andern Völkern gesehen und was seinen Beifall gefunden hatte, sollte mit einem Schlage, ohne vermittelnde Uebergänge, auch in Rußland eingeführt werden. Die Edelleute sollten ihre Hauseinrichtung, ihre Kleidung, ihre Equipagen, ihre ganze Lebensweise ändern und ihre Frauen, welche früher in orientalischer Abgeschiedenheit gelebt hatten, zwingen, an dem Verkehr der Männer theilzunehmen — kurz, sie sollten in allen Stücken das Gegentheil von dem thun, was sie bisher gethan. Jeder, wer in seinen Diensten stand, oder ein Staatsamt bekleidete, oder Zutritt zu der Person des Herrschers haben wollte, mußte in ausländischer Tracht erscheinen. Desgleichen sollte das ganze Volk sich den Bart abschneiden und kurze Röcke tragen, und zwar nach einem vorgeschnittenen Muster, welches über alle Stadtthore gehängt wurde. Ein strenger Befehl ward erlassen, daß, wer künftig im Kaftan vor den Stadtthoren erschiene, entweder eine Geldstrafe zahlen, oder am Thore niederknien solle, damit ihm der Kaftan bis über die Knie abgeschnitten werde. Desgleichen wurden alle einheimischen Sitten und Vergnügungen, selbst die reizenden Nationaltänze, verpönt und durch ausländische verdrängt.

Ich kann mich dem Urtheile der Historiker und Schriftsteller *), welche, nach Voltaire's Vorgange, in all' diesen Maßregeln einen Ausfluß hoher Weisheit erblicken, nicht anschließen, und ebenso wenig kann ich das Volk tadeln, daß es sich den zarischen Launen nicht ohne Weiteres fügen wollte. Hätten die Russen fügsam und blindlings in einem Tage Alles aufgegeben, was ihnen seit Jahrhunderten als heilig und werth gegolten, so wären sie Affen und nicht Menschen gewesen. Auch hat sich gezeigt, daß selbst die Macht des gewaltigsten und unumschränktesten Despoten, wie Peter war,

*) Der um die Kunde Rußlands hochverdiente Schnitzler macht davon eine rühmliche Ausnahme.

gegen die Widerstandskraft eines ganzen Volkes nichts auszurichten vermag. Denn dieses Volk (nicht bloß die Bauern, sondern auch der ganze Mittelstand, Handwerker, Kaufleute u. s. w.) trägt heute noch seinen langen Kaftan und seinen Bart genau so wie vor Peters Zeit, dessen Schneider- und Barbier-Ukase an dem ganzen Kern des Volkes spurlos vorübergegangen sind. Und wenn man die guten Eigenschaften der Nation: Heilighaltung der Familienbande, Opferfreudigkeit, Wohlthätigkeit, Religiosität u. s. w. kennen lernen will, so muß man sie noch heute unter den Bartrussen suchen.

Wichtiger als die eben erwähnte Art von Reformen war es, daß Peter Druckereien und Schulen anlegte und Hunderte von jungen Russen ins Ausland schickte, um sich da zu bilden. Auch gründete er Fabriken, suchte den Handel zu beleben, vereinfachte die Administration und steigerte die Staatseinkünfte, die zu Anfang seiner Regierung nur 6 Millionen Thaler betrugen, auf 16 Millionen. Der Kirche entzog er die Verwaltung der reichen, steuerfreien Klostergüter und gab beim Tode des Patriarchen Adrian diesem keinen Nachfolger, um die geistliche Gewalt mit der weltlichen zu vereinen. Vor Allem aber war sein Sinn darauf gerichtet, eine feste Stellung am Baltischen Meere zu gewinnen. Dazu bedurfte es eines Krieges gegen Schweden, auf dessen Thron ein kaum dem Knabenalter entwachsener unerfahrener König saß, mit welchem Peter leicht fertig zu werden hoffte. Doch vorsichtig und weitausblickend wie er war, suchte er Bundesgenossen in zwei Fürsten, welche sich ebenfalls mit dem Plane trugen, ihren Länderbesitz auf Kosten des jungen Schwedenkönigs zu vergrößern.

Friedrich IV. von Dänemark wollte Karls XII. Schwager und Freund, den jungen Herzog Friedrich IV. von Holstein-Gottorp unterdrücken. Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen, welcher als August II. zugleich polnischer König war,

hoffte Liefland und Esthland wieder an Polen zu bringen. Mit ihnen machte Peter gemeinschaftliche Sache, um durch Eroberung der schwedischen Provinzen, welche Rußland von der Ostsee schieden, die Herrschaft über diese zu gewinnen und mit Europa in engern Verkehr zu treten.

Schon im Jahre 1699 wurde das Offensiv- und Defensivbündniß der drei Monarchen gegen Schweden abgeschlossen und sie hofften, ihre Absichten um so sicherer zu erreichen, als damals die Großmächte durch den bevorstehenden Tod Karls II. von Spanien in Spannung gehalten wurden, auf dessen Erbschaft zugleich Frankreich und Oesterreich lauerten. Zudem waren alle Anzeichen dafür, daß die drei Herrscher mit ihrer vereinten Macht gegenüber dem siebzehnjährigen Schwedenkönige so leichtes Spiel haben würden, wie drei Adler, die sich zu gleicher Zeit auf eine junge Gemse stürzen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten des großen nordischen Krieges einzugehen, der für Peter mit der unglücklichen Schlacht bei Narwa (30. November 1700) begann und durch die glückliche Schlacht von Poltawa (8. Juli 1709) Rußlands Herrschermacht im Norden begründete. Nach der Schlacht von Narwa, in welcher die ganze russische Armee theils vernichtet, theils gefangen genommen wurde, hätte Karl sich zum Schiedsrichter des Nordens machen können. Allein er spielte mit dem Glück wie ein übermüthiges Kind. Der junge feurige Degen hatte seine Lust nur am Kämpfen und Siegen. Vortheil daraus zu ziehen, fiel ihm nicht ein. Die 18,000 Gefangenen, die er gemacht hatte, schickte er wieder nach Hause, ja, er erlaubte seinen Truppen nicht einmal, den Feind zu verfolgen, indem er sagte: Wenn wir sie alle todtschlagen, so haben wir ja nichts mehr zu fechten. Unter solchen Umständen konnte Peter getrost sein bekanntes Wort sagen: Mein Bruder Karl wird uns noch manches Mal schlagen, aber endlich werden wir von ihm lernen, ihn zu

besiegen. Um seine Truppen an den Kampf mit den Schweden allmälig zu gewöhnen, griff er diese nur immer mit bedeutender Uebermacht an, wodurch es ihm dann gelang, sie ein paar Mal zu schlagen (1702) und die Festung Nöteborg — welche später den Namen Schlüsselburg erhielt — zu erobern. Schon im folgenden Jahre legte er auf schwedischem Gebiet den Grund zu der neuen Hauptstadt seines Reiches.

Da Alles, was er schuf, immer auf Nachahmung des Fremden beruhte, so schwebte ihm auch bei der Gründung Petersburgs als Muster seine Lieblingsstadt Amsterdam vor. Auf der Newainsel Wassily (Wassily ostrow) sollte ein kleines Amsterdam erbaut werden, da dem Zaren die Lage dieser Insel ganz dazu geeignet schien. Allein Peter, durch den Schwedenkrieg abgezogen, verließ sich zur Ausführung seines Planes auf Menschikow und einen Baumeister, der ihn falsch verstand und statt großer, schiffetragender Kanäle kleine Abzugskanäle anlegte, die er mit Holz bedeckte, worüber sich der Zar so entrüstete, daß er Menschikoff und den Baumeister durchprügelte und letztern dann fortschickte. Man hatte Peter gerathen, statt von Grund aus eine neue Stadt zu bauen, die von den Schweden eroberte Festung Nyenschanz, welche die Mündung der Newa beherrschte, 4 Kirchen und über 8000 Einwohner enthielt, zu erweitern, da sie durch ihre hohe Lage weit günstigere Bedingungen bot, als die bodenlose, von Ueberschwemmungen bedrohte Niederung, welche der Zar zur Anlegung einer neuen Stadt bestimmt hatte. Allein dieser ließ die Festungswerke von Nyenschanz rasiren und fuhr fort, viele Tausende von Menschenleben der undankbaren Aufgabe zu opfern, künstlich einen festen Grund für eine neue Stadt zu schaffen, wo die Natur einen solchen versagt hatte. Um rasch eine große Einwohnerzahl zu gewinnen, wurden theils glänzende Versprechungen gemacht, theils unerhörte Zwangsmaßregeln angewandt. So durfte zum Beispiel in der alten

Hauptstadt Moskau 20 Jahre lang kein neues Haus gebaut werden, um die Leute zu zwingen, nach Petersburg überzusiedeln. Dem Herrscher eines in der Bildung weiter vorgerückten Volkes wäre die Ausführung solchen Unternehmens unmöglich gewesen, welches sich eben nur erzwingen ließ in einem Lande, dessen Herrscher unumschränkt über Leben, Eigenthum und Arbeitskraft seines Volkes gebot.

Doch wir wenden uns wieder den Kriegsereignissen zu, um dann zum Schlusse zu eilen. Das wachsende Glück Peters im Kampfe gegen Karl XII. wurde durch die Entscheidungsschlacht von Poltawa gekrönt, von welcher Schwedens Untergang und Rußlands Aufschwung datirt. Von dem ganzen schwedischen Heere retteten sich nur 14,000 Mann in ein schlecht befestigtes Lager am Dnjepr. 18,000 schwedische Soldaten waren in Peters Hände gefallen, die er so geschickt unter seine Armee vertheilte, daß sie gleichsam zu Lehrmeistern derselben wurden. Allein noch sollte dem Zaren eine schwere Prüfung auferlegt werden. Karl war zu den Türken geflohen, um diese zum Kriege gegen Rußland anzufeuern. Sultan Mehmet, dem die Ausdehnung des Zarenreiches selbst bedrohlich zu werden begann, gab seinem Großvezier Befehl, gegen Peter ins Feld zu rücken. Am Pruth sah sich die russische Armee plötzlich von dem weit überlegenen Feinde umringt und schien unrettbar verloren. In dieser verzweifelten Lage zeigte sich Peters Herrschergröße im hellsten Lichte. Einzig und allein um das Wohl seines Reiches besorgt, schrieb er einen Brief an den Senat, worin er diesem kurz seinen hoffnungslosen Zustand schilderte, Verhaltungsmaßregeln für den Fall seiner Gefangenschaft gab und mit den Worten schloß: »Komm' ich aber um's Leben, so sollt Ihr den Würdigsten unter Euch zu meinem Nachfolger erwählen.«

Weltbekannt ist, wie Katharina durch einen klugen Einfall ihn und die ganze Armee vom Verderben rettete, indem

sie ihren kostbaren Schmuck opferte, um den Großvezier und die Unterbefehlshaber durch Bestechung zu gewinnen. Allein das Wunder dieser Rettung wurde noch durch andere Gründe bewirkt. Der Großvezier Mehmed besaß nicht die geringste Kriegserfahrung und ließ es sich daher gern gefallen, einen friedlichen Sieg zu gewinnen, zumal er wenig Lust verspürte, für den hochfahrenden Schwedenkönig, der ihn schwer beleidigt hatte, das Schlachtenglück zu wagen. Karl war nämlich von ihm aufgefordert worden, an der Leitung der Operationen theilzunehmen, hatte sich aber in stolzen Ausdrücken geweigert, unter dem Großvezier zu fechten, während dieser mit gutem Fug sich sträubte, dem tollköpfigen König sein ganzes Heer allein anzuvertrauen. Der Großvezier ließ sich daher gern auf Unterhandlungen ein, die für die Türken ebenso ehrenvoll und vortheilhaft, wie für die Russen demüthigend und nachtheilig waren. Peter mußte ausdrücklich in den Einleitungsworten des Vertrages vom Pruth, oder von Husch (23. Juli 1711) erklären, daß er den Frieden als eine Gnade annehme. Er mußte das Land der Saporogen aufgeben, die Festung Taganrogg schleifen, das mit so großen Opfern eroberte Asow zurückerstatten und versprechen, sich nicht mehr in die Angelegenheiten Polens zu mischen — Bedingungen, mit deren Erfüllung es Peter allerdings nicht sehr gewissenhaft nahm.

Katharina hatte durch ihren klugen Einfall Rußland gerettet und sich würdig gezeigt, die Gemahlin des Zaren zu sein. Durch den Lebensgang dieser merkwürdigen Frau offenbarte das Glück seine Launen in einer Weise, wie die Weltgeschichte wenig ähnliche Beispiele bietet. Als Tochter des schwedischen Quartiermeisters Johann Rabe im Jahre 1682 zu Jakobstadt in Kurland geboren, wurde sie, nachdem sie, kaum zwei Jahre alt, ihre Eltern verloren hatte, von einem Küster angenommen, durch dessen Vermittlung sie in das Haus des Probstes Glück in Marienburg kam, der sie mit seinen

Kindern erziehen ließ. Im Jahre 1701 verheirathete sich Martha mit einem schwedischen Dragoner, der sie aber, um ins Feld zu rücken, nach einem Jahre wieder verlassen mußte. Marienburg wurde am 23. August 1702 von den Russen genommen unter Scheremetjew, und Martha Rabe fiel in die Hände des Generals Bauer. Bald darauf verliebte sich Menschikow in sie, der sie seiner Gemahlin als Kammerjungfer ins Haus brachte. Hier sah sie Peter und nahm sie zu sich. Sie wurde ihm bald unentbehrlich, da sie sich in alle seine Launen zu fügen wußte, seine andern Liebeshändel übersah, auf seine Reformgedanken eifrig einging, nicht übermüthig ward durch seine Huldigungen und nicht murrte über die Prügel, die sie zuweilen von ihm zu ertragen hatte. Bei ihrem im Jahre 1703 erfolgten Uebertritt zur griechischen Kirche erhielt sie die Namen Katharina Alexejewna.

Seine Gemahlin Eudoxia hatte Peter in ein Kloster gesteckt, und Katharina trat an ihre Stelle. Heimlich ließ er sie schon im Jahre 1707 sich antrauen und nachdem sie am Pruth das Reich gerettet, ließ er sie im Jahre 1712 feierlich als Zarin anerkennen und vor seinem Tode auf dem Kreml als Kaiserin krönen und salben. Sie soll schön und von überlegenem Verstande, aber nicht gerade von feinen Manieren gewesen sein.*)

Der nordische Krieg dauerte inzwischen fort, und die Schweden bewährten ihre überlegene Kriegstüchtigkeit, allein Karl wußte keinen Vortheil daraus zu ziehen. Dieser heißblütige Herrscher war der beste Soldat seiner Zeit, ein Held vom Wirbel bis zur Zehe, unwiderstehlich im Angriff, ausdauernd unter den größten Entbehrungen, großmüthig als Sieger, unbeugsam als Besiegter. Einen stolzern Degen hatte die Welt nie gesehen, aber es fehlten ihm die höhern Eigenschaften des Staatsmannes und Feldherrn. Seine Tapferkeit

*) Siehe die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth.

artete in Tollkühnheit, sein Stolz in Uebermuth, sein fester Wille in Eigensinn aus; seine Triumphe wurden der Ruin seines Landes ... Abgesehen von den russischen Eroberungen, welche ganz Esthland, Liefland, Ingermannland, Karelien und einen Theil von Finnland umfaßten, war Pommern von den Preußen besetzt, Bremen und Verden in den Händen der Hannoveraner. Gegen Ende des Jahres 1715 fiel die Festung Stralsund und im folgenden Jahre auch Wismar, der letzte schwedische Anhaltspunkt auf deutschem Boden, in die Hände der Feinde.

Als am 10. September 1721 der Friede von Nystadt dem nordischen Kriege ein Ende machte, war Rußland zu einer Großmacht ersten Ranges emporgestiegen und Schweden zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges herabgesunken, deren Schicksale fortan von Petersburg aus gelenkt wurden, gleichwie die Schicksale Polens und Dänemarks.

Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, der während des schwedischen Krieges Schleswig verloren und nur einen Theil von Holstein behalten hatte, suchte im Jahre 1720 Hülfe bei Peter I., der sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, einen neuen Grund zur Einmischung in die Angelegenheiten Deutschlands zu erhalten. Er gab dem Herzog seine älteste Tochter Anna zur Gemahlin, ein aus doppelt illegitimem Bunde entsprossenes Kind.*) Es war das die erste Verbindung des Hauses Romanow mit einem deutschen Fürstengeschlecht, und begründete für Rußland Anrechte und Ansprüche, von welchen wir bald mehr hören werden. Der aus Anna's Ehe mit Karl Friedrich entsprossene Sohn war der unglückliche Gemahl Katharina's II., der unter dem Namen Peter III. kurze Zeit auf dem russischen Kaiserthrone saß ...

*) Anna wurde erzeugt von dem noch mit seiner legitimen Gemahlin Eudoxia lebenden Peter und der von ihrem schwedischen Dragoner noch nicht geschiedenen Martha (spätern Katharina); sie war also die Frucht doppelten Ehebruchs.

Nach Beendigung des nordischen Krieges bewog der russische Senat und der heilige Synod — eine neue Schöpfung Peters — ihn gemeinsam, jetzt den Kaisertitel sich beizulegen, der auch sofort von Preußen, Holland und Schweden anerkannt wurde, während die andern Mächte sich erst später dazu bequemten. Zu gleicher Zeit wurde ihm auch vom Senat und Synod der Beiname des »Großen«, den weder Mitwelt noch Nachwelt ihm streitig gemacht hat.

Von den Erlebnissen Peters auf den verschiedenen Reisen, welche er nach Deutschland, Dänemark, Frankreich u. s. w. unternahm, seien hier nur ein paar erwähnt, die besonders tief in den Gang seiner Regierung eingreifen, wie zum Beispiel seine Begegnung mit Leibnitz, welche die Gründung der Petersburger Akademie zur Folge hatte, sowie sein Aufenthalt in Paris (1717), wo er mit Begeisterung aufgenommen wurde und mit der Regierung einen Handelsvertrag abschloß; endlich sein erster Besuch in Karlsbad (1711), wo er seine zerrüttete Gesundheit herstellte und dann neugekräftigt in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung seines einzigen Sohnes Alexéi mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel feierte. Er hatte gehofft, den Prinzen, welcher sich den gewaltsamen Neuerungen seines Vaters und der Bevorzugung der Ausländer wenig geneigt zeigte, durch diese Vermählung mit einer anmuthigen und feingebildeten deutschen Prinzessin günstiger zu stimmen, allein Alexéi blieb nach wie vor der altrussischen Partei treu, deren Liebling und Hoffnung er war und durch welche er sich zu Schritten verleiten ließ, die im Jahre 1718 eine hochnothpeinliche Untersuchung und seinen Tod zur Folge hatten. Ob er am gebrochenen Herzen starb oder heimlich umgebracht wurde, muß dahin gestellt bleiben: gewiß ist, daß Peter ein Gericht von 124 Würdenträgern berief, welche nichts Eiligeres zu thun hatten, als das Todesurtheil über den seinem Vater verhaßten Prinzen auszusprechen,

und ebenso gewiß ist, daß Peter dieses Todesurtheil unterschrieb. Die ausführlichsten Mittheilungen über diesen Punkt verdanken wir dem neuesten Biographen Peters, dem russischen Historiker Ustrjälow, der zu seinen Forschungen nicht bloß alle russischen, sondern auch mehrere ausländische Archive, besonders das Wiener Archiv, benutzen durfte. Er hat aus den Gesandtschaftsberichten jener Zeit nachgewiesen, daß nur der österreichische Gesandte an die Hinrichtung Alexéi's geglaubt hat, während alle übrigen Gesandten annahmen, der schon vorher körperlich und geistig gebrochene Prinz sei durch die bloße Mittheilung des über ihn verhängten Todesurtheils so erschüttert worden, daß sein Tod die unmittelbare Folge war.

Auf die Beurtheilung Peters hat dies keinen Einfluß, denn es steht fest, daß er den Tod seines Sohnes gewollt hat. Ja, er würde zwanzig Söhne geopfert haben, um das Werk seines Lebens zu sichern. Er lebte nur für Rußland und alles Uebrige war ihm von untergeordneter Bedeutung. Der unglückliche Alexéi aber verdient eine mildere Beurtheilung, als er gewöhnlich erfährt. Er, der mit ganzem Herzen an seiner schönen und frommen Mutter hing, mußte es in zarter Jugend mit ansehen, wie der Zar sie mißhandelte und endlich ganz verstieß, weil sie hinter der unfeinen Geliebten ihres Gemahls nicht zurückstehen wollte. Er sah sich unter die Aufsicht eines Menschikow gestellt, der, selbst ohne Bildung, ihn bilden sollte. Er sah die Kinder Katharina's sich vorgezogen; er sah Vieles, wovon hier zu reden nicht der Ort ist. War es ihm unter solchen Umständen zu verdenken, daß er den Freunden seiner Mutter, die ihm mit Liebe und Ehrfurcht entgegenkamen, mehr Vertrauen schenkte als den wüsten Günstlingen seines Vaters?

In die letzten Jahre der Regierung Peter's fällt noch sein berühmter Kriegszug nach Persien, welchen er unternahm, um, den Blick nach Ostindien richtend, am Kaspischen Meere festen

Fuß zu fassen und Rußland denselben Einfluß in Asien zu sichern, welchen es schon in Europa behauptete. Er unterwarf sich die reichsten transkaukasischen Provinzen, welche aber sechs Jahre später durch den Vertrag von Rescht wieder verloren gingen. Indeß die Richtung nach Indien war gegeben und Rußland hat seitdem, den Kaukasus übersteigend, einen guten Schritt dahin vorwärts gemacht.

Eine weitere Expedition muß erwähnt werden, welche Peter, ebenfalls mit Hinblick auf Indien, nach Bochara ausrüstete. Schon Johann IV. Wassiljewitsch, Peters Vorbild, hatte den Plan gefaßt, sich in der Bucharei festzusetzen, um von dort Verbindungen mit Indien einzuleiten. Den damals gescheiterten Plan nahm Peter wieder auf, eine Expedition nach China unter dem Fürsten Tscherkasky damit verbindend, welche übrigens ebenfalls ohne Erfolg blieb.

Nach seiner Rückkehr von Persien, in Moskau durch einen großartigen Triumphzug verherrlicht, fühlte Peter seine Kräfte wie seine gute Laune mehr und mehr schwinden. Seine unermüdliche Thätigkeit, seine Feldzüge und — nicht in letzter Linie — seine Ausschweifungen hatten ihn vor der Zeit aufgerieben. — Es hat etwas Rührendes, das rastlose Bestreben des genialen Barbaren zu sehen, sich und sein Volk zu bilden, zu sehen, wie er mit Stock und Knute gegen die unglaublichen, ihm überall entgegentretenden Schwierigkeiten ankämpfte, ohne zu begreifen, daß man Bildung und Ehrgefühl einem Volke mit Stock und Knute nicht beibringen kann.

Es bliebe mir übrig, seine innern Reformen näher zu beleuchten, allein einmal erlaubt das der Raum nicht und dann bieten sie uns auch wenig Erquickliches, da weder die Gesittung noch die Freiheit des Volkes dadurch gefördert wurde. Denn alle seine Bestrebungen waren nur auf materielle Macht gerichtet, auf die straffste Concentration aller Kräfte zur Festigung der zarischen Alleinherrschaft. Er gab und entzog Rechte

nach Willkür und vernichtete die Arbeit von Jahrhunderten mit einem Federzuge. Er war der vorurtheilsfreieste Monarch, der jemals gelebt hat, ein Revolutionair auf dem Throne, der Alles zertrat, was ihm im Wege stand, Nichts durch gesetzliche Entwicklung erwachsen ließ, vielmehr die Verbindungsfäden mit der Vergangenheit zerschnitt und Alles durch die Zwangsmittel roher Gewalt umschuf. Daß die Nachfolger dieses gekrönten Revolutionairs einst als der Hort der Legitimität in Europa betrachtet werden würden, hatte er sich wohl nicht träumen lassen. Durch seine Neigungen ging ein entschieden demokratischer Zug; aller Prunk, alle Repräsentation war ihm zuwider; er verkehrte am liebsten mit Leuten aus dem Volke; sein Busenfreund war Menschikow, der ehemalige Pastetenbäcker, und das Weib seines Herzens Katharina, die ehemalige Dragonerfrau. Auch seine zahlreichen Maitressen gehörten niemals der feinen Gesellschaft an. In holländischer Schiffertracht streifte er, bald zu Fuß, bald mit einem Pferde fahrend, durch die Straßen Petersburgs, trieb die Leute zur Arbeit an, unterhielt sich mit Jedermann und half, wo er konnte. Für Kunst hatte er keinen Sinn, aber man rühmt ihm nach, daß er zwölf Handwerke erlernt habe. Auch soll er geschickt gewesen sein in chirurgischen Operationen und besonders gern den Leuten die schlechten Zähne ausgezogen haben, was er zuweilen mitten auf der Straße that. Sein Gemisch von Gutmüthigkeit und Barbarei offenbart sich charakteristisch in einer von Gordon erzählten und verbürgten Anekdote. Miß Mackenzie, eine Landsmännin des Generals, war Ehrendame der Kaiserin. Peter erfuhr durch seinen Arzt, daß sie ein verbotenes Liebesverhältniß unterhalte und die Kinder heimlich umgebracht habe. Nachdem er sich von der Wahrheit dieser Anklage überzeugt hatte, kündigte er ihr selbst unter Thränen ihr Todesurtheil an. Alle Fürbitten der Kaiserin, welche die schöne Schottin sehr liebte, blieben vergebens.

Peter begleitete sie selbst auf's Blutgerüst, wo er sie mit der äußersten Zärtlichkeit und Bekümmerniß zum Abschiede umarmte, und man erzählt, daß, nachdem ihr Kopf gefallen war, er diesen noch bei den Ohren aufgehoben und geküßt habe.*)

Man hat Peter oft mit Karl dem Großen verglichen und ihn noch über diesen gestellt, allein es fehlten ihm ganz die idealen Gesichtspunkte, die feinern Bildungsbestrebungen und die höhern Ideen, wodurch Karl so nachhaltig auf die Geister wirkte und einen poetischen Nimbus um sich verbreitete, der fortwächst durch die Jahrtausende. Karl erholte sich von seinen Arbeiten im Umgange mit gelehrten Männern und feinen Köpfen, wie dem Angelsachsen Alcwin, Paulus Diakonus, Peter von Pisa, Arn und Leidrad aus Bayern. Peter erholte sich von seinen Arbeiten in Schwelgereien und Ausschweifungen so barbarischer Art, daß ich es mir hier nicht gestatten darf, sie näher zu schildern.

Es klingt deshalb fast komisch, wenn sein Biograph Ustrjälow ihn eine der schönsten Zierden der Menschheit nennt. Er war der größte Herrscher, aber auch der größte Barbar seiner Zeit.

Er starb nach furchtbaren Leiden am 8. Februar 1725, im Alter von nicht ganz 53 Jahren.

Die Geschichte muß ihm das Zeugniß geben, daß, wenn er nicht immer das Beste gethan, er es doch immer gewollt hat.

*) Der Kopf wird noch jetzt in Petersburg in Spiritus aufbewahrt.

Die Stellung der Frauen im Orient und Occident

Die Frauen bilden das Herz im Staatskörper; von ihrer Stellung hängt die Zukunft der Staaten und somit das Schicksal des ganzen menschlichen Geschlechtes ab. Einem Thema so wichtiger Art geziemt eine ernste Behandlung. Die Stellung der Frauen in der Familie wie im Staate wird wesentlich bestimmt durch Sitte und Gesetz. Die besten Zustände werden sich bei denjenigen Völkern finden, wo die Sitte dem Gesetze vorauseilt, mehr thut als das Gesetz verlangt, ja dieses in gewissem Grade überflüssig macht — und umgekehrt die schlechtesten Zustände da, wo die Sitte am weitesten hinter dem Gesetze zurückbleibt.

Da ich kein Rechtsgelehrter bin und die Gesetzgebung bei den verschiedenen Völkern doch so bestimmend auf die Stellung der Frauen einwirkt, so scheint es mir nöthig, hier gleich die Hauptquellen anzudeuten, aus welchen ich die Grundlagen zu meinem Studium geschöpft habe. In erster Linie stehen hier unsers großen Grimms deutsche Rechtsalterthümer; dann Edouard Laboulaye's gelehrte und geistvolle Untersuchungen über die bürgerliche und politische Stellung der Frauen seit den Zeiten der Römer bis auf unsere Tage; endlich Ernest Légouvé's vortreffliche Sittengeschichte der Frauen. Für den Orient diente mir, außer dem Koran, besonders D'Ohssons riesiges Werk: Tableau général de l'Empire Ottoman als Führer. Interessante Notizen verdanke

ich außerdem Klemms Werke über die Frauen, Urquharts »Geist des Orients« und Charles White's Untersuchungen über die Sitten und Einrichtungen bei den Türken.

Ich werde in dem Bilde, das ich vor Ihnen entwerfe, hauptsächlich die Gegenwart zeichnen, aber nicht umhin können, auch hin und wieder in das Alterthum zurückzugreifen, um zu zeigen, wie das, was wir vor uns sehen, so geworden, und warum es so geworden.

Wenn wir eine Parallele ziehen zwischen der Stellung der Frauen im Morgen- und Abendlande und dabei einen Blick in die Geschichte werfen, so stellt sich als erstes überraschendes Resultat heraus, daß die Stellung der Frauen im Orient seit Jahrtausenden dieselbe geblieben, immer dieselbe gewesen, soweit unsre Kenntniß ihrer Geschichte zurückreicht, während im Occident eine fortwährende Entwickelung sich zeigt, ein unaufhaltsamer Fortschritt zum Bessern.

Im Orient finden wir Stillstand, Erstarrung, Zustände, wie sie dem Untergange der Völker vorauszugehen pflegen; im Occident dagegen finden wir Leben, Bewegung, alle Bedingungen einer noch großen Zukunft. So rasch geht hier die Entwickelung zum Bessern vor sich, daß wir in den letzten Decennien Erscheinungen gesehen, welche im vorigen Jahrhundert noch zu den Unmöglichkeiten gehörten. Hier sind besonders die socialen Reformen zu nennen, welche von hervorragenden englischen Frauen ausgingen, einer Elisabeth Fry, Clara Balfour u. A. Es ist der Einfluß der Frauen hervorzuheben auf die Verbesserung des Gefängnißwesens, die Bildung der ärmern Klassen durch Errichtung von Sonntagsschulen, ihre sittliche Einwirkung auf weibliche Sträflinge 2c. 2c.

Seit den ältesten Zeiten und bei allen Völkern haben sich in der Behandlung und Würdigung der Frauen die seltsamsten Widersprüche und Verkehrtheiten gezeigt, wovon sich selbst heute, und zwar bei den gebildetsten Völkern, noch

Spuren genug vorfinden. Von den Poeten und glühenden Liebhabern wurden sie besungen als Blumen, gefeiert und angebetet als gute Genien, überirdische Wesen — von den Gesetzgebern und im bürgerlichen Leben wurden sie behandelt als Sklavinnen und im besten Falle als unmündige Kinder.

Nun bin ich der Meinung, daß die Frauen weder Blumen, noch überirdische Wesen, sondern Menschen sind wie wir; in mancher Beziehung verschieden von uns, aber in jeder Beziehung uns ebenbürtig; — ich bin der Meinung, daß die Aufgabe der Frau im Leben, wenn sie auch einen beschränktern Wirkungskreis hat, doch nicht minder wichtig ist, als die Aufgabe des Mannes, und daß die Frauen deshalb die vollständig gleichberechtigte Hälfte des menschlichen Geschlechtes bilden.

Ich glaube, daß die Frauen bei dieser Auffassung, der sich auch die neuere Gesetzgebung zuzuneigen scheint, selbst besser wegkommen, als bei aller romantischen Ueberschwenglichkeit und ihrem nothwendigen Gegensatz, und ich kann mir kaum denken, daß Frauen recht glücklich, ihres Lebens recht froh werden können, die sich nicht früh gewöhnt haben, ihre Aufgabe im Leben als eine höchst ernste und wichtige zu fassen. Hiemit habe ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, den Leitfaden gegeben, der sich durch meine Betrachtungen ziehen wird.

Bei allen Völkern des Alterthums, selbst bei den Stämmen der edlen arischen Race, war die Stellung der Frau eine unwürdige. Die Frau wurde als Sache behandelt, sie konnte verkauft werden. Dies war sogar bei den durch ihre Frauenverehrung ausgezeichneten Germanen der Fall. In der isländischen Sage finden wir, daß der Mann unter besondern Umständen seine Frau einem Andern käuflich überließ. Bei den Sachsen herrschte dasselbe Recht, das sich am längsten in England erhielt, wo noch in diesem Jahrhundert, zuletzt in den Jahren 1815 und 1819, Fälle vorkamen, daß Ehemänner ihre Frauen auf öffentlichem Markte verkauften.

In welcher geringen Achtung das Recht der sonst in der Kultur so weit vorgeschrittenen Indier die Frauen hielt, möge eine einzige Stelle aus dem Gesetzbuche des Manu veranschaulichen. Hier giebt eines der längsten Kapitel, welches nicht weniger als fünfundzwanzig Seiten enthält, Vorschriften über die Mittel, durch welche eine Frau zu hüten sei. Zur Rechtfertigung der darin angeführten strengen Maßregeln sagt Neréda: »Eine Frau bleibt ihrem Gatten weder treu aus Furcht vor dem Sittengesetze, noch aus Sorge für Haus und Gut, noch aus Achtung für ihre Familie, noch in Folge guter Behandlung, sondern lediglich aus Furcht vor Prügel und Gefängniß. Denn Sturm und Unwetter, Tod und Abgründe, die Schärfe eines Rasirmessers, Gift und Schlangen sind alle zusammengenommen nicht so schlimmer Natur, wie eine Frau.«

Diese Worte des ernsten Gesetzgebers bilden einen beredten Kommentar zu der überschwenglichen Rolle, welche die Frauen in der indischen Poesie spielen.

Bei den Juden war die Stellung der Frau eine so recht- und schutzlose, daß ein falsches Zeugniß genügte, um eine Frau schuldig erscheinen zu lassen, wie wir am deutlichsten aus der Geschichte der Susanna sehen, welche trotz ihrer Unschuld verdammt wurde, ohne daß man daran dachte, die Sache zu untersuchen, und es gleichsam einer göttlichen Dazwischenkunft durch den Mund Daniels bedurfte, um ihre Unschuld an's Licht zu stellen.

In Rom, wie in allen Staaten, wo die Familie vorwiegend den Charakter einer politischen Institution hatte, waren Frau und Kinder ganz in die Gewalt des Pater-familias, des Familienvaters, gegeben. Dieser hatte die gesetzliche Macht, seine Tochter auszusetzen, zu verkaufen, zu tödten, kurz mit ihr zu machen was er wollte; ja die väterliche Gewalt hörte selbst dann nicht auf, wenn die Tochter verheirathet war; der Vater konnte sie von ihrem Gatten zurückverlangen.

Ganz anders finden wir die Familienverhältnisse bei den alten Germanen. Wie groß hier die väterliche Gewalt auch war, so bildete sie doch nicht die eigentliche Grundlage der Familie; Geburt und Blut waren die Quellen, aus welchen die Rechte der Familienglieder flossen; weder durch Heirath noch durch Emancipation verloren die Kinder die ihnen von der Natur zukommenden Privilegien. Der Vater konnte nicht einmal nach Belieben über sein Vermögen verfügen; das germanische Gesetz sicherte den Kindern ihr Anrecht auf die väterlichen Güter. Ja, die Kinder waren gesetzlich Mitbesitzer der Güter, welche der Vater ohne Einwilligung seiner Erben nicht veräußern durfte. Die Kinder konnten noch zu Lebzeiten des Vaters ein eigenes Vermögen erwerben und unabhängig darüber verfügen.

Bei den Germanen stand der Geschlechtsverband höher als die Familie. Die verheirathete Frau, wenn sie auch dem Gesetze nach sich in der Gewalt des Mannes befand, hatte einen mächtigen Rückhalt an ihrer Verwandtschaft, die keine ihr zugefügte Unbill ungeahndet ließ.

Die Sitte, den Töchtern bei ihrer Vermählung ein Heirathsgut mitzugeben, wurde erst mit dem römischen Rechte in Deutschland eingeführt. Früher war es hier, wie bei allen nordischen Völkern Brauch, daß die Tochter dem Vater vom Bräutigam abgekauft wurde, wodurch er sich aller Rechte auf sie begab, ein Brauch, der noch heutzutage im ganzen Orient besteht. Bei uns ist dies Verhältniß bekanntlich oft umgekehrt: Die heirathslustigen Männer kaufen den Vätern ihre Töchter nicht mehr ab, sondern suchen in den meisten Fällen ein möglichst großes Vermögen zu erheirathen, so daß häufig das Heirathsgut als Hauptsache betrachtet wird.

Uebrigens ist zu bemerken, daß die germanischen Heiraths- und Erbschaftsverhältnisse noch nicht hinreichend aufgeklärt sind. Die mangelhafte Kenntniß davon wird in neuerer

Zeit vielfach ergänzt durch eine genauere Kenntniß der alten skandinavischen Rechtszustände. Hier finden wir, daß die Mitgiftsangelegenheit bei Verheirathungen in ähnlicher Weise geregelt wurde, wie noch heute bei unsern Bauern der Fall ist. Es kamen Fälle vor, wo die Frau ein weit größeres Heirathsgut mitbrachte, als der Mann, und daß danach auch ihre Rechte in verhältnißmäßiger Erweiterung festgestellt wurden.

Ueberall bei den Germanen war die Frau unumschränkte Herrin im Hause.

Eine Unsitte, die bei uns nur noch sporadisch vorkommt, war bei allen Völkern des Alterthums allgemein: nämlich daß die Eltern über Herz und Hand der Tochter verfügten und diese, die doch zunächst bei der Heirath betheiligt war, am wenigsten dabei zu Rathe gezogen wurde.

Bei den Römern wie bei den Germanen bestand das Recht der Ehescheidung, wurde aber selten ausgeübt. Bei den Germanen hatte der Mann das Recht, eine treulose Frau zu tödten, oder mit abgeschorenen Haaren fortzujagen. Ebenso stand die Todesstrafe auf den so häufig bei unsern Altvordern vorkommenden Entführungen von Frauen und Mädchen. Ein ganz eigenthümliches Verfahren ordnete das spätere friesische Gesetz an, wodurch die Frau zur Schiedsrichterin des Schicksals ihres Entführers gemacht wurde. Sobald man ihrer habhaft ward, kam sie in die Gewalt des Frohnboten, der sie nach dreitägiger Haft auf den Richtplatz führte und zwei Stäbe vor ihr in die Erde steckte. Bei dem einen Stabe stellten sich die Verwandten der Entführten, bei dem andern stellte sich der Entführer auf. Der Frau blieb es freigestellt, sich zu einem der beiden Stäbe zu begeben. Ging sie zum Entführer, so wurde die Ehe als giltig betrachtet und es fand keine weitere Strafe statt; wenn sie aber zu ihren Verwandten ging, so verfiel der Entführer der Gewalt des Gesetzes.

Allgemein bekannt ist, wie sehr die alten Germanen durch die hohe Verehrung, welche die Frauen bei ihnen genossen, vor allen Völkern sich auszeichneten. Trotzdem war auch bei ihnen, nach unsern heutigen Begriffen, die Stellung der Frauen eine unwürdige. Erst das Christenthum brachte den Frauen Freiheit und Erlösung. Das große Wort des Heilands, als die Juden die Ehebrecherin zu ihm führten, um sie zu steinigen: Wer sich unter Euch rein fühlt, der hebe den ersten Stein auf! — schoß wie ein Sonnenstrahl in jeden sündigen Winkel und begründete eine wahrhaftige Gerechtigkeit, an welcher die Frauen hinfort auch Theil haben sollten. Aber das Christenthum fand wiederum für seine Heillehre nirgends einen so fruchtbaren, so wohlbereiteten Boden wie im germanischen Lande. Christenthum und germanischer Geist mußten zusammenwirken, um Freiheit und Würde der Frauen zu entwickeln. Bei den Slaven blieb die Frau unfrei trotz des Christenthums, bis germanischer Einfluß auch dort bessere Zustände vorbereitete; bei den Georgiern und Armeniern ist sie noch heute unfrei, obgleich das Christenthum in jenen Ländern schon seit anderthalb Jahrtausenden herrscht.

Die christliche Ehe verlangt Gleichheit der Pflichten und Rechte. Wo solche Gleichheit nicht besteht, ist die Ehe keine echt christliche.

Die ältesten Christen handelten nach diesem Grundsatze, der erst verwischt wurde durch den Feudalstaat.

Der Feudalstaat trat in mehr als einer Beziehung als Feind und Verderber der Familie und der Gemeinde auf; die natürliche Ordnung, die Gleichheit der Erbschaft, konnte sich nur beim Volke erhalten.

Doch seit das Christenthum die innere Befreiung der Frau bewirkt hatte, war eine Bewegung eingetreten, die auf die Dauer nichts mehr hemmen konnte, und die über kurz oder lang auch die äußere, die gesetzliche Befreiung — die bis jetzt

noch nicht ganz besteht — herbeiführen muß. Man wird mir nicht zumuthen, daß ich unter dieser gesetzlichen Befreiung die Emancipation der Frau im modernen Sinne des Wortes verstehe, denn eher noch würde ich der orientalischen Sklaverei der Frauen, als solcher Emancipation à la Louise Aston das Wort reden.

Aus der Vermischung des christlichen Germanenthums mit romanischen Elementen erzeugten sich neue Lebensformen und Sitten, und als Blüte derselben entsprang jener ritterliche Frauendienst des Mittelalters, dessen Frucht erst jetzt zu reifen beginnt. Seit dem vierzehnten Jahrhundert verbreitete sich dieser Frauendienst, der bis dahin nur an Fürstenhöfen und auf Ritterburgen geherrscht hatte, wo edle und schöne Frauen den Mittelpunkt alles ritterlichen und poetischen Lebens bildeten — seit dem vierzehnten Jahrhundert verbreitete sich dieser Frauendienst auch in den Städten, mit seiner Ausdehnung immer mehr an sittlicher Grundlage gewinnend.

Die Völker, welche den Islam annahmen, blieben, mit Ausnahme der Araber, in Spanien, diesen großen Bewegungen fremd bis auf den heutigen Tag. Bei ihnen blieb die Liebe, wie sie bei allen Völkern des Alterthums, selbst bei den feingebildeten Griechen war: eine ausschließlich sinnliche. Hier konnte Frauenverehrung im höheren Sinne des Wortes nicht aufkommen, wo die Frau von vorn herein durch Gesetz und Sitte zur Sklavin des Mannes gemacht war.

Wenn ich nun versuche, Ihnen die Stellung der Frauen im Orient zu veranschaulichen, so werden die der Wirklichkeit entnommenen Bilder jedenfalls einen seltsamen Contrast bilden zu der Vorstellung, welche man sich nach der Schilderung der Poeten gewöhnlich über die Zustände im Orient zu machen pflegt. Ob früher wirklich Frauen wie Lallah-Rookh und Suleikha im Orient vorkamen, weiß ich nicht; daß sie heute weder in Persien noch in der Türkei vorkommen, glaube ich

behaupten zu können. Frauen von großer Körperschönheit, anmuthigen Bewegungen und vortrefflicher Beredtsamkeit giebt es genug im Morgenlande; aber was wir echte Weiblichkeit nennen, dürfte man dort vergebens suchen. Bei der strengen Sonderung der Geschlechter ist von vornherein alle feinere Bildung, die Blüthe der Geselligkeit, aller veredelnde Einfluß der Männer auf die Frauen, und umgekehrt, unmöglich gemacht, und in Folge dessen fehlt auch später alles innige, geistige Zusammenleben zwischen den Ehegatten, sowie ein glückliches Familienleben im wahren Sinne des Wortes. Der Harem ist das Grab der weiblichen Würde. Eine im Harem aufgewachsene Frau und eine gebildete Europäerin sind zwei grundverschiedene Wesen, die sich niemals verstehen und verständigen würden, wenn sie auch dieselbe Sprache redeten.

Im Morgenlande sind die Frauen wie ein Licht, das unter den Scheffel gestellt wird, oder wie ein Schmuck, den man sorgfältig vor den Augen der Welt zu verbergen sucht. Sie leben in der strengsten Abgeschiedenheit von den Männern und erscheinen, wo sie sich öffentlich zeigen, in so vollständiger, absichtlich plumper Umhüllung, daß man von ihnen wenig mehr sieht, als was sie selbst zum Sehen brauchen: ihre Augen. Diese Abgeschiedenheit von der Männerwelt und diese Art der Verhüllung wurden nicht erst durch Muhamed eingeführt, sondern sind eine asiatische Sitte, die aus den ältesten Zeiten stammt. Durch den Koran geheiligt und nach seinen Vorschriften streng überwacht, hat diese Sitte sich ohne die geringste Abweichung bis auf den heutigen Tag erhalten. Es liegt ihr der Gedanke zu Grunde, daß die Frau sich nur für ihren Mann schmücken, nur vor ihm ihre Reize entfalten soll. Der Morgenländer hält es für recht und sittlich, streng darüber zu wachen, daß die Reize seiner Frau keine Begierden in den Herzen anderer Männer erwecken, und darum muß sie beim Ausgehen ihre zierlichen Füßchen in möglichst großen

Stiefeln und ihren feinen Wuchs in möglichst weiten Gewändern verbergen. Zu Hause aber muß sie so feine Pantoffeln tragen, wie man bei uns nur als Seltenheiten sieht, und sich mit der größten Sorgfalt salben, pflegen und schmücken.

Jedes türkische und persische Haus zerfällt in zwei streng geschiedene Wohnungen, nach dem Stande des Besitzers mehr oder minder groß, deren eine: das Selamlik, von den Männern, und die andere, der Harem, von den Frauen bewohnt wird. Harem bedeutet ursprünglich Zufluchtsort, geheiligte Stätte, und es wird nicht nur die geweihte Wohnung der Frauen damit bezeichnet, sondern auch die Frauen selbst, welche eine Hausgenossenschaft bilden.

In den Häusern der Reichen findet man häufig den Harem mit dem Selamlik durch eine Reihe von Zimmern verbunden, welche Mabeïn, d. h. wörtlich: »zwischen Beiden« genannt werden, und nur von dem Herrn des Hauses betreten werden dürfen, der auch allein das Recht hat, in das Innere des Harems zu dringen, zu welchem selbst den Dienern und nächsten Verwandten des Hauses der Zutritt versagt ist. Alle Dienste im Harem werden durch Sklavinnen verrichtet. Im untern Stock ist nach dem Hofe zu ein kleines Sprechzimmer, wo die älteste Sklavin den Dienern ihre Befehle ertheilt, jedoch solchergestalt, daß keiner seinen Fuß über die Schwelle setzen darf. In der Mauer ist eine Art Drehladen (türkisch dolab) angebracht, ähnlich wie in den Nonnenklöstern, und vermittelst dieses Drehladens wird alles Nöthige von Außen herbeigeschafft, ohne daß Sklaven und Sklavinnen einander sehen.

So wird auch nur in den gefährlichsten Fällen und nur unter sorgfältigster Ueberwachung ein Arzt in den Harem gelassen, dem aber selten mehr gestattet wird, als den Puls seiner Patienten zu befühlen. Alle gewöhnlichen Krankheiten werden von Frauen geheilt. Die Hülfe eines Geburtsarztes

ist bei den Türken etwas so Unerhörtes, daß sie als ein Schimpf für die ganze Familie betrachtet wird.

Bei der äußerst strengen Ueberwachung der Frauen in den Haremen gehören verbotene Abenteuer hier fast zu den Unmöglichkeiten, und das Meiste, was davon erzählt wird, ist aus der Luft gegriffen. Kommt einmal ein Fall der Art vor, so muß ihn die Frau, wenn er entdeckt wird, mit dem Tode büßen.

Solche Fälle sind aber äußerst selten und noch seltener ist ihre Entdeckung.

Demnach sind die Frauen im Orient so weit tugendhaft, als äußerer Zwang sie dazu nöthigt. Von jener höhern weiblichen Tugend aber, welche des äußeren Zwanges nicht bedarf, haben sie keinen Begriff und können sie keinen Begriff haben. Ihre Tugend steckt in der Zwangsjacke, nicht im Herzen. Natürlich liegt die Schuld nicht an ihnen, sondern an ihrer Erziehung, an den traurigen Verhältnissen, unter welchen sie aufwachsen. Von Kindheit an eingeschlossen im Harem, allem belehrendem Verkehr mit Männern, aller Geistesbildung fremd, führen selbst die reichsten Frauen im Orient, trotz alles Glanzes und Schmucks, womit sie umgeben sind, nach unsern Begriffen ein ödes, trauriges Leben. Wenn sie nur in den Garten gehen wollen, um frische Luft zu schöpfen, so darf dies nicht anders als unter der sorgfältigsten Ueberwachung und Umhüllung geschehen. Der Eintritt in die Moschee wird ihnen erst bei vorgerücktem Alter gestattet, und so ist den armen Frauen gerade in der schönsten Zeit ihres Lebens sogar der Trost der Religion versagt. Die Fensterläden ihrer Wohnungen sind dadurch ihren Schleiern ähnlich, daß sie, selbst ungesehen, Alles dadurch sehen können, was draußen vorgeht. Das ist ihr einziger Verkehr mit der Außenwelt, nach unsern Begriffen gewiß kein befriedigender, denn ich glaube, daß einer schönen Frau wenigstens eben so viel

daran liegt, von Andern gesehen zu werden, als Andere zu sehen.

Trotzdem würde man irren in der Annahme, daß die Orientalinnen sich selbst für so unglücklich halten, als sie nach unsern Begriffen erscheinen müssen. Sie kennen kein besseres Loos und sind deshalb zufrieden mit dem ihrigen. Ja, sie bedauern die Christinnen, die so wenig von der Eifersucht ihrer Männer geplagt werden, daß diese ihnen erlauben, unverschleiert durch die Straßen zu gehen, als ob die ganze Welt ihr Harem wäre, mit jedem Manne zu sprechen und — Greuel aller Greuel! — sogar fremde Männer bei sich zu empfangen. Denn nach der Eifersucht wird im Orient die Liebe des Mannes bemessen, in ähnlicher Weise wie bei uns früher Frauen aus dem Volke glaubten und hin und wieder noch glauben: ihr Mann liebe sie nicht, wenn er sie nicht zuweilen prügele.

Vornehme Orientalinnen lassen sich selten in den Straßen sehen. Die Einkäufe auf dem Bazar werden meistens durch ältere Sklavinnen besorgt, die ebenfalls immer in tiefster Umhüllung erscheinen. Kein Mann darf sich unterfangen, eine Frau auf der Straße anzureden, selbst wenn es seine eigene Frau wäre.

Eine natürliche Folge dieser strengen Sonderung der Geschlechter ist, daß öffentliche Verkäuferinnen, Ladenjungfern, Kellnerinnen, Hökerinnen 2c. im Orient nicht vorkommen.

Jede Familie lebt außer allem Verkehr mit andern und in jeder Familie leben wieder die beiden Geschlechter außer allem geselligen Verkehre. Selbst der Mann darf nicht wagen, in das Zimmer seiner Frau zu treten, wenn diese von ihrer Mutter, Schwester oder sonstigen nahen Verwandten Besuch hat. Zwingt ihn eine dringende Veranlassung, eine Ausnahme zu machen, so muß er sich vorher anmelden lassen, damit die besuchende Dame Zeit hat sich zu entfernen.

Freundschafts-, Pflicht- und Anstandsbesuche sind bei den morgenländischen Damen vollständig unbekannt. Keine

Dame von Rang braucht sich einer andern, selbst der Sultanin nicht, vorstellen zu lassen. Das Verhältniß der Männer untereinander, Dienstpflicht, Freundschaft, oder was es immer sein möge, hat keinerlei Einfluß auf die Frauen.

Die öffentlichen Bäder sind fast der einzige Ort, wo Frauen aus verschiedenen Haremen in größerer Anzahl zusammenkommen und Gelegenheit haben, ihre Reize, ihren Putz und Schmuck vor Andern zu entfalten. Hier bringen sie denn auch, so oft sie können, einen großen Theil des Tages zu und hier sucht eine die andere an Zungenbeweglichkeit zu übertreffen. Nach dem Bade strecken sie sich auf weiche Teppiche, Stunden lang aus kleinen Schälchen schwarzen Kaffee schlürfend und ihren Tschibuk dazu rauchend. Die Kostbarkeit dieses Tschibuks, sowie die Pracht ihrer Gewänder und sonstigen Zierrathe und endlich die Zahl ihrer Sklavinnen bilden den Maßstab, wonach sie ihre Stellung untereinander bemessen, sich gegenseitig anziehen und abstoßen, loben und schmähen, bewundern und beneiden. Die Toilette nimmt eine geraume Zeit in Anspruch, da außer Salben und Oelen, weißer und rother Schminke noch verschiedene Schönheitsmittel angewandt werden, wie z. B. der Cohol, zum Färben der Augenbrauen, welche für besonders schön gelten, wenn sie in einem einzigen großen Bogen sich über Augen und Nase ziehen. Diesen Bogen künstlich herzustellen, wenn die Natur nicht dafür gesorgt hat, ist eine äußerst wichtige Angelegenheit für die Orientalinnen. Ferner gilt es für eine unerläßliche Zierde, die Nägel und Fingerspitzen blau zu färben mit Chenna.

Bekanntlich kam im siebzehnten Jahrhundert in Frankreich die Mode der Mouches oder Schönheitspflästerchen auf, die zugleich mit dem Reifrock wieder verschwanden. Diesen Schönheitspflästerchen gleicht das in Persien und besonders unter den Kurden übliche Besprenkeln der Brust mit schwarzen Flecken, wie denn ein kurdischer Dichter es als eine große Schönheit

an seiner Geliebten rühmt, daß er über dreihundert solch schwarzer Flecken an ihrem Halse und ihrer Brust zähle.

Einen Hauptschmuck haben von jeher im Orient wie im Occident die Armringe gebildet und ebenso wird auf Perlen und Edelsteine großer Werth gelegt.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern wurde das Haar als eine Hauptzier der Frauen betrachtet und künstlich gepflegt und verschönert. In dieser Beziehung haben sich die Orientalinnen immer natürlicher und geschmackvoller gezeigt als die Frauen des Occidents, welche es zu Zeiten für schön hielten, dem Haare eine ganz andere Farbe zu geben als es ursprünglich hatte. Wie in Frankreich lange die Mode herrschte, das Haar zu pudern, so bestrebten sich schon die römischen Damen der Kaiserzeit, ihrem von Natur dunklen Haare jene blonde oder goldige Farbe zu geben, welche an den Frauen der Germanen so viel bewundert wurde. Sie bezogen deshalb aus Deutschland entsprechende Färbemittel, oder sie kauften auch ganze Perrücken, die aus germanischen Haaren gemacht waren, und bedeckten damit ihr eigenes Haar, besonders seit die künstlichen Lockengebäude Mode geworden, wie wir sie noch auf zahlreichen Büsten römischer Kaiserinnen finden. Es entwickelte sich solchergestalt eine vollständige Haararchitektur, welche von den Französinnen des siebzehnten Jahrhunderts wieder aufgenommen und so in's Ungeheuerliche ausgebildet wurde, daß einige dieser Frisuren eine Höhe von dreizehn Zoll erreichten.

Die alte germanische Frauensitte, das Haar lang herabwallend zu tragen, verlor sich im Mittelalter und ist heutzutage nirgends mehr zu finden.

Die Orientalinnen tragen das Haar meist in herabfallenden Flechten, doch kommen bei den Vornehmen auch verschiedene künstliche Frisuren vor.

Daß die herkömmliche nationale Tracht der Orientalinnen malerischer und kleidsamer ist, als die nach den Launen der

Mode wechselnden Gewänder unsrer Damen, wird Niemand leugnen. — Wenden wir uns jetzt von diesen Aeußerlichkeiten zu dem häuslichen Leben im Morgenlande.

Die Frauen verbringen ihre Zeit in den Haremen mit Erziehung der Kinder, Sticken, Nähen und weiblichen Handarbeiten aller Art. Musik, Lecture und höhere Bildung kommt äußerst selten vor. Unter hundert Orientalinnen dürften durchschnittlich kaum fünf zu finden sein, welche lesen und schreiben können.

Eine lobenswerthe Sitte aller Frauen im Morgenlande, die Sultaninnen nicht ausgenommen, ist es, daß sie ihre Kinder selbst nähren, wenn die Möglichkeit dazu vorhanden. Ist dieses nicht der Fall, so wird eine junge Sklavin als Amme genommen, die von dem Augenblicke, wo sie ihr Amt antritt, frei und als Verwandte des Hauses betrachtet wird. Im ganzen Orient gilt es seit der ältesten Zeit als eine Unehre, als eine Art Unglück für die Familie, wenn das erstgeborne Kind ein Mädchen ist. Dieser Zug, der sich bei allen Völkern des Alterthums und etwas gemildert auch heute noch in Europa wiederfindet, ist sehr bezeichnend für die Stellung des weiblichen Geschlechts. In Bezug auf den Orient wüßte ich keinen Grund dafür anzugeben, als das untergeordnete Ansehen der Frauen überhaupt — bei uns läßt es sich aus der Elternliebe selbst erklären, wenn die Geburt eines Mädchens oft mit minderer Freude, als die Geburt eines Knaben begrüßt wird. Denn die Elternliebe unterscheidet sich von jeder andern Liebe durch ihre Voraussicht, durch ihre Sorge für die Zukunft. Ein Sohn kann für sich selbst sorgen, wenn er das Jünglingsalter erreicht hat, für eine Tochter aber muß gesorgt werden, und im glücklichsten Falle, wenn sie früh durch die Ehe eine entsprechende Versorgung findet, müssen die Eltern sich von ihr trennen.

Im Orient findet der Unterricht der heranwachsenden Kinder im Hause statt und beschränkt sich meistens darauf,

ihnen die wichtigsten Satzungen des Korans beizubringen. Erst in neuerer Zeit wurden in Konstantinopel öffentliche Unterrichtsanstalten gegründet, welche aber selbstverständlich für den weiblichen Theil der Bevölkerung so gut wie nicht vorhanden sind. Mädchenschulen, Pensionen, Stiftungen und dergleichen giebt es im Morgenlande nicht. Die Mädchen werden meistens schon im Alter von vier oder fünf Jahren verlobt, natürlich ohne zu wissen mit wem, und zwischen zwölf bis vierzehn Jahren verheirathet, ohne zu wissen wer ihr Mann ist, den sie bei der Hochzeit zum Erstenmale sehen. Verlobung und Heirath werden durch Vermittler eingeleitet und zwischen dem Vater der Braut und dem Vater des Bräutigams abgeschlossen, meistens ohne daß die zunächst dabei Betheiligten etwas davon wissen. Bei dem Abschluß des Heirathsvertrages, welcher durch den Imam der Moschee in Gegenwart der Verwandten beider Häuser vollzogen wird, dürfen keine Frauen zugegen sein. Die Hochzeit wird in beiden Häusern mit einem so großen Prunk begangen, als es die Verhältnisse irgend gestatten. Aber auch hierbei bleiben die Geschlechter streng geschieden; die Frauen ergötzen sich im Harem, die Männer im Selamlik.

Wird eine Frau Wittwe, so sucht sie durch Vermittlung ihrer Eltern so schnell als möglich wieder zu heirathen, denn eine ehelose Frau ist bei den Türken ein unglückliches, hülfloses Wesen. Glücklich aber werden die Mütter gepriesen, besonders wenn ihr erstgebornes Kind ein Sohn ist; ihr Ansehen wächst mit der Zahl ihrer Kinder.

Der Koran erlaubt jedem seiner Bekenner vier gesetzmäßige Frauen zu haben und eine beliebige Zahl von Sklavinnen. Von dieser Erlaubniß machen jedoch außer dem Sultan und den Großen des Reichs nur wenige Türken Gebrauch. Die Aermeren haben nur e i n e Frau, weil ihnen die Mittel fehlen, mehrere zu unterhalten, und die meisten Andern haben nur e i n e Frau, weil der Türke vor Allem die Ruhe liebt,

die mit mehreren Frauen unverträglich ist. Denn jede von ihnen will die Bevorzugte sein, und so werden von Allen die wunderlichsten Mittel angewandt, um die Liebe des Herrn zu erlangen oder zu erhalten.

Bei allen Völkern finden wir, daß die Frauen sich gewisser Zaubermittel bedienten, um das Herz des Geliebten zu fesseln. Bei den alten Skandinaviern wurden zu diesem Zwecke die Runen angewandt. Im Mittelalter kommen sowohl bei den romanischen wie germanischen Völkern die Liebestränke häufig vor. Im Oriente spielen noch heute Liebestränke wie Talismane eine bedeutende Rolle.

Das großartigste Bild eines morgenländischen Haushalts und somit das großartigste Spinngewebe von Intriguen, Zaubermitteln, Eifersucht, Haß und Liebe bietet natürlich der Harem des Sultans dar, der im großen Ganzen ebenso eingerichtet ist, wie der Harem Salomo's, des großen Königs der Juden, war.

Die Zahl der Frauen, welche den kaiserlichen Harem bilden, belief sich früher insgemein auf Tausend, während sie unter dem gegenwärtigen Sultan nur dreihundertfunfzig beträgt, worin die Türken eine beklagenswerthe Annäherung an abendländische Sitten sehen. Unter diesen dreihundertfunfzig besteht ungefähr die Hälfte aus Negerinnen, welche die geringeren Dienste versehen. Dreißig Sklavinnen sind für den Dienst der Kadinnen oder Sultaninnen — und vierzehn für die sieben ersten Hofdamen bestimmt. Das ganze Personal zerfällt in vier Klassen: Gedeklik's (Auserwählte), Usta's (Herrinnen), Schahzirda (Novizen) und Dsharia (Sklavinnen). Die erste dieser Klassen ist auf zwölf beschränkt, wozu die schönsten und gebildetsten gewählt werden, welche beim Sultan Pagendienste versehen.

Die höchste Stelle im kaiserlichen Harem nehmen die Kadinnen oder Frauen des Sultans ein, deren Rang sich nach dem Datum ihrer Erhöhung richtet. Die Mutter des erstgebornen Prinzen hat den Vorrang vor allen übrigen, nimmt

aber erst bei der Thronbesteigung ihres Sohnes den Titel Sultanin Valide an.

Besma allem (Zierde des Weltalls), die Mutter des jetzt regierenden Sultans, war eine georgische Sklavin, die in ihrer Kindheit nach Konstantinopel verkauft wurde.

Das Prinzip der Ebenbürtigkeit bei der Ehe kennen die Türken nicht. In Europa entwickelte es sich besonders scharf in den Ländern, wo Leibeigenschaft bestand, trat aber im Mittelalter und in der neueren Zeit schärfer hervor als früher der Fall war. Bei den alten Normannen konnte z. B. eine Königstochter unbedenklich einem freien Bauern die Hand reichen; die sagenberühmte böhmische Königin Libussa heirathete ebenfalls einen Bauern, während bei uns im siebzehnten Jahrhundert eine Grafentochter sich schwer entschlossen haben würde, einen Baron zu heirathen.

Die Türken legen bei den Frauen gar kein Gewicht auf vornehme Abkunft. Bei ihnen gilt das Wort: »Die Perlen werden im Schlamm des Meeres gefunden und die besten Frauen in den untersten Schichten des Volkes.«

Habe ich das Loos der Frauen im Orient als ein keineswegs beneidenswerthes geschildert, so muß doch rühmend hervorgehoben werden, daß das Gesetz ihnen überall schützend zur Seite steht und sie vor jeder rohen Behandlung von Seite ihrer oder anderer Männer sichert. In den Fetwah's des rechtskundigen Muphti Abdullah-Effendi heißt es, daß eine Frau das Recht habe, Jeden, der ihrer Ehre irgendwie zu nahe trete, zu vergiften oder sonst um's Leben zu bringen. Wenn eine Frau von ihrem Manne brutal behandelt wird, so hat sie das Recht, ihn zu verklagen, und das Gericht entscheidet fast immer zu Gunsten der Frau.

In diesem Punkte ist das türkische Gesetz gerechter und milder als das germanische und römische, welche dem Manne erlauben, die Frau durch Prügel zu mißhandeln. Das

bayerische Landrecht enthält noch heute den Satz, daß dem Manne eine gelinde Züchtigung der Frau gestattet sei.

Bei den Persern nimmt mit geringen Abweichungen die Frau dieselbe Stellung ein wie bei den Türken. Größere Unterschiede und poetischere Beziehungen finden wir schon bei den Tataren am Kaspischen Meere und im Daghestan, und am freiesten unter allen Islamiten gestalten sich die Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern bei den eigentlichen Tscherkessen am Schwarzen Meere. Polygamie kommt hier meines Wissens gar nicht vor; die jungen Mädchen gehen unverschleiert und unbewacht umher bis zu ihrer Verheirathung, sie dürfen mit Männern verkehren so viel sie wollen und trotz — oder vielmehr in Folge dieser Freiheit herrscht hier eine größere Sittenreinheit, als bei irgend einem andern orientalischen Volke, die christlichen Georgier und Armenier nicht ausgenommen.

Der berüchtigte Mädchenhandel, welcher von der tscherkessischen Küste aus mit der Türkei unterhalten wird, kommt nur unter der Klasse der Sklaven und Unfreien vor, deren Töchter in der Heimath, wo eine durchaus aristokratische Gliederung der Gesellschaft besteht und kein Fürst oder freier Mann unter seinem Stande heirathet, doch keine so gute Partie machen würden wie in der Türkei, wo sie sicher den Weg in den Harem irgend eines Großen finden.

Bei den Tscherkessen, wie bei allen Völkern des Kaukasus, verlangt es die Sitte, daß die Braut nach vorherigem Einverständniß von ihrem Bräutigam entführt werde, wobei regelmäßig Scheinkämpfe stattfinden, die nicht immer ohne Blutvergießen ablaufen. Ueberhaupt zeigt sich in keinem andern moslemischen Lande eine so große und interessante Mannigfaltigkeit von Sitten und Gebräuchen, wie bei den Tscherkessen, deren gesellschaftliches wie politisches Leben in vielen Zügen an die alten Germanen erinnert, wie Tacitus sie uns schildert.

Indem ich mich nun, vor dem Schlusse, den abendländischen Frauen wieder zuwende, kann ich füglich die meisten der Einzelheiten übergehen, die bei der Schilderung der Türkinnen nothwendig waren, denn wie sie sich baden, salben, kleiden und schmücken, ist allbekannt.

Wenn deutsche Frauentreue und Tugend auch von jeher vielfach gerühmt wurde, so bin ich doch bei meinem Studium der Geschichte der Frauen zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Frauen bei uns immer noch besser waren als ihr Ruf, und daß überhaupt bei uns die Sitte der Gesetzgebung weit voraus war. Das germanische Gesetz erlaubte die Polygamie; die germanische Sitte verbot sie, und deshalb kam sie bei unsern Fürsten äußerst selten vor, und meistens nur aus politischen Gründen. Noch im sechzehnten Jahrhundert wurde von den Juristen und Theologen über die Zulässigkeit der Vielweiberei gestritten, nachdem die Wiedertäufer in Münster dieselbe in der Art geübt hatten, daß Johann von Leyden funfzehn, die Uebrigen zehn bis zwölf Frauen besaßen, ähnlich wie heutzutage die Apostel der Mormonen in Amerika.

Frankreich gilt seit lange vorzugsweise als das Land, wo die Galanterie und Artigkeit gegen die Frauen am weitesten getrieben wird, und doch kommen gerade in Frankreich in allen Schichten des Volks bis zu den höchsten hinauf täglich ungestraft Dinge vor, die im Orient ihres Gleichen suchen. Das Gesetz giebt in Frankreich dem schlechtesten Manne Waffen in die Hand, gegen welche es der besten Frau unmöglich ist, sich zu vertheidigen. In Frankreich liegt die Gesetzgebung in Bezug auf die Frauen noch sehr im Argen.

Am freiesten und würdigsten ist die Stellung der Frau in Deutschland und England, obgleich auch hier noch viel zu wünschen übrig bleibt, nicht sowohl in Bezug auf die Damen der großen Welt, die alle Mittel haben ihr Leben anmuthig und glücklich zu gestalten, als vielmehr in Bezug auf die

Frauen der arbeitenden und ärmeren Klassen. Freilich ist — in Folge des Mundium und der veränderten Auffassung des Gerichtswesens — die Fähigkeit der Frauen, vor Gericht zu erscheinen, anerkannt worden und insofern ihre Emancipation als vollendet zu betrachten, allein hinsichtlich des so wichtigen Punktes der Wahl eines Berufes sind sie immer noch drückenden, mit ihrer heutigen gesellschaftlichen Stellung geradezu unverträglichen Beschränkungen unterworfen. Im Mittelalter war das eine natürliche Folge von Zuständen, die längst aufgehört haben. Damals waren die Frauen vom Gewerbswesen ausgeschlossen, weil die mittelalterliche Zunft durch ihre Angehörigen in den Städten eine Gewalt ausübte und zugleich nach Außen eine politische Rolle spielte, woran die Frauen keinen Theil haben konnten. (Als merkwürdig hervorzuheben ist die einzige Ausnahme zu Gunsten handeltreibender Frauen, die in den großen Handelsstädten frühzeitig anerkannt war und sich bald allgemein verbreitete.)

Wo Gesetz und Sitte den Fortschritt begünstigen wie bei uns, sind alle Uebel nur vorübergehender Natur und es hängt von den Frauen zur Besserung ihr Stellung selbst viel mehr ab, als von irgendwelchen neuen Theorien sozialer Einrichtungen, irgendwelchen Experimenten der Politik oder Beweisen geistiger Ebenbürtigkeit. Treue Pflichterfüllung und sorgfältige Ausbildung des Herzens und Geistes ist die beste Schutzwehr gegen Ungerechtigkeit.

Eine große, nicht genug zu beachtende Quelle häuslichen Unglücks ist die allzufrühe Verheirathung der jungen Mädchen. Jeder, dem daran liegt, sich über diesen wichtigen Punkt zu unterrichten, wird leicht die Beobachtung machen können, daß die meisten unglücklichen Ehen aus der eben genannten Quelle entspringen. Daß es viele glückliche Ausnahmen giebt, versteht sich von selbst. Aber in der Regel ist es nicht gut, gleich aus den Kinderschuhen in die Ehepantoffeln zu schlüpfen.

In unserm gemäßigten Klima, wo die Entwicklung langsamer vor sich geht, als im Orient, tritt die vollständige geistige, wie körperliche Reife selten vor dem einundzwanzigsten Jahre ein. Nun scheint es mir in keiner Beziehung rathsam, daß eine Dame Frau und Mutter werde, bevor sie ihre vollständige Reife erlangt hat.

Die gefährlichste Zeit für ein junges Mädchen liegt zwischen dem funfzehnten und zwanzigsten Jahre. Die Richtung, die es in dieser Zeit erhält, wird maßgebend bleiben für sein ganzes Leben.

Was ein junges Mädchen bis zum vierzehnten Jahre lernt, ist ziemlich gleichgiltig; hingegen ist, was es in den folgenden Jahren treibt, von der größten Wichtigkeit. In diesen Jahren ist nichts heilsamer, nichts segensreicher, als eine strenge Zucht des Geistes, ernste Studien oder Beschäftigungen irgendwelcher Art, die unschuldige Vergnügungen keineswegs ausschließen, vielmehr selbst eine reiche Quelle solcher Vergnügungen werden. Diejenigen aber, welche diese Zeit bloß mit nichtigen, eiteln Zerstreuungen verbringen, werden das im spätern Leben vielfach zu büßen haben.

Es ist hier nicht der Ort, diese Andeutungen weiter auszuführen. Den Verständigen genügt ein Wink und den Unverständigen predigt man vergebens.

Wenn es sich um den Fortschritt der Nation handelt, so kommt die häusliche Sitte nicht minder als die öffentliche in Betracht, und jene ist es, mit welcher es die Frau vorwiegend zu thun hat. Der Unterdrückung und ungerechten Behandlung, welche zahlreiche Frauenklassen, die auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind, zu erdulden haben, kann nur durch das Mitgefühl und die Gerechtigkeit ihrer günstiger gestellten Mitschwestern abgeholfen werden. Eine geistreiche Engländerin, Mrß. Balfour, die selbst in ihrer Heimath viel zur Verbesserung der Lage ihrer Mitschwestern gethan, sagt mit

Recht: Was die Quelle für den Strom, was das Herz für den Körper, das ist die Macht der heimathlichen Stätte für die Tugend einer Nation.

Daß die Stellung der Frauen bei uns jetzt eine unendlich freiere und bessere ist, als sie in den gepriesenen Zeiten des Mittelalters war, wird kein Kundiger leugnen.

Es kommt freilich heutzutage nicht mehr jene überschwengliche Schwärmerei vor, welche den Ritter Ulrich von Lichtenstein bewog, sich den Finger abzuhacken und denselben seiner Geliebten als Zeichen seiner Liebe zu senden, aber es kommt auch nicht mehr vor, daß die Ritter ihre Frauen prügeln, wie früher sehr häufig der Fall war. Der Stock scheint seit der ältesten Zeit eine Stütze germanischer Frauenverehrung gewesen zu sein. In Norddeutschland, bei den Bauern der Soester Behörde, herrscht noch die alte Sitte, daß der Bräutigam nach erfolgter Trauung von den umstehenden Bauern einige tüchtige Hiebe mit Dornstöcken erhält, damit er fühle, wie weh schlagen thue und er sich nie beikommen lasse, seine Frau zu prügeln.

Trotz des durch diese Sitte angedeuteten, noch vielfach vorkommenden Mißbrauchs der männlichen Gewalt, dürfen wir mit Fug und Recht sagen, daß die Frauen bei uns eine würdigere Stellung einnehmen, als in irgend einem andern Lande der Welt, und wenn wir, um auch die schlimmsten Schattenseiten der Frauen kennen zu lernen, einen Blick in die Gefängnisse werfen und finden, daß auf zwölf männliche Verbrecher nur eine Verbrecherin kommt, so müssen wir eingestehen, daß die Frauen nicht bloß das schöne Geschlecht, sondern auch das gute Geschlecht genannt zu werden verdienen.

Das Unverwüstliche der weiblichen Trefflichkeit läßt sich am besten dadurch veranschaulichen, daß gerade Diejenigen die Frauen am meisten verehren, welche sie am genauesten kennen mit all' ihren Vorzügen und Schwächen, die immer gleichen Ursprungs sind. Auch die edelsten weiblichen Anlagen können

zu den größten Thorheiten führen, wenn die Frau nicht in Ausübung ernster Berufspflicht ein heilsames Gegengewicht gegen die angeborene ideale Richtung findet. So entspringt aus der Begeisterungsfähigkeit jener alberne Enthusiasmus, der sich um die Handschuhfetzen eines Lyrikers oder fingerfertigen Virtuosen reißt. Die meisten Auswüchse und Verkehrtheiten kommen in der sogenannten »guten Gesellschaft« vor, wo am wenigsten äußere Nöthigung und innerer Antrieb zu ernster Thätigkeit vorhanden ist. Denn die Arbeit bildet den Werthmesser der Frau wie des Mannes, und was für das Individuum gilt, findet seine Anwendung auf das ganze Geschlecht. Wo in einem Hause, in einem Kreise, in einem Lande der Arbeitsberuf der Frau außer Acht gelassen wird, da fängt das Verderben an.

Daß die Frauen selbst den schwierigsten Geschäften ebenso gewachsen sind wie die Männer, beweist am besten die Reihe der großen Herrscherinnen, deren Namen durch ihre Thaten unsterblich geworden. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß seit den ältesten Zeiten die Frauen für würdig und geschickt zur Ausübung der höchsten politischen Thätigkeit, zur Herrschaft, erachtet wurden, während man sie in den untergeordneten Sphären des Lebens wie unmündige Kinder behandelt. Und doch gerade fern vom Schauplatz der großen Welt, im häuslichen Kreise, bewähren sich ihre Tugenden am meisten und erscheinen sie am holdesten, wo ihnen der Stachel des Ehrgeizes wie der Lohn des Ruhmes fehlt, und wo sie keine andere Befriedigung haben als die aus ihrem harmonischen Walten entspringt und aus dem stillen Glücke, das sie in ihrer Umgebung schaffen.

Ueber Shakespeare und das altenglische Drama.

I.

Die englische Bühne ist nur insofern von welthistorischer Bedeutung, als sie sich auf Shakespeare bezieht. Ob man von seinen hochbegabten Vorläufern rede, die dem dramatischen Messias die Pfade bereiteten, oder von seinen Nachfolgern, die ihr Licht von ihm empfingen: er selbst wird immer der goldene Ring bleiben, an welchen sich alle Betrachtungsfäden knüpfen, weil gerade seine Werke in höchster Potenz Alles enthalten was die Eigenthümlichkeit des englischen, wie des modernen Dramas überhaupt — im Gegensatz zum altklassischen — ausmacht.

Diese Eigenthümlichkeit besteht, ihrem Kern nach, in der Charakterzeichnung, welche uns die handelnden Personen nicht als Repräsentanten abstrakter Ideen, auch nicht als bloße Gattungstypen, sondern als bestimmte, scharfausgeprägte Individualitäten darstellt, deren Glück und Unglück ihrem eigenen Denken und Handeln entspringt und nicht — wie bei den Griechen — durch ein außer ihnen mit eiserner Nothwendigkeit waltendes Schicksal bestimmt wird.

In Shakespeare steigert sich die Fähigkeit, Charaktere der mannigfaltigsten Art zu schaffen, zu solcher Höhe, daß wir in allen Personen seiner Dramen wirkliche Menschen von Fleisch und Blut vor uns zu sehen glauben, die — gleichviel

ob sie gut oder schlecht sind, thöricht oder weise — auf das Lebhafteste unsere Theilnahme herausfordern und dies in immer höherem Grade, je näher wir ihnen treten, je mehr wir sie zu ergründen suchen.

In diesem Sinne hat weder das Alterthum noch die Neuzeit einen Dichter aufzuweisen der sich an dramatischer Schöpferkraft auch nur entfernt mit Shakespeare vergleichen ließe.

Jedes seiner Dramen ist eine in sich abgeschlossene Welt, worin die Verschiedenartigkeit der zusammentreffenden Charaktere einen Konflikt erzeugt, aus welchem eine spannende Handlung sich entwickelt, deren Fortgang und Erweiterung, Umschwung und Lösung je nach der Natur des Stoffes zu einem tragisch erschütternden oder heiteren Abschlusse führt.

Auch anderen Dichtern ist es gelungen, dramatische Charaktere zu schaffen, welche sich durch bestimmte, ihrer eigenen Natur entspringende Merkmale genau von einander unterscheiden, in ihrem Zusammentreffen eine spannende oder ergreifende Handlung erzeugen und durchweg allen künstlerischen Anforderungen genügen, allein diese Charaktere zeigen uns den Menschen meist nur von einer Seite und sind gleichsam nur für das Stück, worin sie auftreten, zugeschnitten, über dessen Rahmen sie nicht hinausreichen. Sie sind leicht zu durchschauen, bieten wenig Stoff zum Nachdenken und interessiren uns nur in sofern sie das Stück tragen oder davon getragen werden.

Die Shakespeare'schen Charaktere hingegen ragen so weit über die Grenzen seiner Dramen hinaus, wie der Geist des Menschen über seinen Körper; sie sind unergründlich wie das Leben selbst. Seit bald drittehalb Jahrhunderten haben die mächtigsten Dichter und Denker sie zu deuten gesucht und sind nicht damit zu Ende gekommen, und man wird noch Jahrtausende daran deuten und nicht damit zu Ende kommen; man wird immer neue Seiten ihrer ewigen Lebenswahrheit entdecken

und alte Irrthümer zu berichtigen finden. Denn kein anderer Dichter hat es so wie Shakespeare verstanden den Menschen überall sub specie aeterni zu zeigen, immer ganze Menschen zu schaffen und selbst da, wo nach der Oekonomie des Stücks nur einzelne Züge eines Charakters zur Erscheinung kommen können, uns zu befähigen aus diesen Zügen einen Rückschluß auf das Ganze zu machen, wie aus den Blättern oder der Frucht auf den Baum.

Einen solchen Dichter, der bei seiner wunderbaren Gestaltungskraft immer aus dem Urborn des Lebens schöpft und hinter dem Vergänglichen das Ewige zu offenbaren weiß, ganz zu würdigen, erfordert die höchste Anspannung aller Geisteskräfte, woraus denn, bei genauerem Studium, eine demuthvolle Hingebung von selbst entspringt als unerläßlichste Bedingung zu seinem Verständniß.

Wer da glaubt, die größeren Werke Shakespeare's mit derselben Leichtigkeit durchdringen zu können wie etwa die unseres Goethe und Schiller, der wird nur den halben Genuß davon haben, nicht allein deshalb, weil Shakespeare in fremdem Boden wurzelt und einer anderen Zeit angehört, die man kennen muß um ihn zu verstehen, sondern auch deshalb, weil er sich ganz hinter seiner Schöpfung verbirgt und viele seiner Schönheiten aufgesucht sein wollen wie die Quellen im schattigen Waldesdickicht. Dazu kommt die zu jener Zeit herrschende Sitte der dramatischen Dichter, ihren Stücken eine Menge Dinge einzuknüpfen, welche zur Belehrung und zum Ergötzen des neugierigen Publikums dienten, aber mit dem Stücke selbst eigentlich nichts zu thun hatten — Anspielungen auf damals in den Vordergrund tretende Ereignisse, Zustände und Personen, welche, unrichtig gedeutet, wie das oft genug vorkommt, leicht ein falsches Licht auf das Stück, oder gar auf den Dichter selbst werfen, dessen hehres Bild man immer noch nicht müde wird, durch abgeschmackte, nicht allein aller Wahr-

heit, sondern auch aller Wahrscheinlichkeit entbehrende Züge zu verunstalten. So findet man — um hier nur ein Beispiel anzuführen — selbst in den mit so liebevollem Eingehen geschriebenen Werken eines Gervinus und Kreyßig die alte, längst in das Gebiet der Fabel verwiesene Geschichte von Shakespeare's Wilddiebstahl als glaubwürdig wiederholt, woran denn von Gervinus Betrachtungen geknüpft werden, die natürlich eben so unrichtig sind wie die Geschichte selbst.*)

Doch, um zur Hauptsache zurückzukommen: es ist nicht möglich, Shakespeare gleich beim ersten Anlauf ganz zu verstehen, wenn auch mit Recht gesagt werden kann, daß bei gesunden Naturen in den meisten Fällen die ersten Eindrücke die richtigsten und bleibendsten sind. Als sicherster Weg zu einem wirklich fruchtbaren Studium des Dichters ist daher zu empfehlen, mit jedem seiner Stücke sich erst selbst möglichst innig vertraut zu machen und vor Allem sich ein eigenes Urtheil darüber zu bilden, ehe man Vorlesungen darüber hört, oder Abhandlungen darüber liest.

Wer eine Shakespeare'sche Tragödie hundertmal liest, um ein eigenes Urtheil darüber zu gewinnen, wird besser thun als wer hundert fremde Urtheile darüber hört oder liest, denn alle fremden Urtheile, so geistvoll dieselben auch sein mögen, werden Diejenigen mehr verwirren als belehren, welche nicht selbst

*) Es ist nachgewiesen, daß Sir Thomas Lucy niemals einen Wildpark besessen, woraus sich denn von selbst ergiebt, daß in diesem nicht existirenden Park kein Wildfrevel begangen werden konnte. So konnte denn auch Shakespeare aus dem angeführten Grunde nicht von Sir Thomas verfolgt werden und brauchte nicht vor ihm zu fliehen. Trotzdem soll er nun noch achtzehn Jahre später sein Müthchen an Sir Thomas gekühlt haben, indem er in der Figur des ahnenstolzen Robert Schaal, dem er zwölf Hechte (luces) in sein Wappen giebt, Sir Thomas Lucy verspottete, der ein solches Wappen niemals geführt hat! Shakespeare's rächender Witz schwimmt nun obendrein gar nicht mit den Hechten, sondern gründet sich auf die falsche Aussprache des Wortes luces wie (louses) durch einen wälschen Priester, der alle Wörter falsch ausspricht. Zur Ergänzung dieser albernen Geschichte wird noch eine Strophe aus einer alten Ballade angeführt, deren armseliger Witz sich ebenfalls lediglich um Lucy und lowsie dreht. Es ist schwer zu begreifen, wie Männer von Geist und Geschmack Shakespeare je ein solches Machwerk zuschreiben konnten.

schon einen festen Grund gelegt, eine eigene Meinung gewonnen haben.

Mit dem bloßen Lesen Shakespeare's ist auch noch wenig gethan, wenn es nicht nach einer bestimmten Methode geschieht. Man überspringt sonst zu leicht Stellen, die einen auf den ersten Blick wenig anmuthen, und schwelgt in schönen Einzelheiten, woran Shakespeare's Dramen so reich sind, die aber, aus dem Zusammenhange des Ganzen gerissen, doch nicht ihre volle Wirkung üben können. Man muß deshalb vor Allem suchen, sich über den Gang der Handlung und über die Träger derselben, die Charaktere, klar zu werden. Dies geschieht am besten, indem man zunächst den Gesammtinhalt des Stücks unbefangen auf sich wirken läßt und dann mit Anspannung aller Geisteskräfte den Ursachen dieser Wirkung nachgeht. Man wird solchergestalt erst feststellen, **was** geschieht und dann **wie** es geschieht. Man wird Schritt für Schritt dem Gang der Handlung folgen und die äußerlich im Bau des Stücks zerstreuten, aber innerlich zusammengehörigen Scenen aneinanderfügen, um das Urtheil über die einzelnen Charaktere zu begründen, die immer mit Hinblick auf das Ganze zu betrachten sind. Erst wenn man so das vom Dichter Gebotene zerlegt und selbstthätig wieder aufgebaut hat und sich, nach Maßgabe eigener Fähigkeit, über alle Charaktere klar geworden ist, wird man den Schlüssel zum Verständnisse des Ganzen finden und das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern wissen. Denn, um dies hier gleich voraus zu bemerken: in unwesentlichen Dingen machte Shakespeare seiner Zeit und seinem Publikum Konzessionen, in wesentlichen Dingen nie! In der Hauptsache schrieb er immer als ob er für seines Gleichen schriebe und es scheint in der That, daß es eines Genius, dem seinen ebenbürtig, bedürfe, um ein völliges und reines Verständniß seiner weltumfassenden Dichtungen zu ermöglichen, denn welche Fortschritte auch die Shakespearekritik in diesem Jahrhundert gemacht

hat: noch immer gehen die Ansichten der berühmtesten Erklärer auseinander und die Zeit liegt noch unabsehbar fern, wo die widerstreitenden Beurtheilungen seiner großen Tragödien ihren versöhnenden, allgemein befriedigenden Abschluß finden werden.

Schon Lessing hat gesagt: »Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so selten wie die Dichter selbst gewesen.« Bis nun ein solcher kommt, der alle andern Kritiker eben so überragt, wie Shakespeare alle andern dramatischen Dichter, müssen wir uns begnügen, das begonnene Werk durch gewissenhafte Forschung und liebevolle Hingebung zu fördern, das überkommene Gute des reichen, vorliegenden Materials zu benutzen und die überkommenen Irrthümer abzustreifen. Vor Allem wollen wir uns hüten, in den Fehler Tiecks und Anderer zu verfallen, die mit höhnender Geringschätzung auf die englische Kritik herabsahen, während sie besser gethan hätten davon zu lernen.

Ich darf die Behauptung wagen, daß die Engländer im Verständniß ihres großen Dichters uns in keinem wichtigen Punkte nachstehen, in manchem hingegen uns voraus sind. Es wäre doch auch gar zu seltsam, daß ein großes Volk, aus dem ein solcher Dichter hervorgegangen, erst eines andern Volkes bedürfte, um ihn sich erklären zu lassen. Wo Gott seltene Früchte wachsen läßt, da hat der Mensch auch den Magen sie zu verdauen.

Die besten englischen Kritiker haben immer Eines beachtet, was bei uns meist unbeachtet geblieben: daß Shakespeare seine Werke blos für die Bühne geschrieben und zwar zunächst für seine eigene Bühne, die er persönlich leitete und wo deshalb kein Schauspieler über das richtige Verständniß seiner Rolle in Zweifel bleiben konnte.

Unter solchen Umständen bedurfte es erklärender Einschiebsel nicht. Der Dichter, ohnehin kein Freund von vielen Worten, drückte sich so kurz wie möglich aus und überließ es

den Schauspielern, Stellen, die uns heute räthselhaft erscheinen, durch die Darstellung in ihrer vollen Wirkung zu offenbaren.

Erwägt man die lange Reihe von Jahren die Shakespeare an der Spitze eines Theaters gestanden und behält dabei wohl im Auge, daß das Theater sein ganzes Leben hindurch die einzige Quelle seines Unterhalts und Wohlstandes war; erwägt man ferner welche hohe, für alle Zeiten giltige Ansichten Shakespeare von der Bedeutung der Bühne hatte, wie er solche im Hamlet ausspricht, so wird man sich ungefähr vorstellen können, mit welcher maßvollen Vollendung seine Dramen unter seiner eigenen Leitung aufgeführt wurden.

Wem es vergönnt war, solchen Vorstellungen beizuwohnen, der bedurfte keiner Erklärungen der Stücke, denn er sah und hörte Alles was der Dichter gewollt hatte, deutlich vor sich. Leider hat damals Niemand daran gedacht, diese Eindrücke für die Nachwelt festzuhalten; sie würden hunderte von Büchern, die man über Shakespeare geschrieben, überflüssig gemacht haben. Aber wer sollte auch an so etwas denken? Wer konnte damals ahnen, daß die in höchster Blüthe stehende Volksbühne einem so raschen Untergange geweiht wäre, um später, nachdem alle Spuren der alten, ächten Kunst verloren gegangen, einem nach fremdländischem Muster eingerichteten Theater Platz zu machen, auf dem Shakespeare's Werke nur in verkümmerter und verstümmelter Gestalt erscheinen durften.

Von den innern wie äußern Ursachen des Aufschwungs und Untergangs der Shakespearebühne wird später die Rede sein; hier sollte nur bemerkt werden, daß mit ihrem Untergang auch alle lebendige Erinnerung daran erlosch und es nun der Arbeit von Jahrhunderten vorbehalten blieb, das Verlorene fragmentarisch mühsam wieder aufzusuchen, wie die vergrabenen Schätze eines untergegangenen Reichs.

Auch bei dieser Arbeit, die schon zu höchst erfreulichen Resultaten geführt hat, war dem Theater ein hervorragender

Antheil zugewiesen; die bedeutendsten Künstler haben sich der Darstellung Shakespeare'scher Charaktere mit besonderer Vorliebe zugewandt und die höchsten und dankbarsten Aufgaben ihrer Kunst darin gefunden. Dem ernsten künstlerischen Streben und den glücklichen Inspirationen eines Garrick, Macready, Kean, Kemble, Devrient, Seydelmann u. A. hat die Shakespearekritik manchen erheblichen Fortschritt, manchen fruchtbaren Wink zu verdanken und selbst mittelmäßige Darstellungen der Dramen des großen Dichters sind immer noch förderlicher zu seinem Verständniß als das bloße Lesen seiner Stücke.

Hätte Shakespeare selbst je daran gedacht, daß seine Werke einst in unzähligen Ausgaben und Uebersetzungen über alle Länder der Christenheit verbreitet werden und den Geschmack der ganzen gebildeten Welt beherrschen würden, so hätte er sicher Sorge getragen sie nicht blos in durchgängig korrekter, sondern auch allgemein verständlicher Ausgabe der Nachwelt zu überliefern, statt in unbefangenster Sorglosigkeit ihre Veröffentlichung dem blinden Zufall zu überlassen.

Da er es aber leider unterließ selbst eine Ausgabe seiner Werke zu veranstalten und erst sieben Jahre nach seinem Tode eine solche erschien, welche, außer den schon früher in Quartausgaben gedruckten, achtzehn bis dahin noch ungedruckte Stücke enthielt, so müssen wir uns begnügen, die Dramen zu nehmen wie sie nach dieser ältesten Gesammtausgabe und den Ergebnissen einer gewissenhaften Textkritik uns vorliegen. Jeder denkende Leser wird sich bemühen auf Grundlage des gegebenen Textes die Intentionen des Dichters zu erforschen, die er bei jedem einzelnen Stücke wie in den verschiedenen Charakteren verfolgte, aber völlig unstatthaft ist es, Dinge in den Text hineinzuphilosophiren, die nicht darin stehen. Diese Bemerkung könnte leicht überflüssig erscheinen, weshalb ich durch ein paar Beispiele erläutern muß, daß sie es nicht ist. Man hört immer noch in Deutschland, selbst von den geistvollsten

Männern, Othello als »die Tragödie der Eifersucht« erklären und diese Erklärung ist so gäng und gebe geworden, daß der edle Mohr von Venedig selbst im Volksmunde als das Ur- und Schreckbild der Eifersucht gilt. Nun ist aber diese Auffassung eine vollständig irrige, wovon sich leicht Jeder überzeugen kann wer das Stück unbefangen liest. Shakespeare hat nie daran gedacht Othello zu einem Helden der Eifersucht zu machen; er hat vielmehr bei der Charakterzeichnung des Mohren mit klarster Absichtlichkeit alle Züge vermieden, welche eine solche Deutung begründen könnten. Eifersucht entspringt aus Mißtrauen und von Mißtrauen ist in Othello keine Spur zu finden. Er vertraut die ihm erst eben anvermählte Desdemona dem Jago an, um sie nach Cypern zu führen: würde das ein Mann thun, der auch nur die geringste Anlage zur Eifersucht hätte? Desdemona sagt selbst zu Emilie von ihm, er sei nicht eifersüchtig, und er bestätigt das durch seine Worte wie seine Handlungen. Er ist der Mann des offenen Vertrauens, eines Vertrauens das erst dann in's Gegentheil umschägt, als er sich durch den Augenschein von dem überzeugt hat, was Jago mit unerhörter Verstellungskunst ihm eingeredet. Daß dieser Augenschein ein trügerischer ist, thut nichts zur Sache; Othello muß, nach Allem was vorhergegangen, an die Wahrheit des Gesehenen glauben. Setzen wir den Fall, Desdemona sei wirklich schuldig gewesen: würde es dann irgend Jemanden eingefallen sein, Othello's Betragen für das eines eifersüchtigen Mannes zu halten? Mit einem solchen hätte der Dichter sich's leichter machen können, als er in diesem Stücke gethan, wo alle Hebel der Kunst, der Intrigue, der List und sogar des Zufalls in Bewegung gesetzt sind um die Katastrophe zu motiviren.

Eben so grundlos wie Othello zu einem eifersüchtigen, hat man Macbeth zu einem »ursprünglich hohen und herrlichen Charakter« gemacht, eine Auffassung, für welche der Inhalt

der Tragödie auch nicht den allergeringsten Anhalt bietet, es sei denn, daß man die Schiller'sche Bearbeitung zur Richtschnur nehme, wo es in der ersten Hexenscene heißt:

Dritte Hexe.

Wir streuen in die Brust die böse Saat,
Aber dem Menschen gehört die That.

Erste Hexe.

Er ist tapfer, gerecht und gut;
Warum versuchen wir sein Blut?

Zweite und dritte Hexe.

Strauchelt der Gute und fällt der Gerechte,
Dann jubiliren die höllischen Mächte.

Allein diese Verse sind von Schiller und nicht von Shakespeare, dessen Macbeth kein Mann ist, der erst versucht und verführt zu werden braucht seinen Weg zur Größe durch Mord zu bahnen, oder sich ins Herz die böse Saat streuen zu lassen, die längst darin ist und schon sehr hoch aufgeschossen zur Zeit wo er uns zuerst entgegentritt.

Bei noch vielen andern Charakteren Shakespeare's werden wir ähnlichen Mißdeutungen begegnen, die einerseits ihren Grund haben in dem Bestreben der philosophischen Ausleger, die Dramen des großen Briten »aus der Idee« zu konstruiren und die Charaktere mit der Aristotelischen Forderung der Peripetie in Einklang zu bringen, anderseits in der Schwierigkeit sich von überkommenen irrthümlichen Vorstellungen frei zu machen, besonders wenn dieselben sich auf große Namen zurückführen lassen.

Das Verständniß Shakespeare's wird vor Allem gefördert durch eine streng historische Betrachtungsweise, welche die Wurzeln seiner Kunst und Eigenthümlichkeit in seinen Vorgängern sucht und seine Dramen genau mit den Quellen vergleicht aus welchen er geschöpft hat. Man wird dann leicht

zu der Einsicht gelangen, daß Shakespeare bei der Schöpfung seiner Dramen nicht von abstrakten Ideen ausging, die er zu verkörpern suchte, sondern in den meisten Fällen von schon fertig vorliegenden und zu seiner Zeit allbekannten Geschichten, ja, daß er häufig sogar solche Dramen seiner Vorgänger, welche sich besonderer Gunst beim Publikum zu erfreuen hatten, nur überarbeitete, läuterte und vertiefte. Je bekannter der Stoff war, desto kürzer faßte der Dichter sich in der Exposition, wie z. B. beim König Lear, dessen erste Scenen in dem ältern Drama, das unserm Dichter vorlag, manchem Leser besser gefallen dürften als in dem Shakespeare'schen Stücke, während der poetische Werth des ältern Stücks mit dem unseres Dichters verglichen, sich im Ganzen genommen verhält wie Kupfer zu Gold.

Man kann von der höchsten Bewunderung für Shakespeare erfüllt sein, und doch zu der begründeten Einsicht gelangen, daß seine Stücke, obwohl überall vollendet in der Charakteristik, doch nicht überall den Forderungen dramatischer Kunst, wie unsere Zeit sie auffaßt, entsprechen. Wir sehen es z. B. mit Recht als einen Mangel an, wenn der Dichter uns Gestalten vorführt, welche die grundverschiedensten Deutungen zulassen, wie — unter vielen Anderen — die liebliche Gestalt der Ophelia, welche man in Deutschland seit Goethe's Vorgange sich gewöhnt hat als ein lüsternes, sinnliches Mädchen zu betrachten, während sie den Engländern als die verschämteste knospenhafte Unschuld gilt.*) Für beide Auffassungen

*) Maginn sagt mit wahrer Entrüstung von Tiecks Auffassung: »As for the gross theory of Tieck respecting Ophelia, it is almost a *national* insult. It maintains that she had yielded to Hamlet's passion, and that its natural consequences had driven her to suicide. Such a theory is in direct opposition to the retiring and obedient purity of her character, the tenour of her conversations and soliloquies, the general management of the play, and what I have endeavoured to show is the undeviating current of Shakespeare's ideas. If the German critic propounded this heresy to insult English readers through one of their greatest favourites in revenge for the ungallant reason

lassen sich die gewichtigsten Gründe anführen. Für die erste: das seltsame Benehmen Hamlets gegen Ophelia und die Wahnsinnsscene, wo sie die bekannten anstößigen Stellen aus alten Balladen singt vom Mädchen das gewonnen ward, vom Mädchen das zum Buhlen schleicht und so weiter; — für die zweite: daß Shakespeare in allen übrigen Dramen keinen weiblichen Charakter geschaffen hat, den man irgendwie als lüstern betrachten könnte, woraus sich leicht der Schluß ziehen ließe, daß er die Zeichnung solcher Charaktere absichtlich vermieden hätte.

Dies führt uns zu einem andern wichtigen Punkte der Beurtheilung Shakespeare's in seinem Gegensatze zu den Dichtern des Alterthums, wie überhaupt aller Dichter, die vor ihm waren. Ich bemerkte in der Einleitung, daß seine große Eigenthümlichkeit vornehmlich ihren Grund habe in seiner wunderbaren Kraft der Charakteristik, welche ihn befähigt, Menschen aller Stände, Völker und Zeiten aus ihrem innersten Kern heraus darzustellen, als sei für ihn die leibliche Schranke nicht vorhanden, welche Menschen von Menschen trennt, und als könne sein überlegener Geist, ungehemmt durch Zeit und Raum, alle andern Geister zwingen ihm Rede zu stehen, die tiefsten Geheimnisse ihrer Natur zu offenbaren. In besonders überraschender Weise aber gilt dies von seinen Frauengestalten und es ist das gerade der Punkt den ich hier mit Nachdruck hervorheben wollte. Shakespeare hat in seinen Frauen eine ganz neue Welt der Schönheit erschaffen, mit welcher sich nichts von Allem was vor ihm da war vergleichen läßt. Man betrachte nur seine Desdemona, Imogen, Hermione, Miranda, Perdita, Julia, Cordelia, um auf der Stelle den ungeheuern

which the Archbishop of Canterbury in Henry V. assigns as he origin of the Salique law, he might be pardoned; but, as it is plainly dictated by a spirit of critical wickedness and blasphemy, I should consign him, in spite of learning, acuteness, and Shakespearian knowledge, without compassion, to the avenging hands of Lysistrata.«

Abstand dieser uns menschlich so nahe gerückten holdseligen Wesen von den beiden vornehmsten weiblichen Figuren der griechischen Tragödie: Antigone und Elektra wahrzunehmen. Bei den griechischen Dramatikern kommt immer nur eine Seite des weiblichen Charakters zur Anschauung, während Shakespeare's Frauen sich uns überall in ganzer, warmer Lebensfülle offenbaren. Doch ließe eine Elektra und Antigone noch immer eher einen Vergleich mit den Frauen Shakespeare's zu, als eine Phädra, Klytemnestra und Medea, die uns menschlich nicht so nahe stehen wie eine Lady Macbeth, oder selbst Cordeliens wildherziges Schwesterpaar.

Wenn ich oben den Satz aufstellte, daß Shakespeare in seinen Frauencharakteren geflissentlich jeden lüsternen Zug vermeidet, so sollte damit nicht gemeint sein alle seine Frauen als Tugendheldinnen zu fassen, was auf eine Anzahl derselben, von Kleopatra herab bis zu Frau Hurtig schlecht passen würde: sondern es sollte dadurch hervorgehoben werden, daß er die Tugend wie das Laster in ihren wahren Zügen malt, statt dieses in der schlüpfrigen, lüsternen Weise seiner Zeitgenossen darzustellen. Es würde Shakespeare's Natur entschieden widerstrebt haben, eine Annabella zu schaffen wie Ford, oder eine Vittoria Accarombona wie Webster, moderner Schöpfungen ähnlicher oder noch schlimmerer Art nicht zu gedenken. Nirgends baut er seinen Plan auf weibliche Schwäche und läßt nirgends eine Intrigue zum Nachtheil seiner Heldinnen sich entwickeln. — Kleopatra, die üppige Königin von Egypten, die er nicht umhin konnte nach der geschichtlichen Ueberlieferung zu zeichnen, wächst — ohne ihre eigenste Natur irgendwie zu verleugnen — unter seinen Händen zu solcher Größe empor, daß wir es begreiflich finden wie man um ein solches Weib die Herrschaft der Welt opfern kann, und ihr königlicher Tod läßt uns alle Schwächen ihres Lebens vergessen.

Die Phrynia und Timandra des Alcibiades und die Dortchen Lakenreißer des Falstaff sind nicht mit verführerischen Farben gemalt.

Wie edel und groß erscheinen die Römerinnen in Coriolanus und Julius Cäsar! Welche Fülle bezaubernder und holdseliger Geschöpfe finden wir in den Shakespeare'schen Lustspielen! Ueberall läßt er die weibliche Tugend über Verleumdungen und Nachstellungen triumphiren, wie Hero in »Viel Lärm um Nichts«, Hermione im »Wintermärchen«, Imogen in »Cymbeline«. Das einzige Stück in welchem Frauen betrogen werden, ist »Maß für Maß«, allein auch hier findet eine Ausgleichung statt, da Marianne Angelo's Gattin wird und Claudio die beleidigte Julietta wieder zu Ehren bringen muß. In den meisten Fällen läßt der Dichter seine Helden in ehrenwerthester Absicht werben und wo es nicht geschieht, fällt Spott und Schande auf ihr eigenes Haupt. Selbst der witzige Falstaff wird bei seinen Nachstellungen der lustigen Weiber von Windsor von diesen zum Narren gehalten.

Man kann dieses Thema zur Ehrenrettung der häufig mißdeuteten Shakespeare'schen Frauencharaktere nach allen Richtungen durchführen, wie das u. A. William Maginn in seinen Shakespeare Papers gethan hat; — für uns genügt es hier festzustellen, daß Shakespeare der erste dramatische Dichter war, der in ewig lebensfrischen Gestalten alles Große und Schöne der weiblichen Natur offenbart hat, ohne deshalb im falschen Sinne zu idealisiren, ohne beim Lichte den Schatten zu vergessen, und daß er, wie in allem Andern, auch hierin bis heute unerreicht geblieben.

Es ergiebt sich hieraus von selbst der hohe sittliche Standpunkt den er als Dichter einnahm und der unberechenbar segensreiche Einfluß den er dadurch übte; denn das alte wahre Wort: daß der sittliche Werth des Mannes zu bemessen sei nach seiner Würdigung der Frauen, gilt ganz besonders in seiner Anwendung auf den Dichter.

Und die hohe Sittlichkeit die durch seine Werke weht, ist es vor Allem was Shakespeare von seinen Vorgängern, Zeitgenossen und Nachfolgern unterscheidet. Dazu kommt seine unendlich reiche und fruchtbare, aber immer durch den überlegensten Verstand geregelte Phantasie, die ihn befähigte, von Ariel herab bis zu Kaliban eine Reihe von Wesen zu schaffen, für welche die sichtbare Wirklichkeit ihm kein Vorbild bot und die uns doch so lebenswahr erscheinen, als seien sie der uns bekanntesten sichtbaren Wirklichkeit entlehnt.

Bekanntlich wurde Shakespeare, weil er nie eine Universität besucht und überhaupt, so viel wir wissen, keine regelrechte gelehrte Erziehung erhalten, in Bezug auf seine Kenntnisse und künstlerische Bildung schon von seinen Zeitgenossen sehr unterschätzt; über zwei Jahrhunderte hindurch galt er seinen Bewunderern als ein bloßes Naturgenie, das ungeschult und unbeirrt durch Studium und Regel, wie in lunatischem Zustande immer auf der gefährlichsten Höhe der Schönheit wandle. Selbst noch in neueren Werken über seine Dramen glaubt man den Dichter gegen den alten Vorwurf der Unwissenheit vertheidigen zu müssen. So schwer ist es, überkommene Vorurtheile auszurotten! Es sollte scheinen, daß ein einmaliges Lesen der Shakespeare'schen Dramen genügend wäre um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Dichter nicht allein mit der überlegensten künstlerischen Berechnung schrieb, sondern auch die ganze wissenschaftliche Bildung seiner Zeit beherrschte. Die neueste Zeit hat ihm denn in diesem Punkte auch, bei gründlichem Studium, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen und mit demselben Eifer, mit welchem früher die Herren von der Zunft ihn verleugneten, nehmen sie ihn jetzt als einen der Ihrigen in Anspruch.

Die Naturforscher staunen über seine Kenntniß der Natur und weisen nach, daß er niemals ein falsches Bild gebrauche, wie das bei andern großen Dichtern (z. B. bei Schiller) öfter

vorkommt; einer der berühmtesten englischen Rechtsgelehrten hat nachgewiesen, daß Shakespeare Jurist von Profession gewesen sein müsse, da sich anders seine innige Vertrautheit mit den Gesetzen und seine Durchdringung der schwierigsten Rechtsverhältnisse nicht erklären lasse; Bucknill hat ein Buch geschrieben: »The Medical Knowledge of Shakespeare«; die berühmten französischen Irrenärzte Pinel und Esquirol werden von Maginn angeführt als Zeugen, daß Shakespeare Psychiatrie studirt haben müsse, wie aus seinen scharfen Beobachtungen der Geistesstörungen und seiner durchaus richtigen Darstellung ihres Verlaufs deutlich hervorgehe; Seeleute von Fach bewundern seine nautischen Kenntnisse und auch an »Betrachtungen über die religiöse Bedeutung Shakespeare's« (Heidelberg, 1858) fehlt es nicht, der englischen Schriften über diesen Gegenstand gar nicht zu gedenken. Die größten Staatsmänner, Feldherren, Philosophen, Dichter und Historiker haben bewundernd zu ihm aufgeblickt und eingestanden, daß sie in seinen Werken eine unerschöpfliche Quelle der Anregung und Belehrung gefunden; die größten Redner suchen ihren Reden Schmuck durch seine Worte und Nachdruck durch die ewige Wahrheit seiner Aussprüche zu geben; die besten Maler wetteifern in würdiger Wiedergabe der von ihm geschaffenen Bilder; den Darstellern bieten seine Werke die höchsten Aufgaben der Kunst und alle unverdorbenen Zuschauer und Leser finden darin die erhabensten Genüsse.

Unsere Bewunderung für den Alles durchdringenden, weltbeherrschenden Genius steigert sich aufs Höchste, wenn wir uns erinnern, daß zu seiner Zeit die dramatische Literatur in möglichst geringer Achtung stand; daß er für eine Bühne schrieb, welche sich kaum des Ansehens unserer heutigen Vorstadtbühnen erfreute und daß er selbst dem damals noch für ehrlos geltenden Schauspielerstande angehörte, von welchem er in seinen Sonetten klagt, daß sein Name dadurch ein Brand-

mal erhalte und seine edlere Natur dadurch erniedrigt werde, indem sie, wie des Färbers Hand, die Farbe des Handwerks annehme.

Hierzu kommt noch die Erwägung, daß es ihm niemals vergönnt war, seine herrlichen Frauengestalten von Frauen dargestellt zu sehen, da zu seiner Zeit alle Rollen von Männern und Knaben gegeben wurden und so die zartesten und schönsten Linien seiner Zeichnung gar nicht zur Geltung kommen konnten. Eine Margarethe, Elinor, Regan, Goneril und ähnliche Charaktere kann man sich schon von Männern dargestellt denken, — allein woher sollte ein Mann die zarten Umrisse, die weichen Bewegungen, den Duft und die Anmuth nehmen, welche wir von einer Julia, Desdemona oder Ophelia verlangen.

Heutzutage geschieht es wohl, daß eine schöne oder geniale Schauspielerin den Dichter begeistert, eine dankbare Rolle für sie zu schreiben.

Shakespeare hatte nichts, was ihn von Außen begeistern konnte: er mußte Alles aus sich selbst schöpfen und durch bloß poetische Mittel das zu erreichen suchen, was heute nur mit Hülfe von allerlei äußerlicher Zuthat, wie Dekorationen, Kostüme u. dgl. erreicht werden kann.

Die äußerlichen, künstlichen Mittel fehlten der altenglischen Bühne anfänglich ganz und waren später nur in dürftigem Maße vorhanden. Vielleicht hat dieser Umstand nicht wenig beigetragen zu der außerordentlichen Sorgfalt welche damals die Dichter auf die Charakteristik verwandten.

Ich, für meine Person, habe nie den oft angeführten Ausspruch Goethe's und seiner Nachbeter begreifen können, Shakespeare's Römer seien im Grunde nur eingefleischte Engländer im römischen Kostüm. Hätte Goethe gesagt, Julia sei nichts als eine eingefleischte Engländerin, man würde es ihm wahrscheinlich auch nachgebetet haben.

Aber das ist es gerade was Shakespeare von allen andern Dichtern unterscheidet, daß er in Allem, was er uns vorführt, selbst so fein zu unterscheiden weiß. Er läßt die Sonne seines Geistes scheinen über Alterthum und Neuzeit, über Abend- und Morgenland, und überall zeigt er uns Land und Menschen nach ihrer eigenen Art, denn die Aehnlichkeiten unter seinen Helden sind keine andern als welche durch alle Menschheit gehen.

Man fragt: wie war es möglich, daß aus so niederm Stande, in äußerlich so ungünstigen Verhältnissen ein solcher König unter den Menschen erstehen konnte, der geistig alle Völker der Christenheit beherrschte und sie noch in kommenden Jahrtausenden beherrschen wird.

Der Versuch, diese Frage zu beantworten, wird den Gegenstand der nächsten Vorlesung bilden.

II.

Das Genie läßt sich nicht analysiren. Es erscheint uns als eine wunderbar schaffende Kraft, die wir erkennen aus ihren Wirkungen, deren Ursprung und Wesen wir aber nicht zu erforschen vermögen.

Im Traume sehen wir oft Bilder vor uns erstehen, die den zum größten Künstler machen würden, der sie festzuhalten und in ganzer Lebendigkeit wiederzugeben vermöchte. Wer im Wachen über die geheimnißvolle Welt gebieten kann, die im Schlummer über uns gebietet, — wer mit offenem Auge und klarem Bewußtsein das schaffen kann, was wir geschlossenen Auges und bewußtlos im Traume schaffen, den hat die Natur zum Künstler erkoren.

Aber die glücklichsten Anlagen werden nur dann wahrhaft Schönes und Großes erzeugen, wenn sie mit energischer Ausbildung Hand in Hand gehen, denn der Inhalt verlangt eine entsprechende Form, und Meisterschaft in der Form setzt Studium und Uebung voraus. Es erscheint uns deshalb heute unbegreiflich, wie man Shakespeare, den Meister der Form und den Beherrscher des ganzen Wissens seiner Zeit, jemals für ein bloßes Naturgenie hat nehmen können.

Man staunte ihn an, statt ihn verstehen zu lernen; man riß ihn aus allem historischen Zusammenhange und gewöhnte sich, ihn nicht als einen Sohn seiner Zeit, sondern als ein

vom Himmel gefallenes Wunder zu betrachten. Man beurtheilte seine Werke als hätte vor ihm kein dramatischer Dichter gelebt, der irgendwelchen Einfluß auf ihn geübt; man entdeckte darin eine Menge scheinbarer Ungeheuerlichkeiten, die man alle auf Rechnung seiner ungezügelten Naturkraft setzte; was man nicht verstand, wurde durch sein Haschen nach Originalität, oder durch seinen vorgeblichen Mangel an Bildung erklärt.

Nach und nach hat sich das Urtheil berichtigt. Die Herausgabe der Werke von Shakespeare's Vorgängern und Zeitgenossen lenkte die Aufmerksamkeit auf diese und man entdeckte darin vereinzelt Alles, was bis dahin für Shakespeare'sche Eigenthümlichkeit gegolten hatte. Jetzt wissen wir, daß nie ein Dichter weniger nach Originalität gehascht hat als dieser größte von allen, den wir, um ihn richtig zu würdigen, zunächst nur zu betrachten haben als den Vollender dessen was vor ihm war.

Schon der treffliche Al. Schmidt, dessen »Sacherklärende Anmerkungen zu Shakespeare's Dramen« viel zu wenig beachtet worden sind, hob mit Nachdruck hervor, daß historische Kenntniß die richtige Schätzung des Dichters und den Genuß an seinen Werken wesentlicher fördern würde, als rein ästhetische Betrachtungen, die den Deutschen nur allzugeläufig sind, und in denen die Absonderung dessen, was die Individualität des Schreibenden hineingetragen hat, oft schwieriger ist, als das Verständniß des Dichterwerkes selbst. Man denke nur an Hamlet!

Shakespeare's Werke verhalten sich zu denen seiner Vorgänger und Zeitgenossen wie das Meer sich verhält zu den Flüssen und Strömen die es nähren.

Er fand beim Beginn seiner dramatischen Thätigkeit eine Menge von Stücken vor, die schon durch vieler Poeten Hände gegangen und von der Bühne herab Gemeingut des Volks geworden waren und er eignete sich davon an was ihm zu

seinen Zwecken tauglich schien. Die ursprünglichen Verfasser waren meist vergessen oder hatten es überhaupt nie der Mühe werth gefunden sich zu nennen, da es in jenen Zeiten — wenigstens in den Augen der »guten Gesellschaft« — keineswegs als ein feiner Ruhm erfunden wurde, Theaterstücke zu schreiben.

Es läßt sich mit Bestimmtheit der Einfluß nachweisen, den Lilly, Greene und Marlowe auf Shakespeare geübt und wir wissen, daß der größte Theil seiner historischen Dramen auf ältere Stücke desselben Inhalts sich gründete, wie er denn überhaupt nirgends nach dem Ruhme der Originalität in Erfindung und Ausdruck geizte. Wie hätte er Verse, oder ganze Scenen andern Dichtern entlehnen und seinen Stücken einflechten können, wenn seine Sprache auffallend von der Sprache jener Dichter abgewichen wäre?

Ich will mich anheischig machen, aus den Werken seiner Vorgänger und Zeitgenossen eine reiche Blumenlese schöner Einzelheiten zusammenzustellen, die jeder Laie für ächt Shakespearisch halten wird, und die selbst der gelehrteste Kenner altenglischer Literatur dafür halten würde, wenn ihre Quellen ihm unbekannt wären. Ja, selbst ganze Stücke, wie »Titus Andronikus« und »der Widerspenstigen Zähmung« sind der Art, daß auch ein anderer Dichter jener Zeit sie geschrieben haben könnte. Aber trotz alledem steht Shakespeare himmelhoch über allen seinen Vorläufern, Zeitgenossen und Nachfolgern, die nur Aeußerlichkeiten mit ihm gemein haben, während ihnen für den eigentlichen Kern seiner erhabenen, grundsittlichen Natur selbst das Verständniß gebricht.

Wir wollen versuchen, uns in großen Zügen die Entwicklungsgeschichte der altenglischen Bühne zu veranschaulichen, um zu sehen was Shakespeare bei seinem Auftreten vorfand und was er Eigenthümliches hinzufügte, — worin er seinen Vorgängern glich und wodurch er sich von ihnen unterschied.

Die Geschichte des englischen Dramas ist nicht bloß deshalb im höchsten Grade anziehend und lehrreich, weil sie uns in die erhabenen Schöpfungen des mächtigsten aller Dichter einführt, sondern sie gewinnt einen ganz eigenthümlichen Reiz hauptsächlich dadurch, daß sie uns das Wachsen und Werden der dramatischen Kunst von ihren unscheinbarsten Anfängen bis zur Blüte der Vollendung in einer so naturgemäßen Entwicklung und historischen Continuität zeigt, wie wir Aehnliches nur bei den Spaniern, Gleiches bei keinem andern Volke der Neuzeit finden.

Aus den alten Mysterien oder Mirakelspielen, deren Anfänge auf Frankreich zurückweisen, entwickelten sich die Moral-plays oder Moralitäten; aus diesen die sogenannten Interludes oder Zwischenspiele, welche schon die Keime des eigentlichen Lustspiels enthielten, dessen Entfaltung nicht lange auf sich warten ließ, und fast zu gleicher Zeit sehen wir, unter dem Einfluß der schnell zur Herrschaft gelangten klassischen Gelehrsamkeit, die ersten Versuche, regelrechte Tragödien nach antiken Mustern zu schaffen.

Aber die bessern Dichter sahen bald ein, daß ihre Aufgabe eine andere sei, als neuen Wein in alte Schläuche zu gießen; sie fuhren fort, die Meisterwerke der Griechen zu studiren und ihren Geschmack dadurch zu bilden, aber sie hörten auf, sie nachzuahmen. Ihrem praktischen Sinne und gesunden Instinkte folgend, durchbrachen sie die überlieferten Formen, behielten von den drei Einheiten des Aristoteles nur die wichtigste: die Einheit der Handlung im Auge und schufen im Geiste ihrer Zeit und ihres Volkes ein neues Drama, dessen eigenthümliche Form sich organisch von Innen heraus gestaltete und eben hierdurch ihre künstlerische Weihe erhielt. Ihre Verschiedenheit von der griechischen wurde naturgemäß bedingt durch die Verschiedenheit des Charakters und Entwicklungsganges beider Völker. Ein paar Worte werden genügen, dies zu veranschaulichen.

Wie das Staatsleben, wurde auch die Kunst der Griechen von Gesetzen beherrscht, welche das Individuum nicht in derselben Weise zur Geltung kommen ließen, wie das im modernen Staate und in der modernen Kunst der Fall ist. Das Einzelne, Besondere verschwand in der Harmonie des Ganzen; im Staate war Einheit, in der Kunst Schönheit des Ganzen erstes und vornehmstes Gesetz.

In den Meisterwerken antiker Sculptur finden wir wenig Gesichter von menschlich charakteristischem Gepräge, weil die Künstler nicht sowohl durch das Gesicht, den eigenthümlichen Spiegel der Individualität, als durch die vollendete Formenschöne und den Ausdruck der ganzen Gestalt zu wirken suchten. Aehnlich verhält es sich mit den Meisterwerken der griechischen Tragiker, deren Gestalten ebenfalls das menschlich-charakteristische Gepräge fehlt, weshalb auch die Schauspieler zum Kothurn und zur Maske greifen mußten, um im Geiste ihrer Rollen als Wesen höherer Art über alles menschliche Maß hinausragend zu erscheinen.

Sehr treffend nennt A. W. von Schlegel die griechischen Schauspieler »bewegliche Statuen im großen Stile«. Dem entsprechend war auch die ganze Einrichtung des in kolossalem Maßstabe angelegten antiken Theaters, wo die Zuschauer in ehrerbietiger Entfernung von der Bühne ihre Plätze hatten und Alles zusammenwirkte, sie in eine höhere Welt zu versetzen. Die griechische Tragödie wurzelte ganz in heimischem Boden, nährte sich fast ausschließlich von der geheiligten heimischen Sage und bewahrte immer den Charakter religiöser Erhabenheit, so daß das Volk ins Theater ging mit ähnlichen Gefühlen wie in den Tempel zum Gottesdienste.

Wie ganz anders finden wir die Einrichtung der Bühne und die Schauspielkunst bei den Engländern! Als hier die Tragödie sich zu entwickeln begann, hatte das Drama seine religiösen Windeln längst von sich geworfen. Man spielte in

Scheunen, Schulstuben, Gerichtssälen, Wirthshäusern, Höfen — kurz überall, wo die wandernden Truppen Erlaubniß erhielten, ihr dürftiges Gerüst aufzuschlagen. Und als endlich seit 1575 stehende Bühnen in London gegründet wurden, erschienen diese so beschränkt und einfach, daß sie an Umfang und Ausschmückung kaum unsern heutigen Vorstadtbühnen gleichkamen. Wie hätte hierher der feierliche Kothurnschritt, die rhythmische Mimik der Alten gepaßt!

Der englische Zuschauer wollte keine unnahbaren Halbgötter, sondern ihm nahe gerückte Menschen sehen, Menschen in leidenschaftlicher Bewegung und an deren Kämpfen, Leiden und Freuden er menschlichen Antheil nehmen konnte. Die Aufgabe des Dichters war es also, immer neue, eigenthümliche Charaktere zu schaffen, um die Zuschauer zu fesseln, und die Aufgabe des Schauspielers bestand in der Kunst naturtreuer Menschendarstellung, deren Reiz im Reichthum leiser und feiner Färbungen lag.

Hier mußte Alles vor den Augen der Zuschauer dargestellt werden, während auf der antiken Bühne, wo das Rhetorische vorherrschte, Alles erzählt wurde und die entscheidende That immer hinter der Scene geschah. Bei den Griechen waren also Wort und Handlung getrennt; bei den Engländern fiel Beides zusammen.

Es ist höchst interessant, zu beobachten, wie in den ersten Versuchen der Engländer, eine Tragödie nach antikem Muster zu bilden, die im modernen Drama unzertrennlichen Elemente des Handelns und Redens noch nebeneinander liegen. Jeder Akt wird eröffnet durch eine Pantomime, welche ausführlich darstellt, was geschehen soll und durch den Dialog der Schauspieler dann seine Ergänzung findet. Der nächste nothwendige Schritt zur Vervollkommnung des Dramas war nun die Verschmelzung der beiden zusammengehörigen Elemente des Handelns und Redens. Kaum war dieser Schritt gethan, als

das im Gegensatz zu der antiken Schicksalstragödie sogenannte Charakterdrama mit beispielloser Schnelligkeit seiner Blüte entgegenwuchs, so daß Alles, was der altenglischen Bühne ihr eigenthümliches Gepräge giebt, schon vor Shakespeare da war und er in formaler Beziehung nichts mehr verwischen oder hinzuthun, sondern dem Ueberlieferten nur noch die Krone der Vollendung aufsetzen konnte.

Eine der Hauptursachen des raschen und glänzenden Aufschwungs der englischen Bühne ist gewiß in dem Umstande zu suchen, daß sie früh eine bestimmte Kunstform, einen einheitlichen Stil fand, dem sich alle Dichter anbequemen mußten, wenn sie auf das Publikum wirken wollten. So groß auch, von Anbeginn der dramatischen Kunst in England, die Mannigfaltigkeit der aus der Fremde eingebürgerten Stoffe war, sie alle mußten englisches Gepräge annehmen, um dem Publikum mundgerecht zu werden, welches sich das Fremde nur im heimischen Gewande gefallen ließ.

Bei uns fand bekanntlich von jeher das umgekehrte Verhältniß statt, und die Früchte davon sind nicht ausgeblieben. Unser Experimentiren im Stil und Geschmack aller Völker und Zeiten hat unsre Bühne nach und nach zu vollständiger Stillosigkeit und Verwilderung geführt.

Zwar tauchten auch in England schon früh neben der herrschenden volksthümlichen Richtung allerlei wunderliche Sonderbestrebungen auf, aber sie blieben vereinzelt und konnten nicht zu durchgreifender Wirkung gelangen, bis Ben Jonson und seine Anhänger Shakespeare von der Bühne verdrängten und diese dadurch ihrem unvermeidlichen Untergange entgegenführten, denn als das lange Parlament im Jahre 1642 alles öffentliche Bühnenspiel in England untersagte, führte dieser Gewaltschritt nur zum äußern Abschluß eines innerlich bereits vollzogenen Verwesungsprozesses.

Wir kommen auf diesen Punkt später ausführlicher zurück und wollen hier zunächst versuchen, den angedeuteten Entwickelungsgang des englischen Dramas vor Shakespeare durch Beispiele zu veranschaulichen.

Die Mysterien oder Mirakelspiele, welche nach französischem Vorgange seit dem zwölften Jahrhundert in England auf dieselbe Weise sich ausbildeten wie in Deutschland, kann ich wohl füglich ganz übergehen, und über die Morals oder Moralitäten brauche ich nur ein paar Worte zu sagen.

Schon in verschiedenen älteren Mirakelspielen kommen allegorische Figuren vor, so z. B. im eilften Stücke des Ludus Coventriae, in welchem das »Parlament des Himmels« dargestellt wird, erscheinen Veritas, Justitia, Pax und Misericordia. Später wurden auch der Tod und die Mutter des Todes stehende Figuren. Diese allegorischen Figuren nun bildeten den Uebergang von den Mirakelspielen zu den Moralitäten. Unter Moralität (engl. Moral-play) verstand man ein Drama, dessen Charaktere allegorischer oder symbolischer Natur waren und dessen Inhalt darauf hinauslief, eine gute Lehre zur Förderung der Moral zu hinterlassen.

So lange diese Moralitäten ihrer ursprünglichen Anlage entsprachen, mußten sie, der Natur der Sache nach, entsetzlich langweilig und abgeschmackt sein, denn man kann sich beim besten Willen nichts Langweiligeres denken als ein theatralisches Ragout abstracter Begriffe mit moralischer Tendenz als Beilage. Auch finden wir, daß das Einzige, was bei diesen alten Moralitäten den Zuschauern gefiel, die aus den Mirakelspielen herübergenommenen komischen Figuren des Teufels und des Lasters waren. Letzteres erschien als eine Art Kasperle in langem, buntem Kleide, mit einer Peitsche in der Hand, und der Teufel wurde durch Maske und Kleidung so abschreckend dargestellt, wie er in der Phantasie des Volkes lebte: das Gesicht entstellt durch eine ungethüme Nase, die ganze Gestalt

in zottiges Fell gehüllt und als Ergänzung Schweif und Klaue. Die Aufführung der Moralitäten fand in ähnlicher Weise statt wie die der Mirakelspiele.

Die Bühne (engl. pageant oder scaffold genannt) bestand aus einem auf Rädern ruhenden, zwei- oder dreistöckigen Gerüst, dessen unterer Raum als Ankleidezimmer oder auch als Hölle diente. Jede Zunft hatte ihre eigene Rollbühne, auf der sie ihr eigenes Stück auf eigene Kosten darstellte. Oft wurden solcher Bühnen mehrere nebeneinander geschoben, wenn die Stücke eine Vergrößerung des Schauplatzes nöthig machten. Die meisten dieser Stücke, soviel wir davon wissen, haben wenig oder gar keinen poetischen Werth und sind für uns nur von Bedeutung als Zwischenglieder in der Entwickelungsgeschichte des englischen Dramas.

Neben den Moralitäten bestanden Puppenspiele, pantomimische Aufführungen, Mummereien und ähnliche Volksbelustigungen, die mehr oder weniger ins dramatische Gebiet einschlugen und wohl oft dazu dienten, die Aufführung einer langweiligen Moralität zu unterbrechen. So entwickelten sich, nach dem Vorgange der französischen Entremets, die sogenannten Interludes oder Zwischenspiele, welche besonders unter der Regierung des prachtliebenden Heinrich VIII. in Aufnahme kamen und schon die Keime des eigentlichen Lustspieles enthalten. Die besten Stücke dieser Gattung hatten zum Verfasser John Heywood, einen Mann von gelehrter Bildung, der als Spieler des Spinetts Mitglied der Kapelle des Königs war und seit 1520 für die Bühne zu schreiben begann.

Zwischenspiele nannte man schon seit Eduard IV. alle zwischen andere Lustbarkeiten eingeschobenen scenischen Darstellungen, allein durch Heywood, dessen Stücke ganz neuer Art waren, bekam auch der Name eine ganz andere Bedeutung. Um die Natur dieser Zwischenspiele zu veranschaulichen, will ich den Inhalt des ältesten derselben kurz

anführen. Es ist betitelt: »Ein lustiges Spiel zwischen dem Ablaßkrämer und dem Mönche, dem Pfarrer und Nachbar Pratte« und stammt wahrscheinlich aus dem Jahr 1520.

Ein Ablaßkrämer und ein Mönch haben von einem Pfarrer die Erlaubniß erhalten, seine Kirche zu benutzen; der Eine, um seine Reliquien aufzustellen und durch Ablaßertheilung Geld zu gewinnen, der Andere, um für Geld eine Predigt zu halten. Der Mönch kommt zuerst an und hat eben seine Predigt begonnen, als der Ablaßkrämer erscheint und ihn störend unterbricht. Jeder will sich Gehör verschaffen, sie gerathen tobend an einander und der Wortstreit artet bald in förmliches Kämpfen mit Händen und Füßen aus. Der Pfarrer, durch den Lärm herbeigezogen, will die Streitenden trennen, und da ihm dies nicht gelingt, so ruft er den Nachbar Pratte zu Hülfe, der über den Ablaßkrämer herfällt, während der Pfarrer den Mönch festzuhalten sucht, aber ihre Bemühungen sind fruchtlos und sie werden selbst auf das Unbarmherzigste durchgeprügelt, bis es zu einer Ausgleichung kommt und der Mönch und Ablaßkrämer freien Abzug erhalten.

Um einen Begriff von der Sprache zu geben, führe ich ein paar Verse aus der Rede des Ablaßkrämers an:

Hier ist eine Reliquie aus alter Zeit:
Die große Zehe der heiligen Dreieinigkeit;
Wer diese Zehe berührt mit dem Mund,
Wird von Zahnschmerz geheilt und bleibt immer gesund.
Hier ist auch ein französischer Sonnenhut,
Der höchst merkwürdige Wunder thut,
Die heilige Jungfrau pflegt' ihn zu tragen,
Wenn sie lustwandelte an sonnigen Tagen.
Noch eine Reliquie ist hier zu sehen,
Wodurch schon die größten Wunder geschehn:
Der Kinnbacken aller Heiligen!
Die Frommen, die sich betheiligen
Diesen Knochen zu küssen, sind allezeit
Gegen Gift und Ansteckung gefeit.

Die Interludes waren gewöhnlich sehr kurz, einaktige Possen, aus denen sich das breiter angelegte Lustspiel entwickelte,

wie aus den Moralitäten das ernstere Drama und die Tragödie.

Die älteste englische Komödie, welche wir noch besitzen: »Ralph Roister Doister«, von Nicolas Udall, datirt aus der Regierungszeit Eduards VI., und das älteste historische Drama: »Ferrex und Porrex«, wurde im Jahre 1561 aufgeführt.

Der Held der fünfaktigen Komödie »Ralph Roister Doister« ist ein verliebter Geck, der die Hand einer jungen, reichen und schönen Wittwe zu gewinnen sucht, welche schon mit einem Andern verlobt ist.

Ein Verwandter von Ralph, Merrygreek, der die Rolle eines Dieners bei ihm spielt und die lustige Person des Stückes ist, weiß dem eitlen Manne auf die drolligste Weise dermaßen zu schmeicheln, daß er, im Vertrauen auf seine eingebildete Schönheit, es unternimmt, den verlobten Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen. Nun entspinnt sich eine Reihe theils wirklich komischer, theils sehr ins Rohe streifender Scenen, wobei auch eine derbe Prügelei vorkommt, die sehr zum Nachtheil des armen Ralph ausfällt, den sein schelmischer Diener Merrygreek unter dem Vorwande, ihm beizustehen, in der allgemeinen Verwirrung selbst mit durchbläut. Obgleich Ralph beschämt abziehen muß und die schöne Dame Constanze ihrem Verlobten treu bleibt, ist dieser doch mißtrauisch geworden, da er meint, Ralph würde nicht so zudringlich gewesen sein, wenn sie ihm nicht Veranlassung dazu gegeben. Doch gelingt es ihr, sich zu rechtfertigen, und das Ganze endigt mit einer allgemeinen Versöhnung, wobei Ralph selbst zum Hochzeitsschmause geladen wird.

Um einen Begriff von dem Dialoge zu geben, führe ich ein paar Verse aus der Stelle an, wo die schöne Dame sich darüber ängstigt, das Mißtrauen ihres Geliebten erweckt zu haben:

O Gott, wie nöthig ist es heutzutage,
Daß man sich völlig tadellos betrage!
Erweckt man nur durch bloßen Schein Verdacht,
Gleich wird ein großer Lärm daraus gemacht.
Unschuldig, wie ich bin im Thun und Denken,
Muß doch mich des Geliebten Mißtrau'n kränken —
Doch Du, Herr! hilfst uns, wenn die Noth am größten,
Und wirst auch mich unschuldige Dulderin trösten!

Das historische Drama »Ferrex und Porrex«, auch »die Tragödie von Gorboduc« genannt, ist in mehr als einer Hinsicht unserer Aufmerksamkeit würdig: einmal, weil es die Mitte hält zwischen dem volksthümlichen Drama, welches komische und tragische Elemente vereint, die Handlung oft durch ganze Menschenalter fortspinnt und den Schauplatz mit den Begebenheiten wechselt — und den Nachbildungen des antiken Dramas, worin strenge Scheidung des Tragischen von dem Komischen und Beobachtung der drei Einheiten von Ort, Zeit und Handlung Gesetz bleibt. Dann ist es merkwürdig dadurch, daß es zwei Verfasser hat: Thomas Sackville und Thomas Norton, die das erste Beispiel jener Theilung der Arbeit gaben, welche später so allgemeiner Brauch wurde, daß die meisten Stücke der altenglischen Bühne von verschiedenen Dichtern herrühren. Sobald irgend eine schaurige oder merkwürdige Begebenheit das Volk bewegte, machten sich gleich zwei, drei auch vier Dichter darüber her, um möglichst schnell mit vereinten Kräften ein Drama daraus zu bilden.

Endlich wird in »Ferrex und Porrex« der erste Versuch gemacht, das monotone Reimgeklapper, worin sich bis dahin der dramatische Dialog bewegte, gänzlich abzuschütteln und fünffüßige, umgereimte Jamben (oder Blankverse, wie sie die Engländer nennen) dafür einzuführen. Durch alles Dieses ist das Stück, welches an und für sich keinen großen poetischen Werth hat, von literarhistorischer Bedeutung geworden, indem es schon alle Keime zu Dem enthält, was Marlowe's und Greene's Werke in reicher Entfaltung erschließen.

Der Inhalt der Tragödie ist kurzgefaßt folgender:

Gorboduc, ein König von Britannien, der sechshundert Jahre vor Christi Geburt regierte, theilte das Reich unter seine Söhne Ferrex und Porrex. Jeder der beiden Prinzen strebte nach der Alleinherrschaft, und so entspann sich ein langer Streit zwischen ihnen, der endlich einen blutigen Bürgerkrieg hervorrief, in welchem Porrex seinen ältern Bruder Ferrex erschlug. Ihre Mutter Videna, deren Lieblingssohn Ferrex gewesen war, rächte seinen Tod, indem sie Nachts in Porrex' Kammer drang und den Schlafenden ermordete. Das Volk, empört über diesen grausamen Mord, stand auf gegen das Herrscherhaus und tödtete den König Gorboduc sammt seiner Gemahlin Videna. Hierauf erhob sich der Adel gegen das Volk, brachte eine Armee zusammen und züchtigte die Rebellen. Nun aber stritten die vornehmsten Anführer unter einander um den Thron, da das Land ohne König und Prinzen war. Dieser Kampf, der Britannien zu einer Wüste machte, bildet den Schluß der Tragödie, welche eigentlich schon mit dem Tode des Porrex hätte enden sollen.

Jeder Akt wird durch eine Pantomime eröffnet, welche im Voraus die Dinge offenbart, die kommen sollen, und unter andern Seltsamkeiten kommen in dem Stücke auch schon Soldaten mit Feuergewehren vor.

Als Probe der Sprache führe ich eine Stelle aus der zweiten Scene des fünften Aktes an:

O Jupiter, wie thöricht ist dies Volk,
Wie ganz und gar bethört von blinder Wuth,
Daß es, uneingedenk der alten Zeit,
Davon so manches Pergament und Buch
Erzählt, welch Unheil stets Empörung weckt,
So ruchlos frevelt gegen Fürst und Thron,
Obschon es weiß aus seiner Väter Mund,
Welch grause Strafe die Empörer trifft.
Ja, und obschon es selber Schmach und Tod
Genug geseh'n bei Denen, die der Strang
Des Henkers und des Rechtes scharfes Schwert
Gestraft für Aufruhr gegen Fürst und Thron. —

Es herrscht in dieser Tragödie durchweg ein moralisirender didaktischer Ton, der kaum ein- oder zweimal von Ausbrüchen wirklichen Gefühls oder poetischer Begeisterung durchbrochen wird. Eine solche Ausnahmsscene ist die, wo Marcella den frühen Tod ihres geliebten Ferrex beklagt:

Wie oft, mein edler Prinz, erblickt' ich Dich,
Auf Deinem wilden stampfenden Rosse sitzend,
Vor dem Turnei in heller Rüstung glänzend,
Am Helm den Aermel Deiner Herrin tragend,
Ihr zu gefallen Dich in's Kampfspiel stürzend
Und starken Arm's freundlichen Feind bezwingend!
Ich sah Dich hoch zu Roß die Keule schwingen,
Sah Dich zu Fuß, das mächtige Schwert in Händen —
Ach, nie werd' ich das Alles wiedersehn!

Gleich nachher erschien ein Stück: »Julius Cäsar«, das erste bekannte Beispiel, daß ein Held aus der römischen Geschichte Stoff zu einem englischen Drama gegeben. Dann finden wir einer Tragödie: »Cambyses« von Preston und einer andern: »Romeo und Julia« von einem unbekannten Dichter Erwähnung gethan.

Seit dem Jahre 1570 mehrten sich die Tragödien, Komödien und Historien in erstaunlicher Weise. Die Stoffe hierzu wurden aus aller Herren Ländern genommen: Egypten, Aethiopien, Griechenland, Frankreich, Deutschland, besonders aber Spanien und Italien, mußten ihren Tribut an Geschichten liefern, um die Bühnen mit Dramen zu versorgen.

Eine Menge Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen vermittelte auch dem ungelehrten Publikum die Geistesschätze aller Nationen, mit welchen die Engländer außerdem durch Handel und Schifffahrt in lebhaftem Verkehr standen.

Der Eifer für das Studium der Alten war so lebhaft erwacht, daß sogar Damen am Hofe, und die Königin selbst, gründliche Kenntnisse in der lateinischen und griechischen Sprache erwarben, und eine allgemeine Bekanntschaft mit der alten

Mythologie bis in die untersten Schichten des Volkes drang. Durch die religiösen Spaltungen und Kämpfe des Jahrhunderts war in die Nation eine gewaltige Bewegung gekommen, die im Einzelnen viel Unheil erzeugte, dem geistigen Leben aber einen mächtigen und fruchtbaren Aufschwung gab, dessen segensreiche Folgen die Regierungszeit Elisabeths zur glorreichsten Periode der englischen Geschichte machten.

Bereits dreißig Jahre vor Elisabeth war eine Uebersetzung der »Andria« des Terenz im Druck erschienen, und von 1559 bis 1566 folgte eine Reihe mehr oder minder freier Uebersetzungen der Tragödien des Seneca von Jasper Heywood, dem Sohne des berühmten John Heywood, Verfasser der Interludes; ferner von Alexander Nevyle, John Studley und Thomas Newton.

Von 1568 bis 1580 wurden am englischen Hofe eine Menge neuer Komödien, Tragödien, Historien und Moralitäten aufgeführt, deren ungedruckte Texte für uns verloren sind, aber aus den überlieferten Titeln ist zu ersehen, daß der Geschmack für das Klassische und Moderne sich ungefähr das Gleichgewicht hielt, während die Moralitäten nur noch eine ganz untergeordnete Rolle spielten. Es befanden sich nämlich unter 52 Stücken (nach Collier, III. 24—25) achtzehn, deren Stoffe der antiken Sage und Geschichte entlehnt waren, einundzwanzig, welche in der neuern Geschichte und Sage wurzelten; sieben Komödien aus dem gewöhnlichen Leben und sechs Moralitäten.

Es würde mich zu weit führen, auf die noch erhaltenen Dramen eines Kyd, Edwards, Gascoigne und Anderer näher einzugehen, da sie wenig Eigenthümliches enthalten, und ich hier hauptsächlich diejenigen Dichter hervorheben möchte, welche nachweisbar Einfluß auf Shakespeare geübt.

Dies gilt zunächst von John Lilly, Shakespeare's Vorbild in der poetischen Prosa, Robert Greene, seinem Vorbilde im

Drama, und endlich von Marlowe, dem ersten großen Tragödiendichter Altenglands. Wir finden bei ihnen schon alle glänzenden Einzelheiten seiner eigenen Dichtungen,*) aber um vollendete Werke wie er zu schaffen, fehlte ihnen seine sittliche Hoheit, sein männlicher und wahrhaftiger Charakter. Denn nur aus einem harmonischen Geiste können harmonische Werke entspringen und noch hat kein wahrhaft großer Dichter gelebt, der nicht zugleich ein großer Mensch gewesen.

Die Blütezeit des englischen Dramas, welche der wuchtige Marlowe im Sturmschritt heraufgeführt und welche in Shakespeare ihren Höhepunkt erreichte, war zu glorreich, um von langer Dauer zu sein. Sie glich — wenn für die Poesie ein Gleichniß aus der politischen Geschichte erlaubt ist — den Eroberungszügen Alexanders des Großen, welche die Welt unterwarfen, ohne doch ein dauerndes Weltreich zu gründen; und deren äußere Erfolge so schnell verloren gingen wie sie gewonnen waren, während der Glanz und Ruhm des Eroberers, die mächtige Anregung die von ihm ausging, und der innere geistige Gehalt seiner Sendung unverloren blieb für die nachwachsenden Geschlechter.

Wie Philipp zu Alexander, so verhielt sich Marlowe zu Shakespeare, und wie die Feldherren, welche den großen König überlebten, sein Weltreich zerstückelt unter sich theilten, so theilten sich die Nachfolger des großen Dichters in die verschiedenen Gebiete seiner weltumfassenden Dichtung.

Es ist merkwürdig, aber wohl zu erklären, daß der Aufbau und Zerfall des poetischen Reichs, welches Marlowe und Shakespeare gegründet hatten, mit den historischen Ereignissen jener thatenreichen Zeit Hand in Hand ging. Man kann füglich den Beginn der Blütezeit des englischen Dramas an

*) Den für diese Behauptung in der ursprünglichen Vorlesung durch Anziehung von Stellen aus den Werken der genannten Dichter geführten Beweis kann ich mir hier ersparen, da inzwischen der dritte Band meines Werkes „Shakespeare's Zeitgenossen" erschienen ist, welcher Lilly, Greene und Marlowe ausführlich behandelt.

die Vernichtung der spanischen Armada knüpfen, der England seine Herrschaft über die Meere verdankte, und das Ende der kurzen Glanzperiode fällt zusammen mit den Unruhen und Bürgerkriegen, welche dem Sturze Karls I. vorhergingen.

Für große politische wie poetische Thaten tritt eben der günstigste Moment immer dann ein, wenn zwei Zeiten und Mächte, eine untergehende und eine werdende, aufeinander stoßen. Die Einen nehmen Partei für das Alte, die Andern für das Neue, und nur ein ganz großer Dichter, wie Sophokles bei den Griechen, Shakespeare bei den Engländern, vermag sich über Beides zu erheben, die berechtigten Elemente beider Parteien anzuerkennen, sie zu versöhnen und zu beherrschen.

In Shakespeare vollzog sich der poetische Abschluß des Mittelalters, durch seine historischen Dichtungen weht noch der ritterliche Geist des überwundenen Feudalstaats, während er zugleich der neuen Zeit so gerecht wurde, daß seine Werke erst jetzt, dritthalb Jahrhunderte nach seinem Tode, recht anfangen, das Gemeingut aller Gebildeten zu werden. Völlig unbegründet ist die Annahme, daß die Zeitgenossen des großen Dichters ihn schon so gut zu würdigen gewußt hätten, wie wir ihn heute würdigen; vielmehr läßt sich nachweisen, daß weniger das Große und Ewige in seinen Schöpfungen ihm den Beifall der Menge gewann, weniger das, wodurch er sich von den gleichzeitigen Dichtern unterschied, als das, worin er ihnen glich, in den Konzessionen die er dem Geschmack des Publikums machte. Wäre dem anders, so würden nicht seine minder begabten Nachahmer ihn so schnell in der Gunst des Publikums überflügelt haben und würden nicht gerade diejenigen ihrer Dramen, welche dem geläuterten Geschmack am verwerflichsten erscheinen, damals die gefeiertsten gewesen sein.

Der Wurm des Verderbens lag schon in der Knospe des englischen Dramas und nur daraus erklärt sich die sonst völlig räthselhafte Erscheinung, daß seine Blüte eine so über-

aus kurze war. Eine Menge günstiger Umstände hatte zusammengewirkt, sein rasches Aufblühen zu fördern; die Hauptursache ist jedoch in den Wirkungen der Reformation zu suchen. Während der Zeiten des Ritterthums befand sich die Literatur vorzugsweise in den Händen der vornehmern Klassen und der geistlichen Orden; durch die Reformation wurde Jedem der Weg zur literarischen Arena gebahnt. Schon die Uebersetzung der Bibel war von unermeßlichem Einfluß auf die Entwickelung der Literatur, da sie Allen gleichzeitig die reinsten Quellen der Weisheit und Poesie erschloß. Es geht aus den Werken fast aller Dichter aus der Blütezeit des englischen Theaters hervor, daß die Bibel eine Hauptquelle ihrer Begeisterung war. Durch die Reformation, verbunden mit der Wiederbelebung der Schätze des klassischen Alterthums, wurde die Saat in den fruchtbaren Acker Altenglands gestreut, welche in den Tagen Elisabeths und Jakobs in so reicher Ernte aufging.

Dazu kam, von Seiten des Volks, eine noch kritiklose, frische poetische Empfänglichkeit, ein noch ungezügelter Enthusiasmus, und auch ein Aberglaube, den die Dichter nicht theilten, der ihnen aber sehr in die Hände arbeitete. Es ist nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß der Shakespeare eines aufgeklärten, philosophischen Zeitalters wahrscheinlich seine Hexenscenen in Macbeth nicht geschrieben haben würde.

Während die dramatischen Dichter der Franzosen sich nach den mißverstandenen Mustern der Alten bildeten und in kaltem Formalismus verloren, griffen die englischen Poeten kühn ins menschliche Herz, seine Geheimnisse nach allen Seiten erschließend und in charakteristischen Gestalten offenbarend. Die Philosophie fiel bei ihnen mit der Poesie zusammen und wirkte in dieser konkreten Fassung nur um so mächtiger. Das gilt im Großen und Allgemeinen und vorzugsweise in Bezug auf Shakespeare, während wir bei den andern Dichtern jener Zeit häufig Dinge finden, welche darzustellen heute geradezu un-

möglich wäre und welche uns so abstoßend und roh erscheinen, daß sie uns — ohne Kenntniß der Ursachen ihres Entstehens — leicht das Ganze verleiden könnten. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß die Dichter damals lediglich für die Bühne schrieben, daß diese meistens nur von Leuten aus den untersten Schichten und aus dem Mittelstande besucht wurde, die an Rohheiten und Ungeheuerlichkeiten Gefallen fanden, welche uns heutzutage unbegreiflich erscheinen. Es liegen uns ausdrückliche Zeugnisse vor, daß die besseren Dichter den rohen Anmuthungen des Publikums nur mit innerstem Widerstreben sich fügten, aber nachgeben mußten, wenn sie ein volles Haus machen wollten. Das Theater war eben in England kein Hof- oder Nationalinstitut, sondern ein Volkstheater, mit allen Vorzügen und Nachtheilen eines solchen. Von einem Verkehr, wie Ludwig XIV. mit den hervorragenden Dichtern und Künstlern seiner Zeit unterhielt, war am Hofe Elisabeths niemals die Rede. Zwar hatte die jungfräuliche Königin entschieden poetische Bedürfnisse und Neigungen und versuchte selbst hin und wieder ihre geheimsten Gedanken und Gefühle in Versen auszusprechen, allein ihres persönlichen Umgangs wurden nur die den höchsten Ständen angehörenden poetischen Dilettanten gewürdigt, welche an ihrem Hofe lebten und so viele Lieder zum Preise ihrer Schönheit und Weisheit dichteten, daß sich ein äußerlich ganz stattliches Werk daraus zusammenstellen ließe.

Von den großen dramatischen Dichtern, welche ihrer Regierung unsterblichen Glanz verliehen, war noch keiner geboren, als Elisabeth den Thron bestieg. Sie hat das Theater vom Puppenspiele an bis zur höchsten Blüte der Vollkommenheit sich entwickeln sehen, ohne die dramatische Kunst irgendwie thätig zu fördern oder zu unterstützen. Ihr einziges Verdienst bestand darin, ihr keine Hindernisse in den Weg zu legen und durch öftern Theaterbesuch dem hochmüthigen Adel

mit gutem Beispiel voranzugehen. Erst eilf Jahre nach ihrer Thronbesteigung wurde die erste stehende Bühne errichtet, und zwar mußte das außerhalb des eigentlichen Bereichs der Stadt geschehen, an einem Orte, der nicht unter der Jurisdiktion des Lord-Mayor stand, welcher die Schauspieler als unehrbare Leute aus London verwiesen hatte und sammt der hochachtbaren Korporation der City ihr unversöhnlicher Gegner war und blieb. Der Opposition dieser ehrenwerthen Männer gegen das »unheilige Theaterwesen« schlossen sich alle respektabeln Bürger an, welche ihren Respektabilitätsbegriff nach äußeren Beziehungen regelten.

So hatten denn die armen dramatischen Dichter, welche meist zugleich Schauspieler waren, von vornherein mit allerlei Mißgunst und Unbill zu kämpfen und nahmen in der bürgerlichen Gesellschaft eine ganz vereinsamte Stellung ein. Man ließ sich von ihnen unterhalten gegen ein billiges Eintrittsgeld, allein dabei hatte es sein Bewenden. Die Hervorragendsten unter ihnen schätzten sich glücklich, wenn sie irgend einem aristokratischen Gönner oder Kunstenthusiasten ihre Werke dediziren durften und eine Vergütung dafür empfingen. Ein intimer Verkehr solcher Gönner mit den Dichtern und Schauspielern kam nur in seltenen Ausnahmsfällen vor.

Will man einen Vergleich ziehen zwischen den Bühnenzuständen der damaligen Zeit und der Gegenwart, so darf man die äußere Stellung, welche das altenglische Theater im Ansehn der Gesellschaft einnahm, nicht höher anschlagen als diejenige, welche heutzutage unsere Vorstadtbühnen einnehmen. So wenig diese eigentliche Sammelplätze der guten Gesellschaft sind, obgleich sie sehr häufig Besucher aus allen Ständen, bis in die höchsten Regionen hinauf, an sich locken, so wenig waren es jene, obgleich die Königin und andere hohe Personen sie häufig besuchten.

War die Königin nicht zugegen, so herrschte vor und während der Vorstellung unter den Zuschauern das bunteste

Treiben. Die jungen Stutzer aus den höheren Ständen trugen ihre Verachtung gegen das gewöhnliche Publikum förmlich zur Schau, indem sie ihre Stühle auf die Bühne bringen ließen, oder sich dort zu beiden Seiten auf Binsenmatten ausstreckten, ihre Pfeifen rauchten, Wein tranken und Karten spielten. Benahmen sie sich zu störend, so wurde wohl mit Aepfeln und faulen Eiern nach ihnen geworfen, allein der größere Theil des Publikums folgte bald ihrem Beispiele und suchte sich in ähnlicher Weise für sein Geld die Zeit zu vertreiben. Bier, Wein, Obst und Taback war immer im Theater zu haben. Es soll zuweilen vorgekommen sein, daß man vor Tabacksqualm die Schauspieler nicht sehen, und vor Nüsseknacken kein Wort verstehen konnte.

Die Stelle unserer heutigen Hofbühnen wurde damals vertreten durch die Privattheater der Großen, welche schon lange vor und lange nach der Errichtung der öffentlichen Bühnen bestanden und auf welchen, in geschlossenen Kreisen, oft Herren und Damen aus den höchsten Ständen mitwirkten, während in den öffentlichen Theatern alle Frauenrollen, ohne Ausnahme, von Knaben oder Männern gegeben wurden.

Die Schauspielertruppen bestanden anfangs gemeiniglich nur aus vier Personen, wovon jede mehrere Rollen übernehmen mußte. Im Jahre 1583 wählte Elisabeth zwölf der vorzüglichsten Schauspieler aus verschiedenen, von den Edelleuten unterhaltenen Gesellschaften, die der Königin Livree trugen und »Ihrer Majestät Diener« genannt wurden. Diese Schauspieler hatten gegen eine geringe Besoldung (die bestbezahlten erhielten kaum 3½ Pfd. St. jährlich) die Verpflichtung, bei besondern Gelegenheiten im Palaste der Königin zu spielen, und sie standen, gleichwie die sogenannten »Knaben der Kapelle« unter dem Befehl des Master of the Revels, der zugleich die Censur über alle aufzuführenden Dramen ausübte.

Aus den Knaben der Kapelle, die gewöhnlich damit an-

fingen, Frauenrollen zu spielen, rekrutirten sich später auch die andern Theater. Außerdem hatte jeder Schauspieler noch seinen Lehrling, der meist jugendliche Rollen spielte und wöchentlich 4 bis 6 Sh. Gehalt bekam, während die Einnahme der Schauspieler selbst sich nach ihrer Stellung zum Theater richtete. Sie zerfielen in Theilnehmer und Miethlinge (Sharers und Hirelings); die Erstern waren unmittelbar betheiligt am Gewinn, die Letztern erhielten eine bestimmte Gage. Die Einnahme für jede Vorstellung wurde nämlich, nach Abzug der Tageskosten, in vierzig gleiche Theile getheilt, wovon die Eigenthümer des Theaters funfzehn Theile erhielten und die Schauspieler zweiundzwanzig, während der Rest zum Ankauf neuer Dramen bestimmt war.

Die Zuschauer wurden durch Trompetengeschmetter und lauten Ausruf herbeigelockt; eine auf der höchsten Spitze des Theaters entfaltete Fahne verkündete, daß die Vorstellung beginnen werde. Der überall angeschlagene Zettel enthielt nur den Titel des Stücks, ohne Verzeichniß der Personen und Schauspieler.

Schon im Jahre 1583 klagt ein eifriger Puritaner, John Field, in seinen »Ermahnungen zu einem gottseligen Wandel« (Godly Exhortations) folgendermaßen über die Anziehungskraft der Theater: »Diesen Flaggen des Trotzes gegen Gott, und den Trompeten die geblasen werden, eine solche Gesellschaft zusammenzubringen, wird es eher gelingen öffentliche Orte zu füllen, als es das Predigen des heiligen Gotteswortes vermag.«

Je heftiger im Laufe der Zeit die von den Puritanern und Rundköpfen ausgehende Opposition wurde, desto mehr nahmen sich die jungen vergnügungssüchtigen Kavaliere des Theaters an, wo nur die Extreme der Gesellschaft den Ton angaben. Es bedurfte starker Reizmittel, die Aufmerksamkeit eines solchen Publikums zu fesseln, an welchem die griechischen Tragödien,

deren damals verschiedene in der griechischen Uebersetzung aufgeführt wurden, fast spurlos vorübergingen. Dagegen konnte der Dichter diesem Publikum, dessen Phantasie durch die Mirakelspiele und Moralitäten, welche oft Ereignisse von Jahrhunderten in wenigen Stunden abspannen, an das Wunderlichste und Ungeheuerlichste gewöhnt war, auch die stärksten Zumuthungen machen in Bezug auf selbstthätige Ergänzung des in dürftiger Form mangelhaft Gebotenen. War das Publikum nur in der Hauptsache gepackt, so ließ es sich durch nebensächliche Unzulänglichkeiten nicht aus der Stimmung bringen.

Ein Glück war es unter solchen Umständen, daß sich von vornherein Dichter von hoher Begabung und klassischer Bildung der englischen Volksbühne bemächtigten und mit künstlerischem Bewußtsein einen Stil schufen, der für ihre Nachfolger maßgebend blieb, so daß alle dramatischen Dichtungen jener Zeit, wie mannigfaltig und verschiedenartig ihr Gehalt auch sein mochte, in der Form eine überraschende Aehnlichkeit haben, welche es oft schwer macht, ihre Verfasser zu unterscheiden, zumal manches Drama zwei, drei und oft noch mehr gemeinschaftliche Verfasser hatte.

In Betreff des Inhalts dieser Dramen zeigte sich aber schon nach kurzer Blütezeit ein so tiefer sittlicher Verfall und Ungeschmack, daß die meisten damaligen Zugstücke für uns fast ungenießbar erscheinen, ja daß uns manche schon durch ihre (in heutiger Damengesellschaft unaussprechlichen) Titel abschrecken.

Die Verwilderung und sittliche Begriffsverwirrung der Dichter ging mit der des Publikums Hand in Hand und dies führt uns zu der im Eingange gemachten Bemerkung zurück, daß der Wurm des Verderbens schon in der Knospe des englischen Dramas lag.

Von vornherein war das Interesse am Stoff überwiegend und die strengeren Forderungen der Kunst traten mehr und mehr in den Hintergrund. Es gab noch keine ästhetische Kritik,

um den ungestümen Schaffensdrang der Dichter zu zügeln und in die rechten Bahnen zu leiten. Das Theater stand nicht hoch genug im Ansehn, um als eine nationale Bildungsanstalt gewürdigt zu werden; die gedrückte Stellung der Schauspieldichter wirkte nachtheilig auf ihr Schaffen wie auf ihren Charakter ein; da sie nach außen keinen Halt hatten, verloren sie auch den inneren Halt, und der Beifall der Menge, die einzige Quelle ihrer Anregung und Belohnung, wurde zugleich die Quelle ihres Verderbens.

Nur der einzige Shakespeare behielt, trotz aller Ungunst der Verhältnisse, immer die höchsten Ziele der Kunst im Auge. Die Konzessionen welche er dem Publikum machte, bestanden in unwesentlichen Einzelheiten, die eben so gut hätten wegbleiben können, ohne dem ewigen Werthe seiner Dichtungen zu schaden. Aber was bei ihm Ausnahme war, wurde bei seinen Nachfolgern zur Regel, und die geniale Freiheit, mit welcher er die überkommene Form erweiterte und seinen Zwecken dienstbar machte, artete bei seinen Nachfolgern in Zügellosigkeit aus, so daß unter ihnen der Einfluß, den das Theater auf das Publikum übte, ebenso schlecht war als der, den es von ihm erlitt. Das Schauspiel endigte damit die Vorwürfe zu verdienen, welche Anfangs seine Gegner ungerechterweise dagegen erhoben hatten.

Besonders seit dem Regierungsantritt Karls I. nahm die Opposition gegen das Theater einen bedrohlichen Charakter an, der mehr und mehr in das konfessionelle Gebiet hinüberspielte. Die katholische Königin Henriette begünstigte das Schauspiel und liebte es, sich selbst auf ihrem Privattheater als Schauspielerin zu zeigen. So geschah es, daß den Puritanern die Anhänger des Theaters und der Königin zugleich als Anhänger der katholischen Partei galten.

Im Jahre 1633 erschien ein, großes Aufsehen erregendes Werk von Prynne, welches unter dem Titel »Histriomastix«,

d. i. die Geißel der Schauspieler, in leidenschaftlichster Weise gegen das Theaterwesen zu Felde zog und alle Schauspieler als Diener des Teufels verdammte. Da das Buch auch die Schauspielerinnen (deren es bekanntlich auf der Volksbühne keine gab) sammt und sonders als verworfene Geschöpfe bezeichnete und diese Stelle auf die Königin bezogen wurde, welche zufällig gerade einen Tag vor dem Erscheinen des »Histriomastix« selbst in einem Stücke in Somerset-House aufgetreten war, so hatte der fanatische Verfasser schwer für seine Angriffe zu büßen, indem man ihn zweimal an den Pranger stellte, ihm beide Ohren abschnitt, ihn zu einer Geldstrafe von 5000 Pfd. St. verurtheilte, seiner Titel und Würden beraubte und endlich Zeitlebens einkerkerte.

Es ist demnach nicht zu verwundern, daß die Puritaner, sobald sie ans Ruder kamen, allem Theaterwesen mit Einem Schlage ein Ende machten, und bei näherer Kenntniß der Sachlage muß man gestehen, daß dieser Akt nur der äußere Abschluß eines innerlich schon vollzogenen Verwesungsprozesses war.

* * *

Aus der Betrachtung des Entwickelungsganges der altenglischen Bühnendichtung ergeben sich eine Menge Züge zum besseren Verständnisse Shakespeare's, aber man muß eingestehen, daß das Beste und Höchste in ihm dadurch nicht erklärt wird, sondern nur um so unbegreiflicher erscheint. Je sorgfältiger wir den Spuren seines Wachsthums nachgehen, je näher wir den Boden prüfen aus welchem er seine Nahrung gezogen, desto wunderbarer steht er vor uns in seiner einsamen Größe.

Das russische Theater
in seiner socialen Bedeutung.

Bekanntlich ist alle Kunst, und so auch die dramatische, religiösen Ursprungs. Bei den Griechen waren es die Dionysosfeste, aus deren Feier sowohl Tragödie als Komödie hervorging, während bei den christlichen Völkern das geistliche Schauspiel vorzüglich aus der Oster- und Weihnachtsfeier sich entwickelte.

Durch die vollendete Kunstform, in welche das griechische Drama gleich bei seinem Entstehen hineinwuchs, sowie durch die strenge Scheidung des Tragischen vom Komischen und endlich durch die glückliche Fügung, daß die drei größten tragischen Dichter des Alterthums, Äschylos, Sophokles und Euripides unmittelbar auf einander folgten, bewahrte das altgriechische Theater länger als irgend ein anderes den Charakter religiöser Ergebenheit, der ihm von vornherein sein weihevolles Gepräge gab. Aber als sein Verfall eintrat, hat es sich auch niemals wieder daraus erhoben, wie wir überhaupt von keinem Volke wissen, unter welchem die Wunderblume der dramatischen Poesie zweimal in voller Pracht geblüht hätte. Allein wenn sie in einem Lande verwelkte, so erneute sie sich, durch den Samen, den sie trug, in einem anderen Lande auf jungfräulichem Boden.

Während die Kirchenväter und ältesten christlichen Lehrer mit Recht und Fug die rohen Auswüchse und lüsternen Schaustellungen der entarteten griechischen und römischen Bühne

bekämpften, bildeten sich schon im Schoße der neuen Kirche selbst Elemente des Dramatischen, die nur der weiteren Ausbildung harrten, um dem Volke das Verlorene zu ersetzen. Der Gottesdienst war eine symbolisch-liturgische Darstellung des Erlösungswerkes und aus den darin gebotenen dramatischen Keimen entwickelten sich die späteren Mysterien, Passionsspiele und Moralitäten, denen sehr bald profane Mummereien und mimische Spiele zur Seite traten, wie sich denn auch viele dramatische Elemente aus der altnordischen Mythologie in das christliche Frankreich, Deutschland und England herüberretteten, wo sie bis zum heutigen Tage unter dem Volke fortwachsen.

Die seit uralter Zeit gefeierten Rauhnächte und Lostage (d. i. das Julfest oder die Zeit der Sonnenwende) waren reich an dramatischen Spielen, wovon sich noch Spuren genug in Deutschland und England finden. Wie das heidnische Julfest in christlicher Zeit zum Weihnachtsfeste wurde, so wurde der Tannenbaum mit seinen vergoldeten Aepfeln und Nüssen, die einst als Fruchtopfer dem Gotte Wuotan galten, eine Spende für die Kinder des Hauses. Und von den einst zu Ehren des Gottes aufgeführten Tänzen und Spielen hat sich besonders der Schwert- oder Riesentanz und das damit zusammenhängende Spiel vom Drachentödter bis heute unter dem englischen Volke erhalten. Der Drache erscheint als Sinnbild des Winters; mit ihm kämpft der junge Frühlingsgott, bis er ihn überwunden. Sein Sieg ist der Sieg der Sonne über den Winterhimmel.

Wie weit das Theater nun auch in seiner mannigfaltigen Entwickelung bei den Völkern romanischer und germanischer Zunge sich von der Kirche entfernte, ja ihr sogar häufig — besonders in Deutschland und England — feindlich entgegentrat: ganz verleugnen konnte es seinen Ursprung nie; unabhängig von den Hof- und Stadtbühnen erhielt sich im Volke — wenn auch nur an wenigen Orten — der alte

dramatische Kultus, wie wir denn erst vor Kurzem wieder in den neuesten Aufführungen des Passionsspiels in Oberammergau ein merkwürdiges Zeugniß von der unzerstörbar religiösen Natur der Schauspielkunst gesehen haben.

Ein solcher ursprünglicher Zusammenhang zwischen Kirche und Bühne, wie er in Frankreich, Spanien, England, Italien und Deutschland nachzuweisen ist, hat in Rußland nie bestanden. In diesem merkwürdigen Lande, welches, trotz der unleugbar reichen Begabung des Volks, bisher noch in keiner Kunst sich selbstschöpferisch gezeigt hat, ist auch die Schauspielkunst nicht aus dem Volke hervorgegangen, sondern hat sich erst vom Petersburger Hofe aus durch fremde Künstler unter das Volk verbreitet.

Ich darf hier nicht unerwähnt lassen, daß verschiedene russische Literarhistoriker diese Thatsache bestreiten und die Anfänge des russischen Theaters auf die Kirche und das Volk zurückführen, indem sie nachweisen, daß schon im 17. Jahrhundert geistliche Schauspiele oder Mysterien in Kiew aufgeführt wurden, von dort aus sich durch die Ukraine verbreiteten und bald auch in Moskau ähnliche Darstellungen hervorriefen.

Allein es ist dabei zu bemerken, daß diese in Kiew aufgeführten Mysterien polnischen Ursprungs waren, in polnischer Sprache geschrieben, von polnischen Studenten dargestellt und auf den engen Bereich der Klostermauern beschränkt, woraus sich ergiebt, daß sie nicht der griechisch-russischen, sondern der römischen Kirche entsprungen sind und nicht der russischen, sondern der polnischen Literatur angehören, welche sich von jener wesentlich unterscheidet. Und was ihre in Moskau dargestellten Nachahmungen anbelangt, welche von dem Mönche Simeon Polotzky herrühren, so wurden dieselben in der, nur den Gelehrten verständlichen slavonischen Kirchensprache geschrieben und sind dem Volke bis heute ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Dasselbe gilt von den Mysterien eines anderen

geistlichen Dichters: Dimitry, der als Metropolit von Rostow seine Heiligengeschichten in dem dortigen Seminarium aufführen ließ und später selbst unter die Heiligen versetzt wurde. An der Entwickelung des russischen Theaters, welches ganz unter ausländischen Einflüssen entstand, haben diese Stücke nicht den geringsten Antheil gehabt.

Die ersten in Rußland aufgetretenen Schauspieler waren Deutsche, welche der Zar Alexéi Michailowitsch nach Moskau kommen ließ, um sich an ihren Darstellungen zu ergötzen. Das erste nicht-geistliche Stück wurde in den Gemächern der Zarin Sophie Alexejewna von den Damen und Herren ihres Hofes aufgeführt; dieses war — sehr bezeichnend für den Gang, welchen die dramatische Literatur Rußlands nehmen sollte — Molière's »Arzt wider Willen«.

Unter der Regierung Peters I. kamen verschiedene deutsche Schauspielertruppen nach Petersburg und Moskau, aber der Kaiser nahm keine Notiz davon, obgleich er sich während seines Aufenthalts in Paris für das dortige Theater so begeistert hatte, daß er dem berühmten Schauspieler Baron einen Ehrendegen schenkte. Am russischen Hofe begannen wirkliche theatralische Vorstellungen erst mit der Thronbesteigung der Kaiserin Anna Iwanowna (1730), welche eine deutsche, eine französische und eine italienische Truppe nach Petersburg berief und dieselben abwechselnd in ihrem Palaste spielen ließ, wozu jedoch natürlich nur ein kleiner, auserlesener Kreis von Zuschauern eingeladen wurde.

Als die Kaiserin Elisabeth den Thron bestieg, wurde die bis dahin bei Hofe herrschende deutsche Sprache durch die französische verdrängt und die ersten dramatischen Versuche russischer Dichter entstanden ganz nach französischem Zuschnitte und Muster. In den Vorstellungen der fremden Schauspielertruppen am Hofe hatten die Kadetten als Choristen, oder beim Ballet, auch wohl sonst in kleineren Rollen häufig mitwirken müssen.

Dadurch war der Nachahmungseifer in ihnen rege geworden und sie versuchten bald, auf eigene Faust, unter sich, Stücke aufzuführen. So geschah es, daß i. J. 1750 die erste in russischer Sprache geschriebene Tragödie »Chorew« von Sumarokoff — der deshalb der Vater der russischen Bühne genannt wird — zum Erstenmale im Kadettenhause zur Darstellung kam, wo sie bei den militairischen Zuhörern unerhörten Beifall fand. Die Kaiserin ließ das Stück auf ihrer Hofbühne wiederholen und war so entzückt von dem Talent des Dichters und der Darsteller, daß sie Sumarokoff durch ehrenvolle Auszeichnung und reiche Geschenke zu weiteren Schöpfungen aufmunterte und die Darstellungen im Kadettenhause fortan persönlich leitete.

Sie war nicht nur regelmäßig bei den Aufführungen, sondern auch bei allen Proben zugegen und überwachte mit besonderer Sorgfalt die Toilette derjenigen jungen Leute, welche Frauenrollen darzustellen hatten. (Es wird erzählt, daß bei diesen theatralischen Uebungen ein talentvoller junger Mann, Namens Beketoff, in so hohem Grade die Gunst der Kaiserin zu gewinnen wußte, daß sie ihn in kurzer Frist zum Range eines Generallieutenants erhob. Nun hatte die Kaiserin aber einen älteren Günstling, Namens Schuwaloff, dessen Gattin, eifersüchtig auf den Einfluß welchen Beketoff gewonnen, diesem auf der Probe eine giftige Beitze statt der Schminke reichte und sein schönes Gesicht dadurch so entstellte, daß er wirklich darüber die Gunst der Kaiserin verlor und als Gouverneur nach Astrachan geschickt wurde.)

Als der erste namhafte russische Schauspieler wird Wolkoff genannt, ein junger Kaufmann aus Rostow, der bei längerem Aufenthalte in Petersburg Gelegenheit gefunden hatte, den dortigen theatralischen Aufführungen beizuwohnen und sich solchergestalt davon begeistert fühlte, daß er nach seiner Rückkehr in Rostow eine eigene Bühne gründete, die bald solchen Ruf

gewann, daß ihn die Kaiserin mit seiner kleinen, von ihm selbst gebildeten Truppe nach Petersburg kommen ließ, wo im Jahre 1756 das russische Hoftheater errichtet wurde, dessen Direktor Sumarokoff und dessen erster Schauspieler Feodor Wolkoff war.

Die für das Theater begeisterte Kaiserin verwandte große Summen darauf, ihre Schauspieler durch Ausländer wissenschaftlich und künstlerisch ausbilden zu lassen, und ihr gutes Beispiel blieb für ihre Nachfolger maßgebend, so daß in dieser Beziehung der russische Hof allen anderen Höfen den Rang abgelaufen hat.

Unter den aufgeführten Stücken standen in erster Reihe die Tragödien Sumarokoffs und Uebersetzungen Racine's, Corneille's und Molière's, wovon jene nur matte Kopieen waren. Doch läßt sich die begeisterte Aufnahme, die sie fanden, Zeit und Umstände in Betracht gezogen, sehr wohl begreifen und jedenfalls konnten die russischen Dichter damals, wo für sie die Schätze der englischen und spanischen Bühne noch nicht gehoben waren, keine besseren Führer wählen, als die Franzosen.

Glücklicher als in der Tragödie war Sumarokoff im Lustspiel, wo er mehr aus dem wirklichen Leben schöpfen konnte, wie denn überhaupt das Eigenthümlichste und Bedeutendste, was die russische Bühne seit ihrem jetzt hundertjährigen Bestehen hervorgebracht, dem Gebiete des Lustspiels angehört, weshalb wir auf dieses vorwiegend unsere Aufmerksamkeit zu richten haben.

Eine Continuität der Entwickelung, wie wir solche bei allen anderen Kulturvölkern finden, läßt sich in Rußland auf keinem Gebiete der Kunst und Wissenschaft nachweisen; Alles ging und geht hier sprungweise vorwärts. Dies erklärt sich daraus, daß, abgesehen von der rein lyrischen Volkspoesie, alle Geisteserzeugnisse fast ausschließlich von den höheren Ständen ausgingen, welche nicht im Volke wurzelten, ihre Bildung lediglich aus der Fremde holten und deshalb nichts Volksthümliches schaffen konnten.

Diese Scheidung des bloß nach fremdländischen Mustern gebildeten Adels von dem ganz ungebildeten Volke erklärt Vieles in der russischen Literatur, was sonst unerklärlich wäre. So finden wir z. B. die höchst merkwürdige, bei keinem andern Volke vorkommende Erscheinung, daß in Rußland die Kunstpoesie mit der Satire begann und daß bis zu diesem Tage alle besseren Erzeugnisse der russischen Poesie satirischer Natur sind.

Der reiche Adel des Landes, in den Anschauungen des Westens und besonders Frankreichs gebildet und aufgewachsen, mußte natürlich in seinem Kontakt mit den heimatlichen Zuständen auf allerlei Ungeheuerlichkeiten stoßen, welche seinen verfeinerten Geschmack beleidigten, oder seinen Spott herausforderten. So geschah es denn, daß die poetischen Talente, welche sich unter der Aristokratie aufthaten, ihr Augenmerk vornehmlich auf wunderliche Aeußerlichkeiten und verschrobene Erscheinungen ihres Landes richteten und ihre Kunst daran übten, da ihnen zu tieferen Schöpfungen nicht bloß Ernst und Ausdauer, sondern auch eine volksthümliche Basis, ja, alles Verständniß für die Poesie des Volkslebens fehlte.

Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die Schätze zu heben, welche das russische Volksleben in mannigfaltiger Fülle bietet. Zugleich ist die ungeheure Kluft, welche früher das Volk vom Adel trennte, merklich kleiner geworden; die Bildung beginnt auch in den unteren Klassen Eingang zu finden und es haben sich aus dem Volke schon Dichter hervorgethan, welche den aristokratischen Poeten an Talent nicht nachstehen und sie an Frische und Innigkeit des Gefühls übertreffen.

Dabei ist jedoch der satirische Zug, den ich vorhin als charakteristisch erwähnte, immer vorherrschend geblieben, weil jedes klarblickende Dichterauge, auch ohne durch abendländische Anschauungen gebildet und verwöhnt zu sein, in Rußland überall auf absonderliche Erscheinungen stößt, die den Spott

herausfordern. Denn in Rußland ist der ganze Zuschnitt des Staates und der Gesellschaft nicht auf naturgemäße Weise aus den Bedürfnissen des Volkes erwachsen, sondern durch Zwangsmittel von oben herab nach fremdländischem Muster willkürlich geschaffen und dem Volke aufgedrungen. Offen dagegen anzukämpfen würde die schlimmsten Strafen zur Folge gehabt haben; es blieb den freieren patriotischen Geistern nichts übrig, als ihren Kampf mit poetischen Waffen zu führen, das Wirkliche im Gewande der Fabel zu zeigen und es so dem Spotte des Volks preiszugeben.

Der Dienstadel, getragen von 14 Rangstufen, nach welchen die russische Gesellschaft — abgesehen von dem Adel der Geburt, des Geistes und der Gesinnung — sich gliedert, erzeugte in seiner frühen Entartung eine Menge höchst wunderlicher Zustände und Menschen, gegen welche die Dichter mit Witz und sittlicher Entrüstung ihre Angriffe richteten und den Beifall aller Besseren und Gebildeteren ihres Volkes dafür ernteten.

So ist besonders in neuerer Zeit der Inhalt des russischen Dramas vorwiegend socialer Natur geworden und diese bildet seine Eigenthümlichkeit, wodurch es sich auf das Bestimmteste von den dramatischen Erzeugnissen anderer Völker unterscheidet, wie später an einigen hervorragenden Beispielen veranschaulicht werden soll.

Hier galt es nur zuvor festzustellen, daß wirklich etwas Eigenthümliches in der dramatischen Literatur Rußlands besteht und daß dieses erst der neueren Zeit angehört.

Wenn daher die Anfänge des russischen Theaters um ein Jahrhundert zurückdatirt werden, so ist damit nur die Zeit bestimmt, wo zuerst eine stehende Bühne in Rußland gegründet wurde, auf welcher man fortwährend Stücke in russischer Sprache darstellen ließ, ohne daß dadurch der russische Geist in eigenthümlicher und energischer Weise sich offenbart hätte, weil dazu

früher nicht allein alle volksthümliche Grundlage fehlte, sondern auch von oben herab jede freiere Entfaltung unmöglich gemacht war.

Nach diesen, den Kern der Sache berührenden Erläuterungen kann ich mich beim Wiederanknüpfen des chronologischen Fadens in der Anführung der einzelnen Dichter und ihrer Werke um so kürzer fassen.

Unter Katharina II. nahm die russische Bühne, besonders in Bezug auf Schauspielkunst, einen bedeutenden Aufschwung. Dmitrewsky, der Nachfolger Wolkoffs, wurde von der Kaiserin zu seiner künstlerischen Vervollkommnung nach England geschickt, wo er Garrick und andere berühmte Schauspieler kennen lernte, die sein Talent sehr hoch stellten.

Geboren in einem Jahrhundert, wo die Literatur die herrschende Macht in Europa war, betrachtete Katharina das Theater als ein Mittel zur Volksbildung. Sie errichtete eine neue, großartige Bühne, das sogenannte »steinerne Theater«, welches eine ungeheure Menge von Zuschauern faßte, so daß der Eintrittspreis zu Gunsten des Volks bedeutend ermäßigt werden konnte. Außerdem ließ sie, als Muster für die russischen Darsteller, die besten italienischen, französischen und deutschen Truppen nach Petersburg kommen und auf ihrem Hoftheater mußten die vornehmsten Damen und Herren ihrer Umgebung mitspielen, ja sogar am Ballete theilnehmen. Die Kaiserin selbst verfaßte mehrere Lustspiele, und begabte Damen ihres Hofs — wie z. B. die berühmte Fürstin Daschkoff — thaten auf ihren Wunsch desgleichen.

Auch entstanden unter Katharina's Regierung eine Menge Tragödien, welche jedoch alle, ohne Ausnahme, nur matte Nachahmungen französischer Muster waren. Der vornehmste Nachfolger Sumarokoffs als Tragödiendichter war sein Schwiegersohn Knäschnin, der sich besonders den älteren Crébillon zum Vorbild nahm, während Katharina sich lieber in Nachahmungen Shake-

speare's versuchte und unter anderen Stücken auch seine »lustigen Weiber von Windsor« übersetzte. Diese führen uns zum russischen Lustspiel zurück, dessen bedeutendster Vertreter damals von Wisin war, ein alter Hofmann, der seine Bildung auf der Universität zu Moskau erhalten hatte und im Ministerium der Auswärtigen als Sekretair des Grafen Panin diente. Die Satire dieses Dichters zeichnet die wunderlichen Erscheinungen, welche die französische Bildung des vorigen Jahrhunderts im Kontakt mit dem Altrussenthum erzeugte. Sein beliebtestes Stück war Nedorossl, ein schwer zu übersetzender Titel, der im Deutschen nur andeutungsweise durch »das Muttersöhnchen« wiedergegeben werden kann. Ein früheres Stück von Wisins: »der Brigadier« hatte weniger Werth als »das Muttersöhnchen«, das sich bis in die jüngste Zeit auf der Bühne gehalten hat.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts trat ein neuer Tragödiendichter, Oseroff, auf, dessen »Ödipus in Athen« besonders dadurch die Gunst des Publikums gewann, daß eine Schauspielerin ersten Ranges, die hochbegabte Semenowa, ihre glänzende Laufbahn mit der Rolle der Antigone begann.

Oseroffs Nachfolger war der noch lebende, sehr fruchtbare Kukolnik, der für Rußland ungefähr dasselbe ist, was für Deutschland Raupach war.

Als Verfasser gern gesehener und wirksamer Schauspiele verdient unter den Neueren besonders Polewoi genannt zu werden, der sich außerdem durch gute Uebersetzungen Shakespeare'scher Stücke ein großes Verdienst um die Bühne erworben.

Im Jahre 1806 erschienen von dem berühmten Fabeldichter Kryloff zwei Lustspiele »der Modeladen« und die »Lektion für Töchter«, welche beide viel Beifall fanden und verdienten.

Chmelnitzky bereicherte die Bühne durch geschmackvolle Uebersetzungen, zeigte aber auch in einigen Originalstücken, daß er von den französischen Lustspieldichtern viel gelernt hatte.

Er zeichnet sich besonders durch einen anmuthigen und gewandten Dialog aus.

Andere Talente von minderem Belang überspringend, gehen wir jetzt gleich zu dem bedeutendsten russischen Lustspieldichter, Gribojédoff, über, um aus der Analyse seines Hauptwerks die eigenthümliche Bedeutung der russischen Komödie näher kennen zu lernen.

Gribojédoff, im Jahre 1794 in Moskau geboren, trat nach einer sorgfältigen Ausbildung, die ihn sowohl mit den alten wie mit den neueren Sprachen vertraut machte, früh ins Militair ein, diente dann im auswärtigen Ministerium und wurde als Gesandter am persischen Hofe im Jahre 1829 — noch nicht 35 Jahre alt — zugleich mit allen damals in Teheran wohnenden Russen bei einem Volksauflaufe ermordet.

Nachdem er sich schon früher durch dichterische Arbeiten vortheilhaft bekannt gemacht hatte, verfaßte er während seines ersten Aufenthaltes in Asien (etwa um das Jahr 1823) sein berühmtes Lustspiel »Gore ot umà«; ein Titel, der wörtlich übersetzt, heißt »Kummer aus Geist«, der aber dem Sinne nach besser zu umschreiben ist: »das Unglück, ein vernünftiger Mensch zu sein.«

In diesem, von Aristophanischem Geist und Witz erfüllten Stücke gab der Dichter mit einer poetischen Freiheit des Geistes, wie solche wohl nur bei längerer Entfernung von der Heimat möglich war, ein so scharf gezeichnetes, allseitig zutreffendes Bild der russischen Gesellschaft und ihrer Auswüchse, daß er Zeit seines Lebens darauf verzichten mußte, seine geniale Schöpfung durch die Bühne oder durch die Presse an die Oeffentlichkeit treten zu sehen. Allein das hinderte ihre Verbreitung nicht im Geringsten. Eine Kopie des Stücks, welche der Dichter einem Freunde anvertraut hatte, vervielfältigte sich mit so fabelhafter Geschwindigkeit und regte die Geister dermaßen an, daß es binnen wenigen Monaten nicht bloß in

den Händen, sondern auch im Gedächtniß aller gebildeten Russen war. Meines Wissens hat die Literaturgeschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen, daß eine Komödie ohne Vermittlung der Presse und der Bühne eine so ungeheure und nachhaltige Wirkung auf ein ganzes Volk geübt hätte.

Erst 9 Jahre nach seinem Entstehen kam das Stück — dessen Verfasser damals längst im Grabe ruhte — auf Befehl des Kaisers in den Buchhandel und auf die Bühne, aber so verstümmelt, daß man doch immer wieder zu den Abschriften seine Zuflucht nehmen mußte, um sich den unverkümmerten Genuß des Ganzen zu verschaffen. Doch übte es auch in seiner Censur-Verstümmelung noch Anziehungskraft genug, um jede Vorstellung auf großen wie auf kleinen Theatern zu einem Feste für das Publikum zu machen. Es lohnt sich der Mühe, den Ursachen einer so unerhörten Wirkung nachzuforschen.

Seinen Stoff griff der Dichter unmittelbar aus dem Leben heraus; seine meisterhaft durchgeführten Charaktere sind eben so viele Typen der vielgegliederten russischen Gesellschaft; in der Komposition nahm er sich Molière's Komödien, in der Sprache Goethe's Faust zum Vorbild; den Stil bildete er sich selbst, und schuf so aus Einem Gusse eine moderne Musterkomödie, die unter den neueren Erzeugnissen, auch außerhalb Rußlands, nicht ihres Gleichen hat.

Tschatzky, der Held des Stücks, ist ein junger Edelmann ohne Vorurtheile, dessen vortreffliche Anlagen des Geistes und Herzens durch eine sorgfältige Erziehung zu harmonischer Ausbildung gelangt sind. Er gewinnt unsere Sympathie nicht durch hochfliegende Thaten und Bestrebungen, sondern einfach dadurch, daß er eine gesunde, frische Natur ist, empfänglich für alles Wahre und Schöne und deswegen ein entschiedener Gegner aller Heuchelei, Lüge und Unnatur. Er drängt seine Grundsätze und Ansichten Niemanden auf, hält aber mit seinem freien und witzigen Urtheile über die herrschenden Verkehrt-

heiten niemals zurück und geräth so in Konflikt mit der ganzen Gesellschaft.

Die männlichen Vertreter dieser Gesellschaft, wie der Dichter sie uns schildert, sind Menschen, deren ganzes Dichten und Trachten darauf gerichtet ist, auf der vierzehnstufigen Leiter staatlicher Ehren immer höher zu klimmen, die Brust mit Orden zu bedecken und möglichst viel Geld zusammenzuraffen, ohne in Bezug auf die Mittel allzu wählerisch zu sein. Sie sehen verächtlich herab auf Alles, was nicht unmittelbar zur Förderung ihrer Zwecke dient. Bildung, Sittlichkeit, treue Pflichterfüllung, Vaterlandsliebe, Ehrlichkeit sind für sie Worte ohne Sinn. Kriechend nach oben, hochfahrend nach unten, schätzen und beneiden sie einander nur mit Hinblick auf ihre Machtstellung, ihren Einfluß, ihre Titel und Orden.

So lernen wir zunächst Famussoff kennen, den Vorstand einer Kronbehörde, einen an Rang und Einfluß hochgestellten Mann, von glatten Manieren, aber innerlich roh und ehrlos, eine ganz gemeine Büreaukratenseele, der, nachdem er einen hohen und einträglichen Posten erreicht hat, über welchen er nicht gut mehr hinaus kann, sich jetzt um die Geschäfte gar nicht mehr bekümmert und nur noch darauf bedacht ist, seine einzige Tochter möglichst vortheilhaft zu vermählen. *)

*) Der Charakter Famussoffs tritt besonders ergötzlich in der zweiten Scene des zweiten Akts hervor, wo er Tschatzky vorwirft, daß er die Bedeutung eines geschmeidigen Rückens nicht hinlänglich zu würdigen wisse:

Vom Hochmuth laßt Ihr Alle Euch bethören,
Statt auf vernünftigen Rath zu hören
Und bei uns Aeltern nachzufragen
Wie man sein Glück gemacht in Eurer Väter Tagen.
Sieh' mich nur, oder Deinen Oheim an,
Den Seligen — das war ein Mann!
Der speiste nicht von Silber: nein, von Gold!
Und seiner Diener und Lakai'n
Mochten wohl an die Hundert sein.
Mit Orden ganz bedeckt kam er zu Hof gerollt —
Im langen Zug. Er lebte ganz
Am Hofe, und in welchem Glanz!

Er hat sein Auge auf einen jungen und reichen Oberst Skalosub geworfen, einen Offizier, der ihn an Rohheit wo möglich noch übertrifft, aber seine ganze Bewunderung dadurch erregt, daß er es verstanden hat, ohne militairische Kenntnisse und Verdienste eine so schnelle Karriere zu machen.*)

Das war ein anderer Hof als heute,
Und anders waren auch die Leute
Zu unsrer großen Katharina Zeit.
Da gab's noch Männer voller Würdigkeit,
Man lebte noch auf großem Fuße.
Und wenn Du noch so achtungsvoll geblickt,
Sie hätten kaum mit dem Toupé genickt
Zum Gegengruße.
Stets zeigten sie sich würdevoll und rühmlich,
Und aßen, tranken auch ganz eigenthümlich.
Doch wenn den Oheim je Dein Auge traf,
Du wärst vor Ehrfurcht scheu zurückgewichen —
Was ist ein heutiger Fürst wohl oder Graf
Mit ihm verglichen!
Ein ernster Blick, ein stolzes Wesen
War stets auf seiner Stirn zu lesen.
Doch: galt es wirklich sich zu bücken,
Gab's keinen zweiten so geschmeidigen Rücken!
Bei einer Cour hab' ich's erlebt vor Zeiten,
Daß er das Unglück hatte auszugleiten
Auf dem glatten, spiegelblanken Parkette,
So daß er fast den Hals gebrochen hätte.
Und wie er keuchend seine alten Glieder
Vom Boden aufgerungen wieder
Und grüßend vor der Kaiserin steht:
Trifft ihn ein Lächeln Ihrer Majestät,
Ein Allerhöchstes Lächeln — und der Greis
Stürzt gleich zum Zweitenmale nieder
(Natürlich diesesmal mit Fleiß).
Von Lachen wiederhallt der Saal,
Und er steht auf und — fällt zum drittenmal!
Klug war er, trieb er's auch ein wenig bunt;
Krank fiel er hin — stand aber auf gesund.
Denn Keiner stand seitdem in solchen Gnaden
Und ward so oft zum Whist geladen
Wie er! u. s. w.

*) Zur Charakteristik dieses Obersten lasse ich auch ein paar kleine Züge folgen. Famussow, der ihn auf alle Weise zum Schwiegersohn gewinnen will, sagt ihm viel Schmeichelhaftes und kommt dann auch auf seinen Vetter zu sprechen:

Dann kommt Moltschalin, der Sekretair und das Faktotum Famusoffs, ein höchst armseliger Mensch, von niedriger Herkunft und Gesinnung, der die Flöte bläst, eine schöne Hand schreibt, sich immer nach der neuesten Mode kleidet, niemals eine eigene Meinung hat und den Launen seines Herrn mit blinder Unterwürfigkeit sich fügt, also alle Eigenschaften besitzt,

— Doch kommen wir
Auf Ihren Vetter jetzt zurück,
Der Ihrer Protektion verdankt sein ganzes Glück.
Skalosub.
Wir thaten Anno Dreizehn uns hervor
Zuerst im fünften, dann im zehnten Jägercorps.
Famussoff.
Glücklich der Vater, dem ein solcher Sohn geworden!
Mich dünkt, er trug im Knopfloch einen Orden?
Skalosub.
Ja, für den dritten August! Sie haben recht gesehen.
Wir saßen fest in den Transcheen,
Da galt's!
Er kriegt's in's Knopfloch und ich an den Hals.
Famussoff.
Ihr Vetter ist ein lieber Mann;
Man sieht ihm gleich den Helden an.
Skalosub.
Ach, leider ist er nicht der Alte mehr
Und liebt die neue Richtung gar zu sehr.
Was hatte der im Dienst für Glück!
Doch plötzlich ließ er Rang und Orden,
Zog auf sein Landgut sich zurück
Und ist ein Bücherwurm geworden.

Wie später Tschatzky sich in das Gespräch mischt und in seinem sittlichen Entrüstungseifer Dinge sagt, wobei Famussoff die Haare sich sträuben, merkt bloß Skalosub nichts davon, da es ihm vorgekommen als hätten Tschatzky's Ausfälle ausschließlich den Gardeoffizieren gegolten, die Skalosub selbst nicht leiden kann, weil er nicht zu ihnen gehört. Er sagt deshalb zu Tschatzky:

„Ich muß gestehn, Eins hat vor Allen
In Ihrer Rede mir wohlgefallen:
Sie sagten, daß man in der Stadt
So viel Vorliebe für die Garde hat.
Die Garde ist hier aller Damen Wonne
Und blendet sie gleichwie die Sonne.
Ich wüßte gern: warum zieht man sie vor
Zum Beispiel unserm ersten Corps?"
u. s. w.

eine gute Carrière zu machen. Diese Fischseele wird zum Gegenstande der Liebe Sophiens, die, kaum den Kinderschuhen entwachsen, stolz darauf ist, einen Mann so vollständig zu beherrschen, während er gar keine Neigung für sie empfindet, aber die glühendste Erwiederung ihrer Leidenschaft heuchelt, bloß um die Tochter seines Chefs nicht zu beleidigen.

Die andern, weniger in den Gang der Handlung eingreifenden Personen sind Goritscheff, ein vor Zeiten wetterfester und tüchtiger Offizier, der aber jetzt unter dem Pantoffel einer leidenschaftlichen und herrschsüchtigen Frau als Weichling und Hypochonder erscheint, — Repetiloff, ein alter geckenhafter Wüstling, dessen Thorheiten mit den Jahren gewachsen sind, — Tugouchoffsky, ein alter, tauber Fürst, und Sagoretzky, als betrügerischer Spieler bekannt, aber trotzdem wegen seiner Gewandtheit und Speichelleckerei in der vornehmen Gesellschaft wohlgelitten.

Dazu kommt Sophie, die verliebte Tochter Famussoffs mit ihrer schlauen Kammerzofe Lisette; die Fürstin Tugouchoffsky mit sechs unverheiratheten Töchtern; die alte Gräfin Chrumin mit ihrer hochnasigen Enkelin, die sie auf die Bälle führt, und endlich Madame Chlestoff, eine bösartige, klatsch- und zanksüchtige alte Dame.

In dieser Gesellschaft nun ist Tschatzky der einzige wahrhaft gebildete, sittliche und anständige Mensch, während alle Andern nur den Firniß der Bildung und des Anstandes haben und so tief gesunken sind, daß ihnen nicht nur der wirkliche Adel der Gesinnung, sondern auch jedes Verständniß dafür fehlt.

Der gerade Sinn, die Ehrenhaftigkeit und glühende Vaterlandsliebe Tschatzky's erscheinen ihnen lächerlich, weil sie sehen, daß er es damit zu Nichts gebracht hat und auch zu Nichts bringen wird. Anfangs haben sie seinen schlagenden Witz, die Ueberlegenheit seines Wissens und Verstandes ge-

fürchtet; seit sie aber bemerkt haben, daß er damit weder eine hohe Stellung im Staat, noch Reichthümer, noch Titel und Orden zu erringen vermocht, hat er alles Ansehen bei ihnen verloren und sie stimmen zuletzt Alle darin überein, ihn einfach für einen Narren zu halten. So steht er vereinsamt und verkannt in der heimatlichen Welt, bloß weil er das Unglück hat ein vernünftiger, für Wahrheit und Recht begeisterter Mensch zu sein. Sein Geist, seine Bildung, seine Ehrenhaftigkeit sind die Quelle seiner Leiden. Das ist es, was schon der kurze, markige Titel des Stücks besagt und was der Dichter im Gang der sehr einfachen Handlung meisterhaft ausgeführt hat.

Diese Handlung knüpft sich an eine Liebesgeschichte, deren Anfang sehr vielen andern gleicht, deren Entwickelung aber ganz eigenthümlicher Art ist.

Tschatzky hat, als ein naher Verwandter Famussoffs, von Jugend auf viel in dessen Hause verkehrt; die Tochter des Hauses, Sophie, seine schöne Cousine, ist gleichsam unter seinen Augen aufgewachsen und er hat, da sie früh ihre Mutter verloren und der Vater sich wenig um sie kümmerte, auf das Eifrigste ihre Bildung zu fördern und ihren Sinn für Höheres zu wecken gesucht. So hat sich früh ein vertrautes Verhältniß zwischen ihnen gebildet, welches bloß deshalb nicht gleich zur Ehe führte, weil sie noch zu jung war und er den vorschriftsmäßigen Rang im Dienste noch nicht gewonnen hatte. Um schnell zu seinem Ziele zu kommen, trennte er sich von ihr und ging nach Petersburg, wo er bald eine Anstellung im Ministerium erhielt und wegen seiner Fähigkeiten hochgeschätzt wurde. In kurzer Zeit verlor er jedoch die Gunst des Ministers wieder, weil er sich nicht zu ehrlosen Zwecken mißbrauchen lassen wollte; verließ dann, in der Einsicht, daß er es auf geradem Weg zu nichts bringen werde, den Staatsdienst ganz und besuchte zu seiner weiteren Ausbildung die vornehmsten Länder Euro-

Nichts vermochte inzwischen Sophiens Bild aus seinem Herzen zu verdrängen. Die Sehnsucht nach ihr trieb ihn zurück nach Moskau; hier angekommen merkt er aber bald, daß während seiner Abwesenheit ein Anderer ihre Gunst gewonnen haben müsse. Sein ganzes Wesen sträubt sich gegen die ihm von allen Seiten aufgedrungene Annahme, daß dieser Andere der von ihm mit Recht gründlich verachtete Moltschalin sei. Er kann sich die mit der ganzen Glut seiner Seele von ihm geliebte Sophie nicht so tief gesunken denken, daß sie ihn einem so ganz und gar nichtigen Menschen geopfert habe; in dem Augenblick aber, wo er wirklich diese Ueberzeugung gewinnt, hört auch seine Liebe zu ihr auf und sie wird ebenso empfindlich durch seine Verachtung gestraft wie durch die Entdeckung, daß Moltschalin eigentlich ihr Kammermädchen liebe und ihre Neigung nur deshalb scheinbar erwiedert habe, um sie, als die Tochter seines Vorgesetzten, nicht zu beleidigen.

Diese außerordentlich kunstvoll angelegte Scene spielt in einer von Säulen getragenen Vorhalle des Hauses, nach dem Ende eines Balles, der bei Famussoff stattgefunden hat. Es ist drei Uhr Morgens; die Gäste haben sich schon alle entfernt, nur Tschatzky ist noch zurückgeblieben, unten in der Halle seinen verspäteten Wagen erwartend. Plötzlich erscheint Sophie oben auf der Treppe im Hintergrunde, glaubt in ihm Moltschalin zu erkennen und ruft ihn leise an. Bald gewahrend daß sie sich getäuscht hat, eilt sie schnell zurück. Tschatzky erräth leicht den Zusammenhang der Sache und verbirgt sich hinter einer Säule, neugierig der Dinge wartend die noch kommen sollen. Gleich darauf erscheint die Kammerzofe mit einem Lichte, um sich nach Tschatzky umzusehen und Moltschalin in das Zimmer ihrer Herrin zu bescheiden.

Ach Gott, wie grausig ist es hier
Im Vorhaus, Nachts allein! Gespenster fürcht' ich sehr,
Doch die Lebendigen noch mehr.

Wie mich die Herrin plagt! Gott sei mit ihr!
Sie sagte, Tschatzky müsse unten sein,
Sie hab' ihn selbst gesehn. Was fällt ihr ein!
(Sich umsehend)
Welch ein Vergnügen, hier im nächt'gen Graus
Umherzuschwärmen! Der ist längst zu Haus
In seinem warmen Bett geborgen
Und spart sein Lieben auf bis morgen.
Doch muß ich ja noch zu Moltschalin gehn.
(Sie klopft an Moltschalin's Thür)
Sie da! — Nun, hören Sie? Schnell aufgewacht!
Mein Fräulein wünscht Sie noch zu sehn zur Nacht.
Doch müssen Sie sich hübsch beeilen,
Die Gnäd'ge wartet und ich darf nicht weilen.

(Moltschalin kommt gähnend und verschlafen zum Vorschein. Im Hintergrunde oben auf der Treppe erscheint Sophie wieder, die alles Folgende hört, gleichwie Tschatzky, der unbemerkt in seinem Versteck bleibt.)

Sind Sie denn ganz von Stein und Erz?

Moltschalin.

Mein süßes Herz!
Kommst Du aus eignem Antrieb? Sprich!

Lisette.

O nein, das gnäd'ge Fräulein sendet mich.

Moltschalin.

Wer sollte glauben, daß in diesen Wangen,
In diesen Aederchen der Liebe hold Erröthen
Noch nie gespielt! Fühlst Du denn nur Verlangen
Durch Botenlaufen die Zeit zu tödten?

Lisette.

Ach, Ihnen, als baldigem Ehemann,
Steht schlecht das Gähnen und Liebeln an.
Den lob' ich, der vor dem Hochzeitstag
Nicht essen und nicht schlafen mag!

Moltschalin.

Mit wem sollt' ich denn Hochzeit machen?

Lisette.

Nun, mit dem Fräulein.

Moltschalin.

'S ist zum Lachen!
Glaubst Du denn, Deine gnädige Herrin
Wird meine Gattin? O Du kleine Närrin!

Lisette.

Ich weiß nicht, wie Ihr nur so sprecht:
Ihr ist ja doch kein Andrer recht!

Moltschalin.

Mag sein! Ich zitt're immer nur vor Schrecken,
Der Alte könnte uns entdecken —
Dann wär' es aus mit dem verliebten Wesen,
Der machte nicht viel Federlesen!
Er würde uns verfluchen und verjagen.
Doch soll ich Dir die ganze Wahrheit sagen?
Bei Deinem Fräulein wird's mir nimmer froh zu Muthe,
Ich lieb' sie nicht und hab' sie nie geliebt!
Der Himmel schenk' ihr alles Gute!
Vor mir war sie in Tschatzky schon verliebt —
Und nun? So wird auch diese Glut zerstieben!
Ach könnt' ich nur Dein Fräulein halb so lieben
Wie Dich! Ich thue was ich kann
Und stelle mich recht zärtlich an,
Allein, der Himmel weiß:
Bei ihrem Anblick werd' ich kalt wie Eis.

Sophie (für sich).

Wie niedrig! O, kaum kann ich mich bezähmen!

Tschatzky (für sich).

Der Schuft!

Lisette.

Sie sollten sich doch schämen!

Moltschalin.

Mein Vater rieth mir, daß ich Allen
Bestrebt sein müßte zu gefallen;
Dem Hausherrn freundlich stets erschiene,
Dem Vorgesetzten, unter dem ich diene,
Dem Diener, der die Kleider putzt und Schuh,
Dem Hausknecht selbst — und seinem Hund dazu.
Weiß man doch nie, wozu es nützen kann!

Lisette.

Ei, ei! da sind sie ja ein liebevoller Mann!

Moltschalin.

Das Fräulein lieb' ich nur als Tochter meines Herrn.

Lisette.

Das also ist des Pudels Kern!
So lieben Sie des Mannes Kind,
Bei dem Sie selbst wie Kind im Hause sind,
Der Ihnen Orden, Titel gab und Rang.
Doch kommen Sie, wir schwatzen schon zu lang!

Moltschalin.

So komm zu Deiner weinerlichen Schönen;
Doch erst erlaub' mir, voll Entzücken
Dich an dies warme Herz zu drücken!

(Lisette stößt ihn zurück.)
Warum ist sie nicht Du?

Sophie (die unbemerkt hinzu getreten ist, für sich).
Mich so zu höhnen!
(Wie Moltschalin gehen will, tritt sie ihm mit den Worten entgegen):
Zurück! Genug hört' ich, hier soll es enden,
Scheusal! Ich schäme mich vor mir selbst, vor den Wänden.

Moltschalin.
Was seh' ich, Sie
Fräulein Sophie?

Sophie.
Kein Wort mehr! Beim gerechten Gott,
Nicht länger treibt man mit mir Spott!

Moltschalin (sich ihr zu Füßen werfend).
Erbarmen! O Ihr Zorn trifft schwer!
Bedenken Sie!

Sophie.
Gar nichts bedenk' ich mehr!
Und schwiegen Sie, so wär' es besser —
O, die Vergangenheit ist mir ein scharfes Messer!

Moltschalin.
Erbarmen Sie sich doch!

Sophie.
Wozu dies Kriechen noch!

So geht es noch eine Weile fort; sie kann sich vor Scham und Entrüstung kaum aufrecht halten und ihr einziger schwacher Trost ist, daß die Enthüllung im Dunkel der Nacht geschehen und daß Tschatzky nichts davon erfahren. In diesem Augenblicke tritt Tschatzky vor, während Moltschalin davon läuft und sich in sein Zimmer verschließt. Tschatzky gesteht, daß er Alles gesehen und gehört.

Mit offnem Ohr und Auge stand ich da,
Ich sah' — und glaubte selbst nicht was ich sah:
Und dieser Wicht, den Sie mir vorgezogen,
Der Sie um Scham- und Ehrgefühl betrogen,
Läuft jetzt davon, voll Angst und Schrecken
Sich hinter Thür und Riegel zu verstecken.
Wer faßt des Schicksals launenhafte Tücke!
Ein wahrhaft liebend Herz verschließt's dem Glücke,
Läßt Geist, Gemüth verkannt, mißachtet werden:
Doch die Moltschalins sind beglückt auf Erden!

Ich habe hier eine Stelle aus dem Schlusse herausgegriffen, um den eigenthümlichen Ausgang der Liebesgeschichte zu zeigen, welcher das Paar nicht zusammen-, sondern erst recht auseinanderführt.

Man hat dem Stücke dies zum Vorwurf gemacht: »denn — sagen die Kunstrichter — das moderne Lustspiel verlangt einen versöhnenden Ausgang, dieses aber schließt mit einer Dissonanz und das ist ein Fehler, den aller Witz und Geist nicht auszugleichen vermag.«

Nun würde allerdings ein gewöhnlicher Lustspieldichter, der denselben Stoff zu behandeln gehabt hätte, mit den gewöhnlichen Mitteln einen sogenannten befriedigenden Abschluß herbeigeführt haben. Es wäre sicher auch für Gribojédoff ein Leichtes gewesen, die Kluft welche Tschatzky von Sophie trennt, durch einen sentimentalen Rührbrei auszufüllen, das Paar zusammenzubringen und auch in den übrigen Charakteren — welche wir am Ende verlassen, wie wir sie im Anfange gefunden haben — einen Umschwung herbeizuführen. Daß er dies billige Kunststück verschmähte, muß doch wohl durch eine tiefere Absicht begründet gewesen sein.

Als Tschatzky's Liebe zu Sophie erwachte, hatte diese ihre eigentliche Natur noch nicht herausgekehrt und war dem verderblichen Einflusse ihrer Umgebung noch nicht erlegen. Er nahm von ihr ein Bild mit sich fort, das er nicht wiederfand, als er heimkehrte. Je mehr uns nun seine edle Natur anzieht und unsere Theilnahme weckt, desto mehr muß uns ihre gemeine Natur abstoßen und Widerwillen einflößen. Hiernach können wir ihm nur Glück wünschen, daß er nicht Sophiens Gemahl wird, woraus folgt, daß der äußerlich unbefriedigende Abschluß um so mehr dazu angethan ist, uns innerlich zu befriedigen.

Sophie verdient die beschämende Strafe die ihr zu Theil wird, in vollem Maße; wir dürfen dabei voraussetzen, daß diese Strafe einen heilsamen Einfluß auf sie üben werde.

Dagegen ist bei den übrigen Charakteren kein Umschwung zum Bessern denkbar; sie sind zu fest in ihre Haut hineingewachsen um sie noch abstreifen zu können. Tschatzky unterscheidet sich von der ganzen Gesellschaft wie der Tag von der Nacht: Beide können nicht zugleich bestehen. Tschatzky unterliegt im Kampfe mit seinen Gegnern, die Nacht triumphirt noch über den Tag — aber das Versöhnende liegt darin, daß aus dieser Nacht — gleichsam als Herold des nahenden Tages — ein Dichtergeist aufsteigen konnte, glanzvoll und mächtig genug, um zeigen zu können wie dunkel es sei.

Die Famussoff, die Skalosub und Moltschalin sind noch nicht ausgestorben in Rußland, aber sie haben ihr früheres Ansehen verloren; sie werden nicht mehr bewundert und beneidet, sondern sie werden ausgelacht und verachtet.

Solchen ungeheuren Umschwung zum Bessern hat dieses einzige Lustspiel bewirkt, dessen reiche Vorzüge hier natürlich nur angedeutet, nicht erschöpfend gewürdigt werden können. Wie Shakespeare's Falstaff, oder Molière's Tartuffe leben alle Personen der Gribojédowschen Komödie im Munde des Volkes fort und die Famussoff, Skalosub und Moltschalin dürfen nicht mehr wagen sich so breit zu machen wie früher.

Dieser Komödie, durch welche für alle folgenden der Ton angegeben wurde, zunächst steht eine andere von eben so drastischer Wirkung und eben so scharfer Charakterzeichnung, aber sonst von weit geringerem künstlerischen Werth. Es ist das »der Revisor« von Gogol, Rußlands bedeutendstem Novellendichter, der durch mehrfache Uebersetzungen auch in Deutschland bekannt geworden ist. In dem »Revisor« hat sich Gogol die Aufgabe gestellt, die Bestechlichkeit und Rohheit des russischen Beamtenthums zu geißeln. Das Stück spielt nicht in der vornehmen Welt, sondern in einer kleinen Kreisstadt, und die darin vorkommenden Personen sind, ohne Ausnahme, gemeine Naturen. Die Fabel ist kurz gefaßt diese: Der Stadtpräfekt

hat von einem guten Freunde Nachricht erhalten, daß ein Revisor aus Petersburg incognito die ganze Provinz bereise, um das Leben und Treiben der Beamten zu beobachten und darüber an die Regierung zu berichten. Der Brief des guten Freundes schließt mit den Worten: »Da ich weiß, daß bei Dir, wie bei jedem Andern, kleine Sünden vorkommen, weil Du ein kluger Mann bist und das nicht gern fahren lässest, was Dir in die Hände fließt, so rathe ich Dir, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, denn er kann jede Stunde ankommen, wenn er nicht schon da ist und irgendwo incognito wohnt.«

In seiner Herzensangst beruft der würdige Stadtpräfekt alle Beamten zu sich: den Administrator der Wohlthätigkeitsanstalten, den Schulinspektor, den Kreisrichter, den Polizeimajor und den deutschen Arzt des Kreises, um diese Mitschuldigen von dem drohenden Ereigniß in Kenntniß zu setzen und mit ihnen zu berathen wie der Gefahr am besten vorzubeugen sei. In dieser starkgefärbten, aber sehr ergötzlichen Scene gerathen die Ehrenmänner etwas aneinander, indem Einer dem Andern vorwirft es mit dem Gelderpressen doch ein wenig zu arg getrieben zu haben.

Indem sie noch so hin- und herstreiten und uns dabei in einen wahren Abgrund von Korruption blicken lassen, kommt der Postmeister hinzu, dem auch das Herz vor Furcht schlägt, der aber die Andern, welche glauben, die Regierung schicke nur deshalb einen besonderen Beamten, weil vielleicht Klagen über die schlechte Verwaltung des Kreises in Petersburg eingelaufen seien, einigermaßen durch die Versicherung beruhigt, daß er seit seiner Amtsführung, aus angeborener Neugier und um sich die Zeit zu vertreiben, alle abgehenden Briefe erbrochen, aber nichts Bedrohliches darin gefunden habe.

Ein paar alberne Gutsbesitzer aus der Umgegend, Bobtschinsky und Dobtschinsky, die sich gewöhnlich im Wirthshause aufhalten, bringen plötzlich die Nachricht, daß sie dort einen

jungen, geheimnißvollen Beamten aus Petersburg gesehen haben, der allen Anzeichen nach der erwartete Revisor sei. Er habe ein scharfes Auge, sehe allen Leuten in die Schüsseln, habe beim Wirth einen nach Saratoff visirten Paß deponirt, wohne aber, statt nach Saratoff zu reisen, schon seit anderthalb Wochen im Wirthshause und bezahle seine Rechnung nicht — lauter untrügliche Anzeichen, daß er der erwartete Revisor sein müsse.

Bei dem Gedanken, nun schon seit anderthalb Wochen von dem fürchterlichen Revisor heimlich beobachtet zu sein, gerathen die Beamten in halbe Verzweiflung, da sich Jeder bewußt ist, während dieser Zeit eine ansehnliche Reihe von Nichtswürdigkeiten verübt zu haben. Sie beschließen, sich in Galla zu werfen, dem Revisor im Wirthshause ihre Aufwartung zu machen und Alles aufzubieten ihn gnädig zu stimmen. Der Stadtpräfekt, als die vornehmste Person, will ihnen die Wege bahnen und ins Wirthshaus gehn, gleich als ob sein Amtseifer ihn von Zeit zu Zeit dahin treibe, um nachzusehen, daß es den Reisenden an Nichts fehle und ihnen kein Unrecht geschehe. Vorher trifft er jedoch in der Geschwindigkeit noch einige Anstalten, um sich den Rücken zu decken. Er befiehlt dem Polizeimajor, schnell die verwahrlosten Straßen säubern zu lassen, den barfuß umherlaufenden Soldaten Schuhe zu verabfolgen, bei einem alten Zaune und thurmhohen Haufen Kehricht Strohwische aufzustecken, daß es aussehe als ob dort planirt würde. »Und — sagte er — sollte gefragt werden, warum die Hospitalkirche nicht erbaut sei, für welche vor fünf Jahren eine Summe angewiesen wurde, so vergeßt nicht zu sagen, man habe angefangen zu bauen, sie sei aber abgebrannt. Und wenn gefragt wird, ob man mit dem Dienst zufrieden sei, daß Alle antworten: Ganz zufrieden, gnädiger Herr! — Und wer von ihnen nicht zufrieden ist, dem soll ein Kreuzdonnerwetter an den Hals fahren . . . Ach, du ge-

rechter Himmel! Gott gebe nur, daß die Sache glücklich ablaufe, aber dann will ich auch den Heiligen ein solches Licht aufstecken, wie sie noch keins gehabt haben und jeder Schuft von Kaufmann soll dazu einen Tribut von hundert Pfund Wachs liefern!«

Den vermeintlichen Revisor lernen wir bald darauf im Wirthshause kennen als einen leichtsinnigen jungen Mann, der auf dem Wege in die Heimat begriffen ist, aber nicht weiter kann, weil er in der letzten Stadt den Rest seines Geldes verspielt und vertrunken hat. Der Wirth droht eben, ihn einsperren zu lassen, wenn er nicht gleich Anstalt mache seine Schulden zu bezahlen, als plötzlich durch das Eintreten des Stadtpräfekten die Sache eine andere Wendung erhält.

Der junge Windbeutel macht dem Präfekten gar kein Hehl aus seiner Lage, aber dieser, der selbst nie ein wahres Wort gesagt hat, es sei denn aus Irrthum geschehen, hält Alles für Verstellung. Er schätzt sich glücklich, daß der junge Mann es nicht verschmäht, 400 Rubel von ihm anzunehmen und sogar der Einladung folgt, im Hause des Präfekten zu wohnen. Frau und Tochter des Präfekten sind außer sich vor Freude, einen so vornehmen Gast zu bewirthen und der vermeintliche Revisor, der sich bald in seine Rolle zu finden weiß, knüpft sofort ein zärtliches Verhältniß mit der schmachtenden Tochter des Hauses an. Alle Beamten machen ihm in großer Uniform ihre Aufwartung und Jeder weiß ihm ein Päckchen Banknoten in die Hand zu schieben, um sich der Gnade des hohen Herrn zu versichern, der die größte Lust hat, dies muntere Leben möglichst lange fortzuführen, aber durch seinen Diener aufmerksam gemacht wird, daß es doch klüger sei, sich mit dem vielen Gelde möglichst bald aus dem Staube zu machen, um nicht durch die Ankunft des wirklichen Revisors überrascht zu werden.

Während der Diener den Koffer packt, schreibt der junge Mann einen Brief an einen gleichgesinnten Freund in Peters-

burg, diesem in ausgelassener Weise das seltsame Mißverständniß schildernd, dem er so viele Tafelfreuden und Banknoten verdankt. Vor der Abreise hat er noch verschiedene Leute aus der Stadt zu empfangen, die ihm ebenfalls Geschenke bringen und bei der Gelegenheit um Abhülfe des Drucks bitten, den sie unter dem schrecklichen Regiment des Präfekten und der übrigen Beamten zu erdulden haben. Er nimmt gnädig Alles entgegen und verspricht alles Mögliche dafür. Der Präfekt ist außer sich, wie er das Vorgefallene erfährt, wird aber schnell wieder beruhigt und fühlt sich hochgeehrt, als der junge Mann ihn um die Hand seiner Tochter bittet. Darauf reist dieser ab, mit dem Versprechen, in wenigen Tagen zurückzukehren. Der Präfekt, mit der Aussicht auf einen solchen Schwiegersohn, der sich rühmt, ein intimer Freund des Ministers zu sein und selbst mit dem Kaiser auf gutem Fuße zu stehen, fängt jetzt erst recht an, den Tyrannen zu spielen und benimmt sich hochmüthig selbst gegen seine nächsten Bekannten. Da tritt, wie er die Beamten um sich versammelt hat, plötzlich der Postmeister herein mit dem von ihm erbrochenen verhängnißvollen Briefe, den der junge Windbeutel an seinen Freund in Petersburg geschrieben hat und wodurch der ganze Schwindel enthüllt wird. Der Präfekt will vor Wuth und Scham aus der Haut fahren, daß ein so blutjunger Windbeutel ihn, den alten schlauen Fuchs überlistet hat, während die Andern ihm seine Beschämung von Herzen gönnen. Allein auch sie sollen nicht ungestraft bleiben. Ein Gensd'arm erscheint mit der Meldung, daß auf kaiserlichen Befehl ein Beamter aus Petersburg angekommen sei, der sie zu sich in's Gasthaus entbieten lasse. Allgemeine Bestürzung. Der Vorhang fällt.

Die komische Wirkung dieses Stücks auf der Bühne ist ganz unbeschreiblich. Es wird erzählt, Kaiser Nikolaus habe nach der ersten Aufführung des Revisors den Dichter zu sich in die Loge kommen lassen und ihm unter Anderm gesagt:

»So habe ich nie gelacht wie heute Abend!« Worauf Gogol erwiederte: »Ich habe eigentlich eine andere Wirkung mit dem Stücke beabsichtigt.«

Die beiden vorhin analysirten Lustspiele der zwei begabtesten dramatischen Dichter Rußlands haben uns nur die Auswüchse und Schattenseiten des russischen Lebens gezeigt; ich will jetzt, zur Vervollständigung unseres Bildes, versuchen Sie noch mit einem Werke bekannt zu machen, welches der jüngsten Vergangenheit angehört und uns einen tieferen Blick in die Lichtseiten des russischen Volkscharakters thun läßt.

Es ist das eine erst im Jahre 1857 unter dem Titel »Fürst Lupowitzky« erschienene Komödie von Konstantin Aksakoff, einem Dichter, der in der Blüte seines Lebens und Schaffens erst vor wenigen Monaten vom Tode ereilt wurde.

Der Inhalt seines Stücks ist kurz gefaßt dieser:

Im Café de Paris sitzen drei vornehme Russen: Fürst Lupowitzky, Graf Dolonsky und Baron Saljutin beisammen, welche von Rußland nicht viel mehr wissen, als daß sie von dort ihre Renten beziehen, womit sie sich im Auslande das Leben möglichst angenehm zu vertreiben suchen. Fürst Lupowitzky hat plötzlich den Entschluß gefaßt auf seine Güter nach Rußland zu reisen, um die Früchte seiner ausländischen Studien und Erfahrungen zum Besten seiner Bauern zu verwerthen. Die beiden Andern finden diesen Entschluß thöricht und suchen ihn davon abzubringen.

Sie haben die schmutzigen Bauern nie gesehen, welche ihnen jährlich ihre halbe Million Renten schicken und wünschen sie auch nicht zu sehen, da sie meinen, daß es für dieses ungebildete Volk der Ehre genug sei, seinen gebildeten Herren die Mittel zu liefern Rußland in der großen Welt mit Glanz zu vertreten und ihrer Genüsse theilhaftig zu werden. Fürst Lupowitzky dagegen, dem das Leben in der großen Welt nachgerade langweilig geworden, sucht eine nützliche Thätigkeit und

hält es für eine dankbare Aufgabe, für das Wohl seiner Unterthanen zu wirken. Er schämt sich, die Sitten des russischen Landvolks nur aus den Werken fremder Touristen zu kennen und will jetzt mit eigenen Augen sehen und prüfen, ob denn wirklich in diesem Volke die Keime höherer Entwickelung nicht zu finden seien.

So erreicht er glücklich seine Güter und schickt Wagen und Dienerschaft voraus, um die letzte kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen und die malerische Umgegend in Augenschein zu nehmen. Alles gefällt ihm weit besser als er erwartet hatte. Im Dorfe angelangt, macht er seinen Gefühlen in einem französischen Monologe Luft und wird von zwei Mädchen belauscht, die am Brunnen mit Wasserschöpfen beschäftigt sind.

»Das ist gewiß unser Gutsherr selbst«, sagt die Eine zur Andern.

— Warum meinst Du das? — fragt diese.

»Nun, weil er gar nicht aussieht wie eine Russe! Er spricht nicht russisch, trägt keine russische Kleidung, und sieh mal! was er für ein wunderliches Glas in's Auge gekniffen hat!«

Der Fürst bemerkt die Mädchen, unterhält sich mit ihnen und findet, daß sie sehr geweckten Geistes sind.

Wie die Bauern die Ankunft ihres Gutsherrn erfahren, begrüßen sie ihn nach alterthümlicher Sitte, ihm Salz und Brot überreichend. Er ist sehr gerührt davon und hält ihnen eine schwungvolle Rede, in welcher er seine in Paris gelernten Volksbeglückungstheorien auseinandersetzt, wovon die Bauern natürlich kein Wort verstehen.

Er hat Ueberfluß an Geld und gutem Willen ihnen zu helfen, weiß jedoch gar nicht, wie er ihnen beikommen soll: sie wünschen weiter nichts, als keine fremden Verwalter zu haben, ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen und den Starosten aus ihrer eigenen Mitte zu wählen. Wie gut sie es verstehen, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen, davon wird ihm gleich

ein Beispiel vor Augen geführt. Das Dorf muß einen Rekruten stellen, zu welchem Zwecke die ganze Gemeinde sich versammelt. (Ich muß hier erläuternd bemerken, daß es unter dem russischen Volke als das größte Unglück betrachtet wird, Soldat zu werden, einmal weil der Dienst sehr beschwerlich und von langer Dauer ist, und dann weil Niemand, der aus einem Gemeindeverbande ausgetreten ist, wieder in denselben zurücktreten kann.)

Die Meisten stimmen für Andreas, einen verwaisten jungen Mann, und geben als Grund an, daß er der Einzige im Dorfe sei, der weder Eltern noch Geschwister zurücklasse, die ihn beweinten. — Da tritt ein älterer Mann auf und sagt: eben das müsse ein Grund sein, Andreas nicht zu wählen, denn verwaist in der Welt zu stehen, sei schon traurig genug, aber deshalb von der heimischen Gemeinde losgerissen zu werden, sei doppelt traurig. Dazu komme, daß Andreas die Tochter des Starosten liebe, eines Mannes, dem sie Alle zu großem Dank verpflichtet seien.

Nach dieser Vorstellung wird einstimmig beschlossen, Andreas auf Gemeindekosten loszukaufen, was für eine Summe von 800 Silberrubeln möglich ist.

Fürst Lupowitzky hört ganz gerührt die Verhandlung aus dem Fenster seines Schlosses mit an; er will die 800 Silberrubel der Gemeinde schenken, findet aber bald, daß er den wackern Bauern dadurch die Freude nur trüben würde und begnügt sich damit, die Verbindung des befreiten Andreas mit seiner geliebten Parascha zu beschleunigen und die Abgaben der Gemeinde zu vermindern.

Dieses vom Dichter mit feinem Geiste und warmem Herzen durchgeführte Stück ist dramatisch nicht so wirksam wie die beiden vorhin erwähnten, mag aber ebenfalls als Beleg dienen, wie sehr die besten dichterischen Kräfte in Rußland danach ringen, der Bühne eine sociale Bedeutung zu geben, aus dem

vollen, frischen Leben zu schöpfen, um der Zeit ihr eigenes Bild vorzuführen, das Schlechte zu geißeln, das Lächerliche zu verspotten und das unverwüstlich Gute, was in dem mißachteten Volke wirklich vorhanden ist, zu Ehren zu bringen.

Das einzige Lustspiel Gribojédoffs »das Unglück ein vernünftiger Mensch zu sein« hat in Rußland mehr Gutes gewirkt, als alle Gesetze und Ukase zusammengenommen und steht beim Volke auch in weit höherem Ansehen als jene.

Gribojédoff gehörte, gleichwie seine Nachfolger, der Moskowiterpartei an, welche das Heil Rußlands hauptsächlich in der Bildung und sittlichen Hebung des Volkes, sowie in der Entwickelung der nationalen Institutionen sucht und gegen alle Nachäfferei des Auslandes, besonders aber gegen die durch und durch korrumpirte Büreaukratie entschiedene Opposition macht.

Als der beste heutige Lustspieldichter in Rußland wird Ostrowsky genannt, von dessen Werken — die mir von befreundeten Russen sehr gerühmt werden — ich noch zu wenig kenne um mir ein Urtheil darüber zu erlauben.

Ueberhaupt bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß diese Skizze in keiner Weise Anspruch darauf macht, erschöpfend zu sein. Es sollte nur das Eigenthümliche der moskowitischen Bühne hervorgehoben und daran gezeigt werden, daß die russischen Dichter einen guten Grund gelegt haben, auf welchem sich weiter bauen läßt, wie es denn sehr bezeichnend ist für den Geschmack des durch sie gebildeten Publikums, daß in Moskau heute hauptsächlich der ins Russische übersetzte Shakespeare die Bühne beherrscht.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Von **Friedrich Bodenstedt** sind im Verlage der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin, folgende Werke erschienen, und von derselben sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Einführung des Christenthums in Armenien. Eine Vorlesung, gehalten am 2. März 1850 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. 8. geheftet 6 sgr.

Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. Zweite, gänzlich umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientalische Frage vermehrte Auflage. 2 Bände. Miniatur-Ausgabe. 1855.
Gebunden in Kattun 3½ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 7. vermehrte Auflage. Cicero-Pracht-Ausgabe. 1860. 8. geheftet 1½ Thlr.
Elegant gebunden 2⅚ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 21. Auflage. Diamant-Volks-Ausgabe (11. Abdruck.) 1868. Taschenformat mit zweifarbiger Einfassung. cartonnirt 12½ sgr.
Elegant gebunden 22½ sgr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 22. Aufl. Miniatur-Ausg. 1868. geh. 1 Thlr.
Elegant gebunden 1½ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 25. Auflage. Volks-(Bourgeois-) Ausgabe (3. Abdruck). 1868. kl. 8. geh. im farbigen Carton 12½ sgr.

Ada, die Lesghierin. Ein Gedicht. Miniatur-Ausgabe. 1853. geheftet 1½ Thlr.
Elegant gebunden 1⅚ Thlr.

Demetrius. Historische Tragödie in fünf Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. (Gewidmet Sr. Majestät dem Könige Maximilian von Bayern.) 1856. geheftet 1¼ Thlr.
Elegant gebunden 1$\frac{7}{12}$ Thlr.

Gedichte. Erster Band. (Auch unter dem besonderen Titel: **Aus der Heimat und Fremde.**) Miniatur-Ausgabe. 1856. geheftet 1¼ Thlr.
Elegant gebunden 1$\frac{7}{12}$ Thlr.

Gedichte. Zweiter Band. (Auch unter dem besonderen Titel: **Altes und Neues.**) Miniatur-Ausgabe. 1859. geb. 1½ Thlr.
Elegant gebunden 1⅚ Thlr.

Festspiel zur Jubelfeier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schillers in München. 1859. gr. 8. geheftet 5 sgr.

König Authari's Brautfahrt. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. 1860. geheftet 18 sgr.
Elegant gebunden 28 sgr.

Aus Ost und West. Sechs Vorlesungen. 1861. 8. geheftet 1 Thlr.

Epische Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. 1862. geheftet 24 sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr. 4 sgr.

Ausgewählte Dichtungen. 1864. kl. 8. geheftet 20 sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr.

Gesammelte Schriften. Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden. 1865—1869. à 15 sgr.

Lermontoff's, Michaïl, Poetischer Nachlaß, zum Erstenmal in den Versmaaßen der Urschrift mit Hinzuziehung der bisher unveröffentlichten Gedichte aus dem Russischen übersetzt, mit Einleitung und erläuterndem Anhange und einem biographisch-kritischen Schlußworte versehen von Friedrich Bodenstedt. 2 Bände. Miniatur-Ausgabe. 1852. geheftet 3 Thlr.
Elegant gebunden 3⅔ Thlr.

Puschkin's, Alexander, Poetische Werke, übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Miniatur-Ausgabe.
Erster Band: **Gedichte.** 1854. geheftet 1½ Thlr.
Zweiter Band: **Eugen Onägin.** Ein Roman in Versen. 1854. geheftet 1½ Thlr.
Dritter Band: **Dramatische Werke.** 1855. geheftet 1½ Thlr.
Elegant gebunden à 1⅚ Thlr.
(Dies Werk ist mit 3 Bänden vollständig, jeder Band hat doppelte Titel und wird einzeln verkauft.)

Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen.
Erster Band. **John Webster.** 1858. 8. geheftet 1½ Thlr.
Zweiter Band. **John Ford.** 1860. 8. geheftet 1½ Thlr.
Dritter Band. **John Lilly, Robert Greene und Christoph Marlowe.** 1860. 8. geheftet 1½ Thlr.

Shakespeare's, William, Sonette, in Deutscher Nachbildung. Pracht-Ausgabe. 1862. gr. 8. geheftet 2 Thlr.
Elegant gebunden 2⅔ Thlr.

Dieselben. Volks-Ausgabe. 2. vielfach verbesserte Auflage. Miniatur-Ausgabe. 1866. Mit dem Portrait Shakespeare's in Photographie. geheftet 18 sgr.
Elegant cartonnirt 22½ sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr.

Shakespeare, William. König Lear. Deutsch. 1865. kl. 8. geh. 15 sgr.

Von **Friedrich Bodenstedt** sind im Verlage der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin, folgende Werke erschienen, und von derselben sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Einführung des Christenthums in Armenien. Eine Vorlesung, gehalten am 2. März 1850 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. 8. geheftet 6 sgr.

Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. Zweite, gänzlich umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientalische Frage vermehrte Auflage. 2 Bände. Miniatur-Ausgabe. 1855.
Gebunden in Kattun $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 7. vermehrte Auflage. Cicero-Pracht-Ausgabe. 1860. 8. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Elegant gebunden $2\frac{1}{6}$ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 21. Auflage. Diamant-Volks-Ausgabe (11. Abdruck.) 1868. Taschenformat mit zweifarbiger Einfassung. cartonnirt $12\frac{1}{2}$ sgr.
Elegant gebunden $22\frac{1}{2}$ sgr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 22. Aufl. Miniatur-Ausg. 1868. geh. 1 Thlr.
Elegant gebunden $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 25. Auflage. Volks- (Bourgeois-) Ausgabe (3. Abdruck). 1868. kl. 8. geh. im farbigen Carton $12\frac{1}{2}$ sgr.

Ada, die Lesghierin. Ein Gedicht. Miniatur-Ausgabe. 1853. geheftet $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Elegant gebunden $1\frac{5}{6}$ Thlr.

Demetrius. Historische Tragödie in fünf Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. (Gewidmet Sr. Majestät dem Könige Maximilian von Bayern.) 1856 geheftet $1\frac{1}{4}$ Thlr.
Elegant gebunden $1\frac{7}{12}$ Thlr.

Gedichte. Erster Band. (Auch unter dem besonderen Titel: **Aus der Heimat und Fremde.**) Miniatur-Ausgabe. 1856. geheftet $1\frac{1}{4}$ Thlr.
Elegant gebunden $1\frac{7}{12}$ Thlr.

Gedichte. Zweiter Band. (Auch unter dem besonderen Titel: **Altes und Neues.**) Miniatur-Ausgabe. 1859. geb. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Elegant gebunden $1\frac{5}{6}$ Thlr.

Festspiel zur Jubelfeier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schillers in München. 1859. gr. 8. geheftet 5 sgr.

König Authari's Brautfahrt. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. 1860. geheftet 18 sgr.
Elegant gebunden 28 sgr.

Aus Ost und West. Sechs Vorlesungen. 1861. 8. geheftet 1 Thlr.

Epische Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. 1862. geheftet 24 sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr. 4 sgr.

Ausgewählte Dichtungen. 1864 kl. 8. geheftet 20 sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr.

Gesammelte Schriften. Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden. 1865—1869. à 15 sgr.

Lermontoff's, Michaïl, Poetischer Nachlaß, zum Erstenmal in den Versmaaßen der Urschrift mit Hinzuziehung der bisher unveröffentlichten Gedichte aus dem Russischen übersetzt, mit Einleitung und erläuterndem Anhange und einem biographisch-kritischen Schlußworte versehen von Friedrich Bodenstedt. 2 Bände. Miniatur-Ausgabe. 1852. geheftet 3 Thlr.
Elegant gebunden $3\frac{2}{3}$ Thlr.

Puschkin's, Alexander, Poetische Werke, übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Miniatur-Ausgabe.
Erster Band: **Gedichte.** 1854. geheftet $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Zweiter Band: **Eugen Onägin.** Ein Roman in Versen. 1854. geheftet $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Dritter Band: **Dramatische Werke.** 1855. geheftet $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Elegant gebunden à $1\frac{5}{6}$ Thlr.
(Dies Werk ist mit 3 Bänden vollständig, jeder Band hat doppelte Titel und wird einzeln verkauft.)

Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen.
Erster Band. **John Webster.** 1858. 8. geheftet $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Zweiter Band. **John Ford.** 1860. 8. geheftet $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Dritter Band. **John Lilly, Robert Greene und Christoph Marlowe.** 1860. 8. geheftet $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Shakespeare's, William, Sonette, in Deutscher Nachbildung. Pracht-Ausgabe. 1862. gr. 8. geheftet 2 Thlr.
Elegant gebunden $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Dieselben. Volks-Ausgabe. 2. vielfach verbesserte Auflage. Miniatur-Ausgabe. 1866. Mit dem Portrait Shakespeare's in Photographie. geheftet 18 sgr.
Elegant cartonnirt $22\frac{1}{2}$ sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr.

Shakespeare, William. König Lear. Deutsch. 1865. kl. 8. geh. 15 sgr.

Von **Friedrich Bodenstedt** sind im Verlage der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin, folgende Werke erschienen, und von derselben sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Einführung des Christenthums in Armenien. Eine Vorlesung, gehalten am 2. März 1850 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. 8. geheftet 6 sgr.

Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. Zweite, gänzlich umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientalische Frage vermehrte Auflage. 2 Bände. Miniatur-Ausgabe. 1855. Gebunden in Kattun $3\frac{2}{3}$ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 7. vermehrte Auflage. Cicero-Pracht-Ausgabe. 1860. 8. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr. Elegant gebunden $2\frac{1}{6}$ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 21. Auflage. Diamant-Volks-Ausgabe (11. Abdruck.) 1868. Taschenformat mit zweifarbiger Einfassung. cartonnirt $12\frac{1}{2}$ sgr. Elegant gebunden $22\frac{1}{2}$ sgr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 22. Aufl. Miniatur-Ausg. 1868. geh. 1 Thlr. Elegant gebunden $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 25. Auflage. Volks- (Bourgeois-) Ausgabe (3. Abdruck). 1868. kl. 8. geh. im farbigen Carton $12\frac{1}{2}$ sgr.

Ada, die Lesghierin. Ein Gedicht. Miniatur-Ausgabe. 1853. geheftet $1\frac{1}{3}$ Thlr. Elegant gebunden $1\frac{5}{6}$ Thlr.

Demetrius. Historische Tragödie in fünf Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. (Gewidmet Sr. Majestät dem Könige Maximilian von Bayern.) 1856 geheftet $1\frac{1}{4}$ Thlr. Elegant gebunden $1\frac{7}{12}$ Thlr.

Gedichte. Erster Band. (Auch unter dem besonderen Titel: **Aus der Heimat und Fremde.**) Miniatur-Ausgabe. 1856. geheftet $1\frac{1}{4}$ Thlr. Elegant gebunden $1\frac{7}{12}$ Thlr.

Gedichte. Zweiter Band. (Auch unter dem besonderen Titel: **Altes und Neues.**) Miniatur-Ausgabe. 1859. geb. $1\frac{1}{2}$ Thlr. Elegant gebunden $1\frac{5}{6}$ Thlr.

Festspiel zur Jubelfeier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schillers in München. 1859. gr. 8. geheftet 5 sgr.

König Authari's Brautfahrt. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. 1860. geheftet 18 sgr. Elegant gebunden 28 sgr.

Aus Ost und West. Sechs Vorlesungen. 1861. 8. geheftet 1 Thlr.

Epische Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. 1862. geheftet 24 sgr. Elegant gebunden 1 Thlr. 4 sgr.

Ausgewählte Dichtungen. 1864 kl. 8. geheftet 20 sgr. Elegant gebunden 1 Thlr.

Gesammelte Schriften. Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden. 1865—1869. à 15 sgr.

Lermontoff's, Michaïl, Poetischer Nachlaß, zum Erstenmal im Versmaaßen der Urschrift mit Hinzuziehung der bisher unveröffentlichten Gedichte aus dem Russischen übersetzt, mit Einleitung und erläuterndem Anhange und einem biographisch-kritischen Schlußworte versehen von Friedrich Bodenstedt. 2 Bände. Miniatur-Ausgabe. 1852. geheftet 3 Thlr. Elegant gebunden $3\frac{2}{3}$ Thlr.

Puschkin's, Alexander, Poetische Werke, übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Miniatur-Ausgabe.
Erster Band: **Gedichte.** 1854. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Zweiter Band: **Eugen Onägin.** Ein Roman in Versen. 1854. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Dritter Band: **Dramatische Werke.** 1855. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Elegant gebunden à $1\frac{5}{6}$ Thlr.
(Dies Werk ist mit 3 Bänden vollständig, jeder Band hat doppelte Titel und wird einzeln verkauft.)

Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen.
Erster Band. **John Webster.** 1858. 8. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Zweiter Band. **John Ford.** 1860. 8. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Dritter Band. **John Lilly, Robert Greene und Christoph Marlowe.** 1860. 8. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Shakespeare's, William, Sonette, in Deutscher Nachbildung. Pracht-Ausgabe. 1862. gr. 8. geheftet 2 Thlr. Elegant gebunden $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Dieselben. Volks-Ausgabe. 2. vielfach verbesserte Auflage. Miniatur-Ausgabe. 1866. Mit dem Portrait Shakespeare's in Photographie. geheftet 18 sgr. Elegant cartonnirt $22\frac{1}{2}$ sgr. Elegant gebunden 1 Thlr.

Shakespeare, William. König Lear. Deutsch. 1865. kl. 8. geb. 15 sgr.

Von **Friedrich Bodenstedt** sind im Verlage der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in **Berlin**, folgende Werke erschienen, und von derselben sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Einführung des Christenthums in Armenien. Eine Vorlesung, gehalten am 2. März 1850 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. 8. geheftet 6 sgr.

Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. Zweite, gänzlich umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientalische Frage vermehrte Auflage. 2 Bände. Miniatur-Ausgabe. 1855.
Gebunden in Kattun $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 7. vermehrte Auflage. Cicero-Pracht-Ausgabe. 1860. 8. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Elegant gebunden $2\frac{1}{6}$ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 21. Auflage. Diamant-Volks-Ausgabe (11. Abdruck.) 1868. Taschenformat mit zweifarbiger Einfassung. cartonnirt $12\frac{1}{2}$ sgr.
Elegant gebunden $22\frac{1}{2}$ sgr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 22. Aufl. Miniatur-Ausg. 1868. geh. 1 Thlr.
Elegant gebunden $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 25. Auflage. Volks- (Bourgeois-) Ausgabe (3. Abdruck). 1868. kl. 8. geh. im farbigen Carton $12\frac{1}{2}$ sgr.

Ada, die Lesghierin. Ein Gedicht. Miniatur-Ausgabe. 1853. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Elegant gebunden $1\frac{5}{6}$ Thlr.

Demetrius. Historische Tragödie in fünf Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. (Gewidmet Sr. Majestät dem Könige Maximilian von Bayern.) 1856 geheftet $1\frac{1}{4}$ Thlr.
Elegant gebunden $1\frac{7}{12}$ Thlr.

Gedichte. Erster Band. (Auch unter dem besonderen Titel: **Aus der Heimat und Fremde.**) Miniatur-Ausgabe. 1856.
geheftet $1\frac{1}{4}$ Thlr.
Elegant gebunden $1\frac{7}{12}$ Thlr.

Gedichte. Zweiter Band. (Auch unter dem besonderen Titel: **Altes und Neues.**) Miniatur-Ausgabe. 1859. geb. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Elegant gebunden $1\frac{5}{6}$ Thlr.

Festspiel zur Jubelfeier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schillers in München. 1859. gr. 8.
geheftet 5 sgr.

König Authari's Brautfahrt. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. 1860. geheftet 18 sgr.
Elegant gebunden 28 sgr.

Aus Ost und West. Sechs Vorlesungen. 1861. 8. geheftet 1 Thlr.

Epische Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. 1862. geheftet 24 sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr. 4 sgr.

Ausgewählte Dichtungen. 1864 kl. 8. geheftet 20 sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr.

Gesammelte Schriften. Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden. 1865 – 1869. à 15 sgr.

Lermontoff's, Michaïl, Poetischer Nachlaß, zum Erstenmal in den Versmaaßen der Urschrift mit Hinzuziehung der bisher unveröffentlichten Gedichte aus dem Russischen übersetzt, mit Einleitung und erläuterndem Anhange und einem biographisch-kritischen Schlußworte versehen von Friedrich Bodenstedt. 2 Bände. Miniatur-Ausgabe. 1852. geheftet 3 Thlr.
Elegant gebunden $3\frac{2}{3}$ Thlr.

Puschkin's, Alexander, Poetische Werke, übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Miniatur-Ausgabe.
Erster Band: **Gedichte.** 1854. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Zweiter Band: **Eugen Onägin.** Ein Roman in Versen. 1854. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Dritter Band: **Dramatische Werke.** 1855. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Elegant gebunden à $1\frac{5}{6}$ Thlr.
(Dies Werk ist mit 3 Bänden vollständig, jeder Band hat doppelte Titel und wird einzeln verkauft.)

Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen.
Erster Band **John Webster.** 1858. 8. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Zweiter Band. **John Ford.** 1860. 8. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Dritter Band. **John Lilly, Robert Greene und Christoph Marlowe.** 1860. 8. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Shakespeare's, William, Sonette, in Deutscher Nachbildung. Pracht-Ausgabe. 1862. gr. 8. geheftet 2 Thlr.
Elegant gebunden $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Dieselben. Volks-Ausgabe. 2. vielfach verbesserte Auflage. Miniatur-Ausgabe. 1866. Mit dem Portrait Shakespeare's in Photographie. geheftet 18 sgr.
Elegant cartonnirt $22\frac{1}{2}$ sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr.

Shakespeare, William. König Lear. Deutsch. 1865. kl. 8. geh. 15 sgr.

Von **Friedrich Bodenstedt** sind im Verlage der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin, folgende Werke erschienen, und von derselben sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Einführung des Christenthums in Armenien. Eine Vorlesung, gehalten am 2. März 1850 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. 8. geheftet 6 sgr.

Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. Zweite, gänzlich umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientalische Frage vermehrte Auflage. 2 Bände. Miniatur-Ausgabe. 1855.
Gebunden in Kattun 3½ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 7. vermehrte Auflage. Cicero-Pracht-Ausgabe. 1860. 8. geheftet 1½ Thlr.
Elegant gebunden 2⅙ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 21. Auflage. Diamant-Volks-Ausgabe (11. Abdruck.) 1868. Taschenformat mit zweifarbiger Einfassung. cartonnirt 12½ sgr.
Elegant gebunden 22½ sgr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 22. Aufl. Miniatur-Ausg. 1868. geh. 1 Thlr.
Elegant gebunden 1½ Thlr.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. 25. Auflage. Volks- (Bourgeois-) Ausgabe (3. Abdruck). 1868. kl. 8. geh. im farbigen Carton 12½ sgr.

Ada, die Lesghierin. Ein Gedicht. Miniatur-Ausgabe. 1853. geheftet 1½ Thlr.
Elegant gebunden 1⅚ Thlr.

Demetrius. Historische Tragödie in fünf Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. (Gewidmet Sr. Majestät dem Könige Maximilian von Bayern.) 1856 geheftet 1¼ Thlr.
Elegant gebunden $1\frac{7}{12}$ Thlr.

Gedichte. Erster Band. (Auch unter dem besonderen Titel: **Aus der Heimat und Fremde.**) Miniatur-Ausgabe. 1856.
geheftet 1¼ Thlr.
Elegant gebunden $1\frac{7}{12}$ Thlr.

Gedichte. Zweiter Band. (Auch unter dem besonderen Titel: **Altes und Neues.**) Miniatur-Ausgabe. 1859. geh. 1½ Thlr.
Elegant gebunden 1⅚ Thlr.

Festspiel zur Jubelfeier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schillers in München. 1859. gr. 8.
geheftet 5 sgr.

König Authari's Brautfahrt. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. 1860. geheftet 18 sgr.
Elegant gebunden 28 sgr.

Aus Ost und West. Sechs Vorlesungen. 1861. 8. geheftet 1 Thlr.

Epische Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. 1862. geheftet 24 sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr. 4 sgr.

Ausgewählte Dichtungen. 1864 kl. 8. geheftet 20 sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr.

Gesammelte Schriften. Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden. 1865 – 1869 à 15 sgr.

Lermontoff's, Michaïl, Poetischer Nachlaß, zum Erstenmal in den Versmaaßen der Urschrift mit Hinzuziehung der bisher unveröffentlichten Gedichte aus dem Russischen übersetzt, mit Einleitung und erläuterndem Anhange und einem biographisch-kritischen Schlußworte versehen von Friedrich Bodenstedt. 2 Bände. Miniatur-Ausgabe. 1852. geheftet 3 Thlr.
Elegant gebunden 3⅔ Thlr.

Puschkin's, Alexander, Poetische Werke, übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Miniatur-Ausgabe.
Erster Band: **Gedichte.** 1854. geheftet 1½ Thlr.
Zweiter Band: **Eugen Onägin.** Ein Roman in Versen. 1854. geheftet 1½ Thlr.
Dritter Band: **Dramatische Werke.** 1855. geheftet 1½ Thlr.
Elegant gebunden à 1⅚ Thlr.
(Dies Werk ist mit 3 Bänden vollständig, jeder Band hat doppelte Titel und wird einzeln verkauft.)

Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen.
Erster Band. **John Webster.** 1858. 8. geheftet 1½ Thlr.
Zweiter Band. **John Ford.** 1860. 8. geheftet 1½ Thlr.
Dritter Band. **John Lilly, Robert Greene und Christoph Marlowe.** 1860. 8. geheftet 1½ Thlr.

Shakespeare's, William, Sonette, in Deutscher Nachbildung. Pracht-Ausgabe. 1862. gr. 8. geheftet 2 Thlr.
Elegant gebunden 2⅔ Thlr.

Dieselben. Volks-Ausgabe. 2. vielfach verbesserte Auflage. Miniatur-Ausgabe. 1866. Mit dem Portrait Shakespeare's in Photographie. geheftet 18 sgr.
Elegant cartonnirt 22½ sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr.

Shakespeare, William. König Lear. Deutsch. 1865. kl. 8. geb. 15 sgr.